Das ewige Licht

Peter Rosegger

Das ewige Licht.

Das ewige Licht.

Das ewige Licht.

Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

Fünfte Auflage.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1897.

Erstes Buch.

Am 20. März 1875.

Ein solcher Palmsamstag! Mit Seiner Gnaden derart in Wortwechsel zu geraten! Mir zittern noch die Glieder, aber zu bereuen? Zu bereuen ist es nicht, was ich gesagt habe.

Daß mich der Bischof nicht wie sonst in sein Arbeitszimmer führte, ist mir alsbald aufgefallen. Im blauen Saal, wo die Audienzen erteilt werden, lud er mich ein, Platz zu nehmen. Aufschreiben will ich es nun, was gesprochen worden ist, weiß Gott, was daraus folgen wird.

„Lieber Stadtpfarrkaplan," so hat er begonnen, „mit Ihnen bin ich gar nicht zufrieden. Sie erinnern sich doch meiner väterlichen Ermahnungen? Wenn Sie in Ihren schriftstellerischen Arbeiten nicht vorsichtiger sein können, so werfen Sie doch die Feder zum Satan und nehmen dafür den Rosenkranz in die Hand. Sie kompromittieren ja die Kirche und den Klerus!"

Da bin ich aufgestanden.

„Bleiben Sie nur sitzen, Wieser," sagte er und legte mir seine Hand leicht an den Arm.

„Euer bischöfliche Gnaden, es geziemt sich nicht, daß ein so schwer Angeklagter vor seinem Richter auf dem Seidenstuhl sitzt. Darf ich mich verteidigen?"

„Mein Gott, ja, wenn Sie's nur könnten!"

„Ich bin mir nicht bewußt, in meinen Schriften jemals gegen den christlichen Geist gefehlt zu haben. Menschenliebe, Duldung, Versöhnlichkeit . . .“

„Ich bitte Sie, lassen Sie diese Phrasen. Wir haben das praktische Christentum zu vertreten, verstehen Sie? Und da verbindet man sich nicht mit der Neuschule, ergreift nicht ihre Partei, wie Sie es vor kurzem in einem Artikel gethan haben. Auch sprechen Sie zu oft und wie mir scheint, zu absichtlich von den ersten Christen, von gewissen Einrichtungen der katholischen Kirche, von alten Mißbräuchen im Volk. Sie spielen sich ja beinahe auf einen dieser Volksbildungsvereinler hinaus und manchmal glaubt man — Sie verzeihen schon — einen fermen Freimaurer aus Ihnen zu hören.“

„Euere Excellenz, bischöfliche Gnaden, Verzeihung! Dieser Vorwurf müßte mich zu Boden schmettern, wenn er mich träfe. Ich bin Christ, katholischer Christ, Priester. Mir liegt unsere Religion, unser Kultus, unser Beruf zu sehr am Herzen, als daß nicht mein fortwährendes Verlangen wäre, diese heiligen Dinge auf denkbar reinster, auf idealer Höhe zu sehen.“

„Und darum müssen Sie sie niederziehen?“ sagte der Bischof, da hatte er auch schon das Buch in der Hand. „Sie sehen, ich bin einer der ersten Abnehmer Ihres neuen Werkes, das gestern erschien. ‚Herzklopfen und Hammerschläge‘, schon der Titel giebt sich unpriesterlich. Herzklopfen sollen Sie haben, wenn Sie bei der Messe den Leib des Herrn aufwandeln; Hammerschläge mögen Sie führen, um die Ketten fester zu schmieden, mit denen der Erbfeind der Kirche gefesselt ist. Sie scheinen mit Ihren Hammerschlägen diese Kette eher zertrümmern zu wollen.“

„Ein harmloses Geschichtenbüchlein,“ wagte ich zu sagen.

„Gut. Ich frage Sie nicht, ob jetzt die Zeit ist dafür, daß katholische Priester harmlose Geschichtenbücher schreiben. Ich bezweifle nur, daß die Anekdoten, die Sie da erzählen, ganz harmlos gemeint sind. Nach Ihrer mir bekannten Denkweise ist das nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls aber seien Sie versichert, daß Geschichten, wie ‚Der Schoßhund des Pfarrers‘, ‚Der fromme Student‘, ‚Die Feuerzange‘ vom Volke nicht harmlos verstanden werden, daß sie vielmehr eine Handhabe bieten, den Klerus zu verspotten. Die Welt ist ohnehin nur zu sehr geneigt, es zu thun, wenn nun noch Priester selbst dazu Gelegenheit machen!“

„Ich bitte, Excellenz, gerade die genannten Stücklein sind uralte Anekdoten, die in Klosterarchiven aufbewahrt werden, die wahrscheinlich auch von lustigen Mönchen erfunden worden sind und im Volke seit jeher scherzhaft erzählt werden.“

„Also wozu sie wieder aufwärmen?“ fragte der Bischof. Nun war es klar, daß ich mich schlecht verteidigte. Und warum? Weil ich nicht nach meiner Überzeugung sprach. Sollte ich diese Feigheit fortsetzen? Vielleicht in Ungnade konnte ich das Haus verlassen, nicht aber in Selbstverachtung. Ein paar Schritte trat ich zurück, gleichsam als bedeute die Stunde eine Trennung. So stand ich vor dem schönen Greise mit dem weißen Haar.

„Mein aus ganzem Herzen geliebter Oberhirt,“ begann ich, und es ist wahrlich keine Phrase gewesen. „Ich gestehe, manches in der Absicht geschrieben zu haben, Reformen anzubahnen.“

„Reformen in der katholischen Kirche?“ unterbrach er mich. „Das einzige, was auf dieser wechselvollen Erde feststeht, woran sich schwankende Staaten lehnen, wankende Völker klammern, die katholische Kirche wollen Sie durch sogenannte Reformen unterminieren?“

„Ich weiß, daß mein Geständniß mich vernichtet, aber ich kann nicht anders. Ich suche das Reich Gottes und zweifle und zage bei diesem Suchen und bin ganz allein. In der Beichte, wenn ich meinen Zweifel bekannt an der sittlichen Zweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der heiligen Kirche, da ist mir gesagt worden: Bete, mein Sohn! Bitte Gott um die Gnade, daß du nicht zweifelst, sondern vielmehr seinen unerforschlichen Ratschlüssen in Demut und Gehorsam dich fügest. Und nichts sonst, kein Überzeugen und kein Mutzusprechen. Hinweise auf die Kirchenväter haben mir nicht immer genügt, allein bin ich geblieben bei meinem Suchen und Irren. Helfen Sie mir, mein Bischof, zerstreuen Sie meine Meinung, daß zum Beispiel die — Ehelosigkeit des Priesters ...“

Seine Gnaden erhob die Augenbrauen.

„Wäre ich jung an Jahren,“ so meine zagende Rede, „ich würde vielleicht darunter leiden, aber nicht davon sprechen. Ein Mann in meinem Alter darf vielleicht eher die Meinung bekennen, daß die Ehelosigkeit nicht immer eine gute Einrichtung genannt werden kann und daß besonders gegenwärtig der Kirche ein Dienst geleistet wird, wenn einer der Ihrigen in Wort und Schrift dagegen auftritt.“

Recht leise habe ich es gesprochen, bangend, gleichsam mit bittender Stimme, daß er solche Dreistigkeit mir vergebe. Da er noch schwieg, so fuhr ich fort: „Alle unsere Berufsgenossen, Excellenz, die mit der harten

Satzung kämpfen, alle sind nicht siegreich, durchaus nicht. Das Blut führt zur Leidenschaft, diese zur Schuld, diese zur Strafe oder Verachtung, und was der Mensch sündigt, das muß die Kirche büßen. Unser Zeitalter ist ein kritisches, wir ständen anders da ohne das Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menschlicher sein wollten."

Der Bischof hob nun seinen Atem, und es schien, er wolle ein Wort aus seinem Herzen herausheben, sagte schließlich aber nichts als: „Menschlichkeit ohne Gottes Erleuchtung ist Finsternis, sagt der heilige Augustinus."

„Gewiß, Excellenz. Mit jedem Tage wird es mir klarer, wie sündig ich bin. Und doch darf ich vielleicht in Demut hoffen, aus redlichem Herzen ein Diener des ewigen Lichtes zu sein."

„Das ewige Licht ist der Glaube," sagte der Kirchenfürst ruhig und voller Würde. „Beten Sie um den Glauben, hüten Sie in sich und Anderen den Glauben, dann wird Gottes Erleuchtung mit Ihnen sein. Der Glaube ist eine Gnade Gottes, wir alle müssen um ihn bitten."

„Weil wir alle zweifeln."

„Nicht weiter!" fiel er mir scharf ins Wort.

Ich habe um Verzeihung gebeten und muß wohl sehr aufgeregt oder armselig dagestanden sein, denn er erhob sich nun, trat zu mir und nahm mich freundlich an der Hand.

„Wolfgang," sagte er, wie mild war seine Stimme! „Wolfgang, Sie sind ein altes Kind. Der angedeutete Konflikt ist ja nicht der einzige, der uns beunruhigt. Man muß sie mit Ergebung ertragen. Lehnt man sich auf, so werden die kleinen Gespenster zu Dämonen und töten

unsere Seele. Glauben Sie, daß es mir nicht nahe geht? — Von Ihrer guten Absicht bin ich überzeugt, aber Reformen werden Sie keine machen, dazu müßte Einer aus anderem Holze geschnitten sein. Sie können nur verwirren. Darum befolgen Sie in Zukunft meinen Rat, schreiben Sie nicht solche Dinge, nutzen Sie vielmehr Ihr Talent, ein Verherrlicher unserer Kirche zu sein. Ich habe Ihre Fähigkeiten stets erkannt, geben Sie mir nur auch Gelegenheit, sie zu schätzen. Sie werden ja doch nicht ewig Kaplan bleiben wollen. Gott mit Ihnen!"

Die Treppe herab wußte ich kaum, wie mir geschah. Fast dämmerte mir, ob des Bischofs Milde nicht doch etwa christlicher sei, als meine ungeduldigen Verbesserungsbestrebungen, die eigentlich so ganz der Demut bar waren, als wären die alten Einrichtungen für mich zu schlecht, und als verstände ich sie besser zu machen.

Vom Bischofspalaste bin ich geradeswegs in die Druckerei der „Neuen christlichen Blätter" geeilt, um den Abdruck eines Aufsatzes zu verhindern, den ich am Donnerstag dahin geschickt hatte. Zwischen einem Schulmanne und der klerikalen Presse hat sich nämlich seit Wochen ein öffentlicher Streit entsponnen über den Religionsunterricht in der Volksschule. Der Schulmann will bei dem Religionsunterrichte das Evangelium im Vordergrunde haben, der Klerus den Katechismus. Und wie der Streit immer heftiger wird, gebe auch ich meinen Senf dazu. Unter der Aufschrift: „Das Evangelium voran!" verfasse ich eine Abhandlung, in welcher dafür gehalten wird, daß zur religiösen und sittlichen Erziehung der Menschen das Evangelium weit mehr beiträgt, als der Katechismus, obschon ich letzteren als Volksbuch natürlich auch für not-

wendig halte. Das Evangelium Christi in seiner ursprünglich lebendigen Art kann nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden; es ist der Kern unserer Religion. Der Katechismus ist nur die Schale. Dieses nach vielen Erfahrungen und Erwägungen mein Urteil. Mein Bischof wird ja wohl auch so denken, es kann nicht anders sein. Der Streit ist dem Herrn aber zuwider und ihm zu Liebe — weil er trotz seiner Unzufriedenheit mit mir so gütig ist, will ich den Aufsatz zurückziehen. Zu spät kam ich in die Druckerei, der Aufsatz ist schon gedruckt — erscheint morgen früh. Und sieht's nun gerade aus, als ob es zu Trotz geschehe auf die heutige Unterredung hin. — Ist er nicht mein Herr? Hätte er mir nicht jeden Federstrich verbieten können? Und er hatte nur Rat und Bitte. Bereuen kann ich meinen Aufsatz nie, aber bedauern, daß ich damit dem alten Herrn zuwiderhandeln muß. Das quält mich. Mit dem Besten kann man Unrecht haben, wenn damit einem guten Menschen Leides geschieht. Wenn ein Mensch schon in guter Absicht Schlechtes begeht, wie viel wird ein anderer erst mit böser ausrichten? — Es ist ein abscheuliches Gefühl, mit dem ich heute schlafen gehen muß.

Am Ostermontage.

Ich wäre festgenagelt. In den Chartagen ist's still geblieben, kein Verweis, kein ungutes Wort. Aber zu einer Festfreude bin ich doch nicht gekommen. Der unbeschreibliche Blick, den mir der Probst bei den Exercitien am Charmittwoch zugefunkelt — er hat mir arg bange gemacht. Der Bischof hat freilich ein anderes Auge und

so wollte ich mir nichts Arges träumen lassen. Heute ist es da.

Sankt Maria im Torwald.

Es soll eine schöne Gegend sein, sagen die Leute. Wo man im Juli Schneewasser trinken kann, sagen sie. Siebenhundert und sieben Seelen, schreibt der Diöcesenkalender. Kleinbauern, Almer, Holzleute und Sonstiges, man weiß nicht was. Mein Vorgänger ist dort ein Narr geworden und nachher in einer Irrenanstalt gestorben.

Da liegt das Dekret. Ich bin Pfarrer zu Sankt Maria im Torwald. Tausendfünfhundert Meter hoch gelegen, da kann man doch nicht sagen, daß ich erniedrigt worden wäre. — Sankt Maria! Meine Mutter selig hat auch Maria geheißen. „Wolfgang," hatte sie eines Tages gesagt, „überleg' dir's gut, bevor du die Weihe nimmst! Du kannst Rechtsgelehrter werden, Arzt, Lehrer oder sonst was, da kann man sich überall hineinleben, nur zum Geistlichen muß man von Gott erwählt sein. Der Geistliche hat seine schwere Verantwortung, er kommt zur Vergeltung entweder in den neunten Himmel oder in die neunte Hölle." Ich hielt mich für erwählt von Gott. Nichts Schöneres, als Priester zu sein, weltabgewendet nur dem Guten und Göttlichen zu leben, im sorgenfreien Frieden der Seele, hochgeehrt von den Menschen. Habe ich mir als Kind doch den Himmel nie anders denken können, als eine große Kirche mit dem Hochaltar, an welchem Jesus Christus Messe liest. — Seit länger als zwanzig Jahren trage ich jetzt die Tonsur und suche mein Ideal. In der Nähe der Mitra ist es nicht und im Kreise der Tiara habe ich es auch nicht gefunden. Weltabgewendet? Dem Guten und Göttlichen leben? Frieden

der Seele? — Der neunte Himmel? Die neunte Hölle. — Meine Mutter ist ein kluges Weib gewesen.

Und jetzt werde ich den Himmel suchen gehen — da oben im Torwald. Es dürfte wohl der sein, von dem die Kinder in Hohenmauth singen:

„Im Himmel ist's kalt,
Wo der Schnee aba fallt,
Wann d' in Himmel willst kema,
Mußt Handschuh mitnehma . . .“

Am 10. April.

Das wäre überstanden. Der Kreuzweg auf Golgatha — vergieb mir, Erlöser — kann kaum härter sein, als mein Gang zum Bischof war. Der Dankbesuch. Der Dank für Sankt Maria im Torwald.

Er hat mich wieder in sein Arbeitszimmer geführt, wie früher oft, hat gütig zu mir gesprochen. Mit allem Nötigen, meinte er, möchte ich mich versehen für die neue Station, besonders mit warmen Kleidern. Die Gegend sei übrigens gesund, meine Vorfahren seien dort sehr alt geworden, mit Ausnahme des armen hochwürdigen Herrn Steinberger, dessen Geisteskrankheit sich kein Mensch erklären könne. Neunzehn Jahre lang sei er Seelsorger gewesen in Sankt Maria, und seine kleine Pfarrei habe er sehr lieb gehabt. Auf einmal sei etwas über ihn gekommen, fort habe er müssen und rastlos im Lande umherwandern wie ein Gehetzter. Und habe dafür keinen Grund angegeben, wohl keinen angeben können, schier nicht anders, als ob ihm ein böser Zauber angethan gewesen wäre. Er ruhe in Gott! schloß der Bischof, und ich würde mich gewiß wohl fühlen in der Seelsorge dort, und er wünsche recht herz-

lich, daß auch ich gleich so vielen Vorgängern ein hohes Alter erreiche.

Was etwa ich darauf erwidert, ist mir schon entfallen, wird nicht viel Schwerwiegendes gewesen sein. Nachher, als ich mich von dem hohen Greis verabschiedete, da fiel mir die ganze Last meiner Schuld aufs Herz. Er begleitete mich bis zum Ausgang, dort nahm er meine Hand ganz von selber, schaute mir mit einer fast trauernden Gütigkeit ins Gesicht und sprach: „Ich muß Ihnen noch etwas sagen, Wieser. Nehmen Sie es nicht so, als wäre Ihre Übersetzung eine Strafe. Das ist sie nicht, Sie sind jetzt Pfarrer, ein freier Mann. Durch diese Ernennung wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, auf dem weltfernen Sprengel manches praktisch durchzuführen, was Sie hier als Schriftsteller theoretisch verlangt haben. Ich verbiete Ihnen nicht, über Ihre Reformideen weiter zu schreiben, aber ich glaube, Sie werden es von selbst unterlassen. Siebenhundert Seelen sind Ihnen anvertraut. Der treue Gott stärke und behüte Sie. Leben Sie wohl, Wieser!"

Siebenhundert Seelen. Am Tage des Gerichts wird sie der Herr von mir fordern.

Kloster Alpenzell,
am vierten Sonntag nach Ostern.

Der Wanderer hat hier eine gute Hütte gefunden zum Rasten. Und den Rest dieses Rasttages will ich nutzen, um die bisherige Reise nach meinem Bestimmungsorte im Tagebuch kurz zu verzeichnen.

Noch jetzt bin ich ergrimmt darüber, daß mir der Abschied von der großen Stadt so schwer geworden ist.

Warum denn so schwer? Habe ich je einen Gefallen gefunden an diesem Haufen von steinernen, mit Flunk und Flitter angefüllten Höhlen? Hat mir nicht vielmehr immer gegraut vor den Dämonen, denen die Städter wie besessen nachjagen? Habe ich denn je so recht Ergötzlichkeit genossen an dem, was sie Kunst nennen, was ihnen die Natur ersetzen soll? Bin ich in solcher Umgebung nicht selbst vergrämt, streitsüchtig, vielleicht ungerecht geworden? Von Stadtgift geätzt bin ich ein zerfressener Mensch geworden, anders kann ich's nicht sagen. Und meine Amtsgenossen! Sie, die diesen Stand so leichthin und so geschäftsmäßig zu halten pflegen und gedankenlos alles hinnehmen, was die Oberen anordnen (gar nicht mehr Gehorsam, vielmehr Stumpfsinn zu nennen), nicht leicht habe ich mich von ihnen getrennt. Zu warmherzigen Menschen wurden sie mir auf einmal, als sie die Hand zum Abschied reichten. Es ist ein hartes Scheiden, wenn's in die Verbannung geht. Sieben Dudelsäcke hätten die Glückwünsche nicht alle fassen können, die sie mir mitgegeben. Nur einem einzigen Schuhmacher, dem ich die Kinder getauft seit zwanzig Jahren, dem fiel es wunderswegen ein, daß vier Dukaten Reisegeld bessere Dienste leisten dürften, als tausend Glückwünsche. Gott lohne es dem Schuster und sende einen Priester, der ihm die Kinder der weiteren zwanzig Jahre tauft!

Einer meiner Amtsbrüder hat zur Verherrlichung des Abschiedes allerdings etwas Besonderes aufgeführt. Er legte seine Hände an die Ohren, spitzte die Finger nach oben und sagte: „Wieser, wenn du kein Solcher gewesen wärest, so hättest du ein Solcher werden können.“ Zuerst machte er die Geste von Eselsohren, dann die einer

Bischofsmütze. „Sie hatten dich gerne, sie warteten nur auf deine Bekehrung. Die hast du zu lange verschoben und jetzt schicken sie dich hinaus auf die Gnadenpfründe."

(An dieser Stelle befindet sich in der Handschrift des Pfarrers eine Schilderung seiner Weltpriesterschaft in der Stadt. Es war eine Reihe großer Absichten und eben so großer Unklugheiten, eine Reihe von Hoffnungen und Enttäuschungen, und die Gedanken, die der nun ins Gebirge ziehende Mann daran knüpfte, sind trotz seiner sonst hochgemuten Wesenheit nicht gar erbaulich. Wir lassen sie verborgen sein.)

Am ersten Tage hat mich die Eisenbahn rasch dahingetragen. Das ist gut auf den geräuschvollen Bahnhöfen und bei den dröhnenden Rädern, es kommt nicht viel Herzweh auf, man hat keine Zeit dazu. Es ist ein Einschläfern in diesen Wiegen für große Kinder. — Draußen auf der Ebene, ja freilich, dort steht schon das Korn in Ähren, hier blühen die Obstbäume. Gestern fünf Stunden auf dem Postwagen bis hierher in das gastliche Stift. Die Gegend, durch die wir fuhren, hat mich lebhaft erinnert an meine Heimatsthäler. Fast so wellenlinig standen dort die grünen Berge, fast so die baumlosen Dörfer mit den taubengrauen Bretterdächern, fast so stattlich die in Viereck geschlossenen Einzelhöfe. Nur die Kirchen haben hier spitze Türme; in meiner Heimat recken sie gemütlich ihre roten Riesenzwiebeln auf. Nicht schön, sagen die Fremden. Alles ist schön, was in der Heimat steht und unsere Jugend umgeben hat.

Du altes, liebes Hohenmauth, wo sogar das Schloß Zwiebeltürme hatte, an jeder Ecke einen. Bei uns im Gartenhause gab's Zwiebeln nur in der Brotsuppe, und wenn die Mutter manchmal feuchte Augen bekam, so gab sie dem Zwiebelreiben die Schuld. Mein Vater war ge-

nannt fürstlicher Obergärtner, doch ging es bei uns in der Wohnung mit zwei Stuben, wovon die eine auch Küche war, nicht gar fürstlich her. Zu meiner Zeit ist immer ein Halbdutzend Kinder drin herumgekrochen und geklettert. Ich durfte auch im Schloßgarten herumklettern, ja manchmal sogar ins Schloß schlüpfen. Die jungen Prinzen hatten mich zu ihrem Spielkameraden erhoben. Wollten sie auf einen Baum zum Vogelnest, so lehnte ich ihnen die Leiter an, wollten sie schießen, so spannte ich ihnen den Bogen, waren sie auf Handschlitten den Berg herabgerutscht, so schleppte ich ihnen den Schlitten wieder hinauf. Die jungen Herren waren nicht gar erfinderisch, verstanden sich nur auf fertige Spielzeuge; so machte ich ihnen solche aus freier Hand, ersann Vergnügungen und Possen und war manchmal der Anführer einer ganzen Schar von kleinen Fürsten, Grafen und Baronen, die etwa von Nachbarschlössern herbeigekommen. Einmal, als die Herrschaft ausgefahren war, drangen wir siegreich ins Schloß, durch Säle und Zimmer, in welchen es so schön war, wie in der Kirche. Wir spielten Kreuzritter. Kamen dann auch in das Gemach der Schloßfrau, welches in blauer Seide war und mit dicken Fußteppichen, so daß ich in denselben schier bis an die Knöchel einsank. Alles Holzgetäfel war eingelegt mit Gold und Elfenbein, ganz erstaunlich. Ich war beim Kreuzzuge der Feldkaplan, sprang jetzt auf einen Marmortisch zu den wohlriechenden Fläschchen und Salbentiegeln und hub unter dem Jubel der Ritterschaft eine Predigt an. Zufällig war mir das Thema „Du sollst nicht stehlen“ auf die Zunge gekommen und solches schmetterte ich nun lustig nieder auf den jungen Adel des Landes. Dabei hat uns höchst persönlich die Fürstin über-

rascht, und als sie gewahr ward, daß der „Gärtner Wolfel“ so schön predigen könne, kam ihr der Gedanke, den Säckel weit aufzumachen und den Jungen auf geistlich studieren zu lassen. Meinen Eltern ist's freilich wohl recht gewesen, und mir auch, schon der Vakanzen wegen, in welchen ich nachher auf Schloß Hohenmauth fast ebenbürtig den Prinzen behandelt worden bin.

Jene seligen Zeiten, wo sind sie? — Hier im Kloster Alpenzell sind sie wohl gewiß nicht, hier bin ich unter wohlgenährten Mönchen der arme Pfarrer von Sankt Maria im Torwald. Den ehemaligen Kaplan der Stadtprobstei haben sie zwar mit Ehren begrüßt, und im großen Büchersaal habe ich alle meine Bücher liegen gesehen — unaufgeschnitten.

Morgen früh soll's weitergehen, hoffentlich auf einem Klosterwagen — in Gottesnamen hinauf gen Torwald.

Montag abends.

Noch immer sitze ich im Kloster. Es sind bisher meine Sachen nicht angekommen, und so haben mich die geistlichen Herren eingeladen, noch zu bleiben, und haben, ich glaube sogar meinetwegen, allerlei Ergötzlichkeiten veranstaltet. — Vor Zeiten war dieses herrliche Stift voll von Priestern, die Gott lobten in Würdigung seiner schönen Welt, heute sind noch acht Geistliche da, die weiten Landbesitz, große Maierhöfe und ein Seminar versorgen.

Zu denken giebt mir der Abt. Er ist ein großer, eckiger Mann mit wetterbraunem Gesicht. Sein dichtes Haar ist kurz geschnitten, es graut schon. Hinter buschigen Brauen zwei finsterschauende Äuglein, unter den Ohren zwei graue

Bartflügel; sonst sehr sorgfältig rasiert, daß man jeden der scharfen Züge sieht um den breiten, zugekniffenen Mund. Es ist eines jener Gesichter, die nicht lachen können. Vor Jahren war's, da mußte ich einmal einem Verurteilten Gesellschaft leisten in seiner letzten Nacht. Mir graute weniger vor dem armen Sünder, als vor dem finsteren Kerkermeister, der uns bewachte. Und jener Kerkermeister sah ähnlich aus, wie mein ehrwürdiger Prälat von Alpenzell. Er hat mich gelegentlich ein wenig herumgeführt im Kloster, einiges erklärt, mich nach mancherlei gefragt und wohl auch Auftrag gegeben, daß während meines Aufenthaltes im Stifte mir alle Wünsche erfüllt würden. Aber alles sehr kurz und ernst. Als wir an der Küche vorüber kamen, sprach er hinein zu den kochenden Weibsleuten: „Den vor etlichen Tagen angepilgerten Kapaun lasse ich höflichst bitten, sich heute bei Tische einzufinden!" — „Ja ja, Herr Prälat!" antworteten sie drinnen lachend. Er machte eine sehr finstere Miene und ging vorüber. Jetzt dämmerte mir etwas, ob dieser schreckbaren Ernsthaftigkeit wohl auch immer zu trauen sei? Bei der Mittagstafel mußte ich zu seiner Rechten sitzen. Er stach scharf in die Schüssel und schwieg. Als der goldfunkelnde Tischwein zündete, hub das Leben an, die Zungen waren locker geworden und bewegten sich trotz der strengen Miene des Oberhauptes sehr sorglos. Vom Papste war gesprochen worden, dessen lebensgroßes Bild — Pius der Neunte — an der Wand hing, als ein rundgesichtiger Stiftsbruder das Lied vom Papst und vom Sultan anhub zu trällern: Der Papst lebt herrlich auf der Welt! Doch hinderten die immer wieder aufmarschierenden Krüge und Schüsseln — auch der höflich geladene Kapaun war erschienen — das Weitergreifen des Gesanges. Hingegen

wurden zwischen den Bissen Schwänke erzählt. Da kam jener Landpfarrer vor, der die Bittprozession um Regen erst halten ließ, als der Barometer fiel. Da kam jener Prediger, der den zwölfjährigen Jesus, weil er seiner Mutter davongelaufen, als Beispiel kindlichen Ungehorsams aufstellte, welcher denn auch ein schlimmes Ende genommen am Kreuze. Nach jedem Stücke schallendes Gelächter. Auf einmal räusperte sich der Prälat und blickte scharf in die Runde. Jetzt kommt's, dachte ich, der wird über solche Priesteranekdoten ein wenig anders wettern, als mein guter Bischof! Etlichemale warf der Abt seine buschigen Augenbrauen auf und mit runzelnder Stirn hub er an zu sprechen. Er erzählte die Geschichte von der Feuerzange, die jener Student heimlich in das Schlafbett des Dompfarrers praktiziert hatte, und die darauf von ihm und der Haushälterin eine ganze Woche lang im Pfarrhof vergeblich gesucht worden war. — Ein schreiendes Gelächter, nur der Erzähler selber saß wieder schweigend da, machte eine vorwurfsvolle Miene über solche Sachen, dabei zuckten ihm an den Wangen ein paar Grübchen — die Nestlein des Schalkes. Mich dünkt fast, jenem Kerkermeister ist mein würdiger Gastherr vorzuziehen. — Nachdem das Mahl gegen zwei Stunden gedauert hatte, erhob sich der Prälat in seiner ganzen hohen Gestalt und schlug über Gesicht und Brust ein Kreuz. Alle machten ihm's nach und beteten still. Das Christuskreuz und Pius an der Wand konnten nicht stiller sein, als es nun die Mönche waren, und eine Kapelle war das Refektorium geworden, in welchem erst gellendes Gelächter widerhallt hatte.

Nach Tisch gingen etliche der Herren mit der Flinte aus. Die übrigen luden mich ein, mit ihnen eine Kugel-

partie zu machen; mir war es lieber, im weitläufigen Stifte herumzustreifen.

„Der mit der Stiftskasse soll ihn begleiten,“ ordnete der Prälat an, worauf sich ein wesentlich bekropfter Pater nahte, den sie — er ist Zahlmeister — seines Auswuchses wegen „den mit der Stiftskasse“ nannten. Das war ein ganz munterer Patron, erzählte mir trotz seiner Schweratmigkeit allerlei von meinem Bestimmungsorte, aber nicht viel Erbauliches. Ein früherer Pfarrer im Torwald sei Seelsorger, Kurschmied und Schneider in einer Person gewesen. Die Torwaldleute wären Steinschädel neunten Härtegrades, und ob ich wisse, wo das größte Knopfloch der Welt sei? Das größte Knopfloch der Welt sei die Kirchthür zu Sankt Maria im Torwald, denn dort gingen die größten Knöpfe aus und ein.

Solcherlei plauderte der Mann mit der Stiftskasse, bis er dann zu den Keglern ging. Denn ich strich gerne allein um in den Gebäuden und dachte: der neunte Härtegrad! Dann ist's verspielt, den zehnten habe ich nicht. Mit Härte also wird sich nichts machen lassen da oben. — Hernach ging ich und besichtigte die Stiftskirche eingehender, als es gestern noch möglich gewesen war. Sie steht mitten in den Gebäuden, auf einem großen viereckigen Platz fast frei, nur mit der Altarseite stößt sie an das Stiftgebäude. Sie hat den gothischen Stil, nur die Riesenkuppel mit ihrem wie Perlmutter schillernden Grün wird ein neuer Aufbau sein, vielleicht von einem Abte veranlaßt, dem die Kuppel der Peterskirche nicht aus dem Kopfe gewollt. Das Gotteshaus zu Alpenzell ist größer, als unser Bischofsdom, ich zählte vom Hauptportal bis zum Hochaltar dreiundachtzig Schritte. Der hohe Bau mit den zwei Reihen

sechseckiger Strebepfeiler ist sehr dunkel, nur von der vielfensterigen Kuppel strömt ein weißes Oberlicht auf die dunklen Wände mit den zahlreichen Grabmälern verstorbener Äbte. Die zwölf Seitenaltäre sind den Aposteln geweiht, der Hochaltar gehört Sankt Annen, der Mutter Mariens. Wohl derselbe Abt, der die Kuppel aufsetzen ließ, hat auch die zopfstiligen Altäre mit den gewundenen Säulen und den goldenen Wolken errichten lassen. Überall Glanz und Pracht und eine gewisse staubige Dämmerung darüber. Den Spitzbogenstil habe ich nie sehr geliebt, selbst an Kirchen nicht; bei solch düsteren, schmucklosen Gebäuden muß' ich immer an den alten Heidengott Woutan denken, den ich nicht mag; die Walhalla ist gewiß ein gothischer Bau, wenn sie überhaupt einer ist. Das mag sich jener Prälat auch so gedacht haben, der die Barokaltäre in die gothische Kirche stellen ließ und es dadurch nach meiner Meinung mit beiden verdorben hat. — Unser Christengott ist freundlich und mild, so soll es auch sein Tempel sein. Das lachende Barok, mir gefällt es, das hat so viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde mancher Kirchenschiffe mit ihren fröhlichen Bildern aus der heiligen Legende enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Lust und Seligkeit, einen wahren christlichen Olymp. Man sollte Stätten gründen, die mit allen Mitteln menschlicher Herrlichkeit und überirdischen Darstellungen unser Auge und Herz von Staub und Schatten ablenken und zur Höhe heben. Einen Festreigen der Himmlischen wollte ich errichten, hätte ich als Prälat einmal eine große Stiftskirche zu bauen. Aber doch auch wieder nicht so groß und nicht so prunkvoll, daß sie eher zur Bewunderung als zur Andacht stimmte. An Marmor und reichem Gebilde aller Art ist wohl kein Mangel in diesem Gotteshause. Am Hoch-

altare links, über drei weißen Marmorstufen und zwischen vier wie Elfenbein glänzenden Säulen, unter einem schweren, rotseidenen Baldachin, steht der Thron des Abtes, reich eingelegt mit Gold und Steinen, welche die rote Wolle des Samtes umrahmen. Darüber die Inful mit Prälatenstab und Kreuz. — Auf diesem Stuhl, denke ich, sitzt sich's besser, friedlicher und fröhlicher als auf einem Königsthrone. Das Kreuz ist ein verläßlicherer Hüter des Friedens, als das Schwert. Ein solcher Sitz irgendwo in der weiten katholischen Welt, er ist auch mir einmal prophezeit worden. Mein Schicksal ist die Feder geworden. Menschen fliegen mit Federn nicht so hoch als Vögel.

Dann bin ich in den Büchersaal gegangen. Hunderttausend Bände Menschengeist in dieser weltabgeschiedenen Gegend, die nur von Bauern bewohnt wird und etlichen Priestern, welche den Staub lieber von ihren Lackstiefeln streifen, als von Büchern. Kegeln, jagen, scheibenschießen, forsten und bauen! Mich wundert's ja auch gar nicht, die gründlichste Wissenschaft ist die Erfahrung, die schönste Dichtung ist das Leben. Die wahre Weltgeschichte, möchte ich sagen, lebt der thätige Mensch, wenn er auch nur den Baum fällt, oder den Pflug führt oder den Tanz aufspielt mit der Fiedel. — Im Büchersaal habe ich an den Pfeilern auch die Bilder jener umliegenden Ortschaften gesehen, die einst zum Kloster gehört haben oder von ihm gegründet worden sind. So auch mein Sankt Maria im Torwald. Daß Gott erbarm! — Durch lange Kreuzgänge schreitend bin ich in einen Saal gekommen, der auf den ersten Blick wie ein naturhistorisches Museum aussah, ausgestopfte Vögel, Schlangen, Waldtiere, Käfer, auch geordnete Steine und getrocknete Pflanzen. Einer der Lehrsäle des

Seminars. Heute war kein Unterricht, die Burschen sollen sich in den Wäldern umgetrieben haben, um Waldmeisterkraut zu suchen für den Maitrank, den der Prälat gerne trinkt. Wird aber noch keines zu finden gewesen sein, weil nachher beim Abendmahle nichts desgleichen vorgekommen ist.

Vom Stiftsgebäude bin ich hinausgegangen zwischen den hohen Ulmen, Pappeln und blühenden Apfelbäumen des Gartens, der sich ohne Schranke sachte verliert in freien Wald und weiten Wiesen. In der Thalung ist ein Weiher mit Badehütten, verwaschenen Steingebilden, aber ohne Schwan. Einem barfüßigen Weibe begegne ich, das im flachen Kopfkorb Eier trägt. Während des Gehens strickt es mit emsigen Fingern an einem Strumpfe und schaut gleichzeitig auf den Rasen nach jungen Blumen aus. Ich habe funfzehn Jahre lang gelernt, aber das kann ich nicht, gehen und tragen und stricken und Blumen suchen zugleich. Und wer weiß, was sie inwendig noch alles thut! Als sie mich sieht, setzt sie den Korb zu Boden und küßt mir die Hand. Gerne soll's geschehen sein, eine solche Ehre wird dem Domherrn in der Stadt selten zu teil, dem Dorfpfarrer alle Tage. — Ein wenig geehrt, vielleicht gar ein ganz klein bischen geliebt werden von den Pfarrkindern — das wäre so meine schwache Seite.

„Ihr tragt die Eier ins Kloster hinauf," sage ich, um für den Handkuß doch ein freundliches Wort zu geben, „da oben werden sie wohl gut bezahlt?"

„Na, geschenkt nimmt er sie nicht, der Herr Prälat," antwortet sie.

„Das glaube ich wohl."

„Ja," sagt sie, „er giebt aber auch nichts geschenkt."

„Ist wohl ein recht strenger Herr, der hochwürdige Prälat?“

„Der? Der Prälat streng?!“ lacht sie hell auf.

„Aber er schaut ja so finster. Er lacht ja gar nie!“

„Dafür haben andere gut lachen — bei ihm. Ist wohl ein guter Herr!“

„Wenn er nichts herschenken will?“ frage ich.

„Er weiß halt warum,“ antwortet das Weib. „Weil er nicht Bettler machen will. Ja freilich wohl. Wer von ihm was haben will, der muß dafür was leisten. Er giebt kein Almosen, unser hochwürdiger Herr, und wenn's auch zehnmal in der Christenlehr steht. Kommt ein Armer zu ihm, so giebt er ihm freilich was, aber der muß dafür Holz hacken; oder wenn er das nicht kann, weil keins zu hacken ist, so Holz tragen; oder wenn er das auch nicht kann, weil er lahm ist, so muß er dem Hochwürdigen ein Lied vorsingen; und wenn er das auch nicht kann, weil er keine Stimm' hat, so muß er ihm das Vaterunser vorbeten, oder den Glaubengottvater; und wenn er das auch nicht kann, nachher — kriegt er nichts. Ich vertratsch' mich da. Küß' die Hand, Hochwürden!“

Den Korb wieder auf den Kopf, das Strickzeug neuerdings angerichtet und dem Kloster zu. — Ist kein übles Kapitel gewesen, Herr Prälat, das ich jetzt von dir gehört.

Am Abend, als wir im Refektorium versammelt sind, will ich mein Herz von wegen der Stiftskirche ausleeren, was etwa zu thun wäre, um die richtige einheitliche Stimmung in ihr herzustellen. Die Paters gehen nicht darauf ein, besprechen laut und wichtig ihr Glück und Mißgeschick beim Kugelschieben, im Jägerlatein ihre Abenteuer im Walde; und der Kirche wegen, meinte

endlich einer: Bruder Ökonom gebe kein Geld dafür, der brauche alles für die Maierhöfe. — Geht die Thür auf, tritt ein Mensch herein, der sich gar nicht reimt. Eine blaue Schürze um die Lenden gewunden, eine Peitsche in der schwieligen Hand, auf dem Kopf einen hohen Filzhut, unter welchem die bunte Quaste einer Zipfelmütze hervorbaumelt, so steht er da und pustert durch seinen flachsgelben Schnurrbart die Frage, ob der neue Pfarrer schon vorhanden wäre? Als er unter den Geistlichen den Prälaten bemerkt, greift er langsam nach seinem Hut, aber die Zipfelmütze läßt er oben, die nimmt er wahrscheinlich nur vor dem Papst ab. Dann kommt's heraus, daß es der Fuhrmann ist, den die Torwaldleute mir entgegengeschickt haben.

„Mit zwei Ochsen und einem Karren bin ich da," sagt er ohne weiteres zu mir, als ich ihm vorgestellt worden. Der Prälat mag mein Befremden bemerkt haben über ein solches Fuhrwerk. „Zwei Ochsen und ein Karren," brummt er. „Es stimmt. Es ist schon richtig, Herr Pfarrer."

Meine Sachen sind auch angekommen, und so wollen wir jetzt einmal schlafen gehen, alter Wolfgang. Morgen wird's unter einem andern Dache sein.

Sankt Maria im Torwald,
Dienstag, den 27. April. Abends.

Es ist mir alles eher, als ums Schreiben, jetzt. Herzklopfen thut's. Wenn auch noch die Hammerschläge der Vorsehung kommen, dann habe ich mein neuestes Werk gleich an mir selber. — Aber es ist ein wichtiger Tag für mich gewesen, ich muß ihn aufzeichnen.

Um sechs Uhr früh habe ich zu Appenzell in der Stiftskirche noch meine Messe gelesen, dabei ist meiner armen Seele wohl ein klein wenig leichter geworden, aber herzhaft gemacht hat mich erst der heiße Thee. Dann will ich Abschied nehmen. „Es ist ja keiner!“ ruft der Prälat. „Ihr kommt doch oft zu uns herab, Nachbar. Da oben im Torwald wächst ja nicht alles, was des Menschen Herz verlangt. Vor allem müsset Ihr Euch vier weitere Beine anschaffen.“ Der Fuhrmann küßt ihm noch die Hand. „Ja, ja, ist schon recht, Leopold,“ sagt der Prälat und faßt ihn beim Schopf, „bringe ihn nur gut nach Hause, und der Kimpelschmied soll eine starke Kette schmieden für den Herrn Pfarrer, daß er euch nicht davonlaufen kann.“

Drei Kisten und ein großer Korb und ein Waldpfarrer, das ging bequem auf den Leiterwagen. Die zwei schwarzbefleckten Ochsen zogen zähe, aber entschieden an, der Fuhrmann Leopold stieg mit krummgebogenen Knieen weitschrittig nebenher und erinnerte die Tiere das eine Mal mit einem gutmütigen „Hi!“, das andere Mal mit einem leichten Peitschenklaps an ihre Pflicht. Die zwei plumpen Räder quirten eins. An einem der Karrensprosseln war die Laterne angebracht, in der eine Talgkerze stak. Das wußte ich mir nicht recht zu deuten. Wir werden doch nicht erst in später Nacht nach Sankt Maria kommen! Die Waldberge, in denen stellenweise ein grauer Fels aufragte, leuchteten im Morgensonnenrot, und die schattigen Mulden ließen ihr kühles Meer von Luft und Duft auf mich niedergehen. Ganz kindlich frisch war mir zu Mute, aber — werde nicht übermütig, Wolfgang! du bist ein sehr, sehr armer Mensch! — Nach einer Weile,

als wir an dem Dörfchen Sankt Johann vorübergekommen waren, wurde der Weg holperiger, die Berge schoben sich zusammen, und der zur Rechten reckte eine kahle Felswand herab, daß es zu sehen war, als hänge sie über und wolle niederstürzen. Der Weg ging neben dem Wasser in eine Schlucht hinein, die so enge wurde und so scharfe Windungen hatte, daß ich drei- oder viermal überzeugt war, der Mann habe sich verfahren, und da könne es nicht weitergehen. Eine eiskalte Luft strich heraus, mehrmals standen hoch über dem Wege die tropfenden Wände so enge und überhängend zusammen, daß mir die Laterne einfiel, aber der Leopold zündete sie nicht an. Er schritt vorn einher, führte eines der Zugtiere am Horn und hörte nichts, so sehr ich auch schrie, wohin er mich denn führe? So laut war das Wasser. An der allerengsten Stelle, wo der schmale Weg den Bach überbrückt, ist in der Felsenspalte ein Muttergottesbild. Je geringer die Kunst, desto größer der Glaube! Wenn das wahr ist, dann werde ich in dieser Gegend eine sehr gläubige Bevölkerung finden. — Dann beginnt es sich zu lichten. Wie wir über ein stilleres Waldwieslein fahren, sage ich zum Fuhrmann: „Das ist schauerlich gewesen!" — „Ja," antwortet er, „da heißt's beim kalten Thor, und bisher haben wir freilich noch einen recht guten Weg. Wenn wir nur schon über den Riedel und durch die Lucken wären!"

Das habe ich bald verstanden. Der Weg hebt an steil zu werden durch ein steiniges Kar hinan. Stellenweise ist's gar kein Weg, vielmehr eine Runse, durch die ein trübes Wasser herabrieselt. Schneewasser. Noch sah ich aber nichts, die größtenteils baumlosen Hänge waren grün oder steinig und voller Sonnenschein. Der Weg

muß sich wenden und winden, um hinanzukommen. Weil das Wenden und Winden nicht viel hilft, so macht er's endlich gerade aus im Bachbette hinauf. Oft ließ der Leopold die Ochsen rasten und schob einen Stein unters Rad. — Zwei Ochsen und ein Karren, es ist schon richtig! hatte der Prälat gesagt. Na freilich, und viel hat der Bischof gethan, daß die Torwalder einen Pfarrer kriegen, aber das meiste dazu thun doch diese zwei Ochsen.

Nach mehr als dreistündiger Fahrt waren wir auf dem Joche, der Riedel genannt. Da steht eine splitterige Marksäule, in die der Blitz geschlagen haben soll, und eine verlassene Hütte, da liegen breite Almweiden hin, aber sie sind noch gelb wie Leder, und in den Mulden ist Schnee. Schon früher, am steilen Hange war ich ausgestiegen, nun stehe ich still und schaue zurück auf die weite blauende Gegend, aus der ich gekommen. Da unten die zerrissenen Felsen des kalten Thores, dort draußen im weiten Kessel das weiße Doppelwürfelchen des Stiftes mit der grünlich schimmernden Kuppel. Ferner hin sanfte Höhen und im fernsten Sehkreise der kaum sichtbare Faden eines Gebirgsrückens, hinter welchem die Ebene anfängt. Und alles so sommerlich, so sonnigsommerlich! Ich horche hinaus in die Welt ... Nichts zu hören von den rasenden Pulsschlägen des großen Lebens und Kämpfens. Auf jung grünendem Lärchbaum ein Finklein zwitschert wieder das Lied, das mir an der Wiege gesungen worden.

Nachdem der Fuhrmann seine gehörnten Pferde mit einem Büschel Heu gefüttert, auf dem ich vorher gesessen, und nachdem diese Pferde mit ihren klobigen Schnautzen den am Wege stehenden Brunnentrog halb leer getrunken hatten, schleppten wir weiter. Ich hatte aus dem Korb

meinen Übermantel genommen, ihn angezogen und ging nun hinter dem klappernden Karren drein, aber nicht ganz knapp; der Leopold glaubte mit starkem Tabak die Bergluft würzen zu sollen, mir war sie lieber ungewürzt. Oder war's ihm ums Nasenwärmen zu thun? Die Luft prickelte gar schneidig in den Wangen. Die Gegend war anders geworden. Unser schmaler und noch dazu seithängiger Weg ging hoch an einer dachsteilen Berglehne hin sachte abwärts. Rechter Hand ein tiefer Wildgraben, aus dessen Grund knochenbleiches Baumgefälle und Steinblöcke heraufschimmerten. Drüben hohe Steinberge mit langausgezogenen Schuttrunsen. An schattigen Stellen überall Schnee. In den Lüften bisweilen das Krächzen eines Raben, das Pfeifen eines Geiers. Trostlos. Der Leopold legte von Zeit zu Zeit die gehöhlten Hände an den Mund und rief: „Hoi ho!“ Anfangs meinte ich, das sei eines Echos wegen, es hatte aber einen anderen Grund. Über die Bergböschung her hallte jetzt auch eine fremde Stimme: „Hoi ho!“ Da ließ der Leopold sein Fuhrwerk stehen, klopfte den Ochsen mit dem Peitschenstock mehrmals auf die Stirn, worauf sie mit dem Karren schrittweise zurückwichen bis zu einer etwas freieren Stelle. Um die Böschung kam ein anderes Ochsengespann uns entgegengefahren. Zwei zweiräderige Achsen waren mit langer Stange aneinander gehangen und mit frischgesägten langen Brettern beladen. Wie sollen jetzt auf dem schmalen, schiefgeneigten Wege diese Fuhrwerke füreinander kommen? Es war unmöglich. Und das Umkehren war ebenfalls unmöglich. Und das Hierstehenbleiben für ewige Zeiten war auch unmöglich. Ich glaubte an diesem schwindelnden Berghange vor einer Katastrophe meines Lebens zu stehen.

Die beiden Fuhrmänner ließen ihre Ochsen ruhig stehen, machten sich gelassen an unseren Karren, luden ein paar Kisten ab und huben ihn nachher an den Hang hinauf, daß er dort nur so hing und jeden Augenblick überzuschlagen und in den Abgrund zu stürzen drohte. Auch die Ochsen wurden förmlich an den Berg gepreßt, wo sie — gleichsam die Gefahr erkennend — starr wie Steinblöcke stehen blieben. Dann ging der Bretterführer zu seinem Fuhrwerk und begann vorsichtig vorzufahren, während mein Leopold hinterwärts sich bergshin an die Bretter stemmte. Das eine Rad hing schier in der Luft — ich atmete nicht. Und endlich — da waren sie füreinander. Die Kisten wurden wieder aufgeladen und jedes Fuhrwerk holperte auf seinem Wege weiter. Keines lag zerschellt in der Tiefe; nicht einmal die Tabakspfeife hatten die Leute aus dem Mund genommen. Solche Sachen, sagt der Leopold, kämen alle Tage vor.

Als wir hinter der Böschung waren, fuhr der Karren gerade auf eine senkrechte klüftige Wand los, da hielt er an. Der Leopold pfiff mir, aufzusitzen und zündete die Laterne an. Auf meiner Uhr war es eine Stunde nach Mittag. Er führte die Ochsen an den Hörnern und gerade auf die Wand los. Diese that sich zwischen Buschwerk sachte in Klüften auseinander und auf einmal war ein höhlenartiges Loch da. Als ob nichts wäre, so langsam und träge holperte das Fuhrwerk hinein. Und dann sind wir wohl an zehn Minuten lang unterirdisch dahingefahren, einmal bergwärts, dann niederwärts, dann gerade aus, jetzt durch hallenartige Höhlungen, jetzt durch enge Hälse, daß meine Achsel ans Gestein streifte. Das Laternenlicht zuckte ganz gespensterhaft an den schwarzen

rissigen Wänden. Die Wurmlucken, sagte der Leopold, sei dieser Höhlenpaß geheißen.

Endlich kamen wir doch zur anderen Seite hinaus, und da war's zum Staunen. Vor mir lag eine Winterlandschaft. Ein weites Hochthal voller Schnee. Nur die Waldungen waren in dunklen Flächen hingebreitet. Aus der Ferne waren auch einzelne Häusergruppen zu erkennen und sogar geschlossene Dörfer. Dazwischen dunkle Linien, als etwa Wege, Raine und Grenzzäune, dann ein sich hinschlängelnder, stellenweise glitzernder Fluß. In weiter Runde hohe Berge. Nach dem finsteren Höhlenpfade diese freie, weite, lichte Landschaft! In ziemlicher Entfernung auf einem steilen, bewaldeten Hügel ragte die schlanke Nadel eines Kirchturms.

„So," sagte der Leopold, „sehen thät' mer's schon."

Und das war's. Das war die Gegend, genannt der Torwald.

Mein Lebtag hat's nicht so wunderlich gespielt in meiner Brust, als zu der Stunde, da ich den ersten Blick in dieses Thal gethan. Eine bange Freudigkeit, anders kann ich's nicht sagen.

Der Fuhrmann stopfte sich eine frische Pfeife. Da wie überall, bei einer Abfahrt oder Ankunft, wird sicher genebelt. Solche Sitten gehen durch die ganze Welt. Auch gesprächig wurde jetzt der Leopold. Ich habe ihn gefragt, ob es denn keinen anderen Zugang gebe ins Torwaldthal, als über den Berg und durch das Loch?

„Wohl schwerlich," ist seine Antwort. „Von der anderen Seiten über die Eisberge her geht's schon gewiß nicht. Gelt, Herr Pfarrer, der Eiswind kratzt schon! Die Regina wird wohl in den Ofen geheizt haben."

„Wer ist die Regina?"

„Die Regina, na ja, das ist halt dem Herrn Pfarrer seine —"

„Was sagst du?"

„— seine Wirtschafterin. Recht ein rasches Leutel. Beim alten Herrn ist sie auch gewesen. — He, Schecken, jetzt werden wir bald im Stall sein."

Auf dem Wege abwärts rann Schneewasser, es rann aus altgelegenem Schnee hervor, der voll Waldstaub und brauner Fichtennadeln ringsum dalag. Wir fuhren sachte thalwärts und dann durch einen Wald in der Ebene dahin. Wir kamen auf freies Gelände und zu einem Dorf, das etwa zwanzig stattliche Bauernhöfe in sich schließt.

„Das ist Unterschuttbach," sagte der Leopold. „Dann haben wir noch ein Oberschuttbach, das liegt eine Stunde weit hinten, ganz hinten, wo die Wände anheben."

„Und Sankt Maria?"

„Und Sankt Maria, das liegt in der Mitten, das ist dort, wo auf dem Berg die Kirche steht, und wo wir daheim sind. So prächtig ist's halt da wohl nicht, wie draußen zu Alpenkloster, gelt, Herr Pfarrer?"

Die Leute, die uns auf dem Wege begegneten oder vor den Häusern standen, benahmen sich sehr ehrerbietig, die Männer zogen ihre Hüte ab, die Weiber und Kinder wollten Handküssen. Starke, gesunde Leute. Hinter dem Dorfe kamen Feld- oder Wiesenflächen, dann ging's wieder durch einen Wald, durch dessen uraltstämmige, knorpelige Tannen der Weg schnurgerade dahinführt.

Ich bin hinter dem Karren her zu Fuß gegangen mit meinem Stecken, der nun ein Hirtenstab sein soll. Als der Wald zu Rande war, stand gerade vor uns der

Hügel mit der Kirche. — Der Leopold reißt sein rotes Sacktuch heraus und schwingt es hoch in der Luft. In demselben Augenblicke fangen die Glocken an zu läuten — ein helles harmonisches Läuten.

Etwas erhöht zwischen dem bewaldeten Kirchenhügel und dem Hange des aufsteigenden Gebirges stehen mehrere Häuser. Vor dem Wirtshause sind die Häupter der Gemeinde gestanden in ihrem schmucken Feiertagsgewande, obschon der helle Werktag ist. Sie haben mich mit einigen ungefügen Worten begrüßt, und sie hätten wohl schon schwer auf mich gewartet. Dann begleitete der Vorstand, ein großer, gar ernsthafter Mann, mich durch die Dorfgasse herauf bis zum Pfarrhof. Der steht mit seinen weißen Mauern und hellen Fenstern freundlich da, vorne ein Garten, hinten der sachte ansteigende Waldberg. An den Stufen des Einganges zu beiden Seiten stecken Fichtenbäumchen. Als ich eintrete, verstummen die Glocken. Hingegen hebt das kleine rundliche Frauchen an, das in der Thür steht und mir beide Hände entgegenhält: „Seid Ihr da als halb erfroren, Herr Pfarrer? Na, Gott sei gelobt und gedankt, daß Ihr nur da seid! Kommt nur gleich auf Eure Stube."

Als ob wir schon dreißig Jahre beisammen wären, so heimt sie mich plaudernd ein. Tausend feine Runzelchen hat sie in ihrem weißen Gesicht, kluge lebhafte Äuglein hat sie, eine graue Seidenhaube mit schwarzen Bändern trägt sie und ein ganz zartes Schnurrbärtlein — und das ist die Regina.

Eine fast breite Treppe führt in den ersten Stock zu meinen Zimmern. Zwei habe ich deren, große, lichte Räume, jedes zwei Fenster, durch die ich in die Welt

hinausschauen kann, gen Morgen und gen Mittag hin. Zu diesen Fenstern ist mein erster Gang gewesen; es ist nicht zu sagen, was das in die Wohnung blickende Landschafts- und Himmelsbild für manchen Menschen bedeutet. Ich brauche viel Himmel. Die wenigsten Leute wissen es, wie schön der Himmel ist — schon auf Erden. Die Stuben sind leicht durchwärmt, man leidet's ganz gern, gleichwohl schon bald Ende April ist. Auf den braun polierten Möbeln nicht ein Körnchen Staub, die Fußdielen so blank gescheuert, daß man darauf Kuchenteig walgen könnte. Die Fenstervorhänge sind von schneeweißer Leinwand und haben sogar am Rande Spitzen. An den Wänden mehrere Kupferstiche mit christlichen Gegenständen, und im alten kunstvoll geschnitzten Uhrkasten das bräunliche Angesicht einer laut und feierlich pendelnden Schwarzwälderin. In einer heimlichen Stube muß man den Herzschlag der Zeit hören, sonst kann man leicht glauben, sie sei gestorben. Auf dem Betpulte steht ein schwarzes Kruzifix mit Elfenbein-Christus, ein Werk großer einfacher Kunst.

Da hatte ich geglaubt, den Pfarrhof fast leer zu finden, und jetzt ist alles da, was dazu gehört und noch manches darüber. Auch ein fast gefüllter, wohlgeordneter Bücherschrank.

Die Regina mußte meine Verwunderung gemerkt haben. „Das alles gehört dem Herrn Pfarrer von Sankt Maria," sagte sie. „Es ist vom alten Herrn. Er hat's zur Pfarre gestiftet, wie er schon sehr krank gewesen ist im Spital. Und jetzt bin ich wohl recht gekränkt, daß der Herr Pfarrer den Mittagstisch ganz und gar übersieht. Es ist ohnehin bald schon so spät, als die Grafen Mittag

essen. Wir sind aber keine Grafen und werden um zwölf Uhr schon hungerig. Bitt' recht schön!"

Auf dem feingedeckten Tische dampfte die Suppe und ein Fläschlein Wein beleuchtete mit Goldglanz die altväterischen Geschirre. Beinlöffel giebt's noch da, etwas breit angelegt, aber mit der schmackhaften Erbsensuppe ging er mir ohne Schwierigkeiten in den Mund. Dann Selchfleisch mit gesäuerten Schabrüben und ein Rahmstrudel mit Rosinen. Da habe ich der Regina einmal aufmerksam ins Gesicht geguckt, am Ende, daß hinter dieser Person meine Mutter steckt! Wie kann es sonst sein, daß sie meine Lieblingsspeisen so genau kennt und so gut kocht. Mir war zu Mute wie vor langen Jahren, wenn ich auf die Vakanzen heimgekommen.

Mittlerweile waren meine Sachen hereingetragen worden; ich ließ sie stehen, das erste ist die Kirche. Der Meßner-Karl wäre ohnehin oben mit dem Schlüssel. Als ich zwischen den alten Fichtenbäumen den Hügel hinanstieg, bangte mir ein wenig. Von außen steht sie ja schön und fast stattlich da oben auf der Höhe, mit ihren drei Rundschiffen und dem schlanken schindeldachigen Turm. Aber inwendig? Ich habe Dorfkirchen gesehen, in denen es mir ganz bilderstürmerisch in den Armen zuckte. — Vier rasche, helle Hammerschläge riefen die Stunde. Diese Töne werde ich von nun an hören bis zu meinem letzten Tage. Der Fußsteig, der in drei Windungen hinanführt, ist glatt und trocken, am Rande hin sprießen zwischen Schnee junge Kräutlein. Es gefällt mir gleich, daß kein Gras wächst auf dem Kirchwege zu Sankt Maria. Etwa auf halber Höhe ist zwischen Jungwald und uralten Beständen ein freier Angerplatz mit ein paar Sitzbänken. Am Stamme

einer riesigen wetterstarren Tanne hängt in einem Bretter-
gehäuse das Bild des heiligen Josef. Ruhsamer Platz
mitten im Walde. Ein paar Minuten später bin ich oben.
Zuerst sehe ich das hölzerne Meßnerhaus mit der Auf-
schrift: „Karl Groß, Schneider". Eine Wendung um die
Baumgruppe und die Kirche steht da. Sie steht auf dem
Rücken des Hügels, der mit dem hinten aufsteigenden
Waldberg zusammenhängt durch einen Hals, auf welchem
oben das Haus des Kirchendieners und noch ein paar
Hütten sind. Die Kirche ist mit einer dicken Mauer um-
friedet wie eine Burg. Rings um das Gotteshaus liegt
der Friedhof. Über dem Eingangsthore stehen die Worte:
„Das ewige Licht leuchte ihnen!" An der Mauer haften
ziemlich verwahrlost ein paar hölzerne Grabkreuze. Ich
habe immer gehört, daß die richt'gen Christen auf eine
Totenzier nichts halten; sie schauen der Seele nach, nicht
dem Leibe.

Am Kirchenthor unter dem Turme stand schon der
Karl mit dem Schlüsselbund. Ein schmächtiges regsames
Männlein mit dem richtigen Küstergesichte: mager, glatt
rasiert, spärliches Haar, demütige Miene. In festlichem
Schwarz war er angethan und alles recht niedlich von den
Stiefeln bis zu der weißen Halsbinde. Gar ehrerbietig
hat er sich vor mir verbeugt. „Also Ihr seid der Karl.
Nun schließet auf in Gottesnamen."

Es ist alles gut.

Die Kirche zu Sankt Maria ist stimmungsvoll, wie
ich selten eine gesehen. Kräftiger Weihrauchduft erinnerte
mich an jenen in der alten Kirche zu Hohenmauth. Große
Stadtkirchen haben keinen solchen. Das Gotteshaus hier ist

in Kreuzform gebaut, mit lichten Halbrundschiffen, acht große Fenster mit Rundbogen, dazwischen halb hervorspringende Säulennachbildung im Stile der Peterskirche. Die Wände sind trocken, weiß getüncht und sorgfältig erhalten. Drei Altäre, deren heitere Barockform weiß wie Marmor und Alabaster leuchten und vielfach vergoldet sind. In lichten Farben ist auch die Kanzel, das Taufbecken, der Beichtstuhl und das Kapellenchor mit der gar nicht kleinen Orgel gehalten. Die Sitzbänke sind aus Zirbelkiefern, der Fußboden aus Lärchenholz. Überall ein freundliches weißes Licht. Die Bilder sind zwar nicht wie solche, die man Meisterwerke nennt, aber sie sind in ihren hellen Farben anmutend, und der Glaube verklärt sie. Das Bildnis schafft der Künstler, die Gottheit legt der Betende hinein.

Der Hochaltar ist mit schneeweißen Engelsgestalten geziert und hat zwölf silberne Leuchter, die ein reicher Bauer in seiner Sterbestunde gestiftet haben soll. Der Tabernakel ist reich vergoldet und stellt das Abendmahl dar. Über dem Hochaltare ist ein Ölgemälde. Unter Pinien und Palmen wandelt — gerade auf uns zu — ein junges verklärtes Weib. Zur rechten Hand führt es ein Knäblein, das über der Achsel ein Kreuz trägt und mit großen runden Augen, in denen himmlische Unschuld ruht, uns freundlich anschaut. Maria mit dem Kinde Jesu. An den Seitenaltären sind die Bilder der Eltern Mariens: Joachim und Anna.

Der Karl that den Mund auf und sagte: „Die ganze Verwandtschaft ist vorhanden — bis auf den Gemahl. Den alten Herrn Pfarrer hat das verdrossen, und deswegen hat er draußen im grünen Wald dem heiligen Josef ein Bild gestiftet.“

Man merkt, daß dieses Gotteshaus einst zum reichen gott- und weltfrohen Stifte gehört hat. Fröhliche Engelsköpfe überall. Ein gläserner Kronleuchter, in dessen Prismen die Sonne allerhand Feuer spielt. Und vor dem Hochaltar ein vom Emporium niederhängendes silbernes Herz, in welchem das rote Glas ruht mit dem ewigen Lichte. Der Karl zog mit langem Arm das Herz nieder, um nachzusehen, ob das Öl noch reiche. Das Lichtlein schwimmt auf der Fläche des Öles und ist so zart, daß jeder Hauch es verlöschen kann, und doch soll es brennen Tag und Nacht bis zum jüngsten Gerichte. Als hätte es mir in seinem leisen Zucken mahnend zugewinkt, so schien es fast ..... Wie geheimnisvoll gottähnlich doch das Feuer ist!

An beiden Seiten des Hochaltares zwei kirschrote Sakramentsfähnlein, dann zwei große Fahnen von weißer und grüner Seide und ein weißer Traghimmel mit schweren Goldborden. Über dem Taufbecken, auf welchem in zierlichem Schnitzwerk der Täufer Johannes steht, ist ein lebensgroßer gekreuzigter Christus, in dessen Zügen Todespein und Ergebung ergreifenden Ausdruck gefunden. Gegenüber dem Becken, wo in anderen Kirchen die schwarze Totenfahne zu stehen pflegt, ist ein farbenbuntes Bild des auferstandenen Heilandes. Bilder aus der Leidensgeschichte sind nicht viele vorhanden, überall Darstellungen aus lieblicher Legende, aus dem triumphierenden und seligen Christentume, so daß es wahrlich ist, als versinnliche diese Kirche das sieghafte Reich Gottes. — Aus ganzer Seele glücklich bin ich niedergekniet vor dem Allerheiligsten. Alte Priesterseele, merkst du es denn nicht, daß du im Himmel bist? —

Später bin ich an der Kirchhofsmauer gestanden und habe hinausgeschaut in das Thal nach allen Seiten. Am Fuße des Kirchenriegels, wie sie den Hügel heißen, liegen die wenigen Häuser des Dörfchens Sankt Maria im Frieden da. Der Pfarrhof ist das schmuckste, das Wirtshaus das größte. Das Schulhaus steht mitten in einem Baumgarten. Der Wald, durch den wir hereingefahren, liegt wie ein dunkelblauer See. Vom Dorfe Unterschuttbach hinter ihm sieht man nur ein paar Giebeldächer. Die steilen Berge der Wurmlucken und des Riedelpasses grüßen mich wie Bekannte. Nach der andern Seite hin, gegen Sonnenuntergang, liegen im Thale und an den Lehnen einzelne Höfe und Hütten oder Heuscheunen; wo das Thal in die hintere Schlucht sich engt, steht ziemlich ausgebreitet das Dorf Oberschuttbach. Das ist mein Reich. Weiter hin hebt das wüste Stein- und Eisgebirge an, es ist — von der Kirche aus gesehen — ein unbeschreibliches Bild.

Dann bin ich herabgestiegen. Im Vorhause des Pfarrhofes wird der Boden gescheuert, es dampfen die Dielen; zwei Mägde reiben wie besessen mit Strohwischen die Bretter, die doch schon früher so blank gewesen. Am Ende herrscht in diesem Hause die Scheuersucht, die gerne ansetzt, wo mehrere Weibsleute beisammen sind! Die Sache ist aber so gewesen: In einer meiner Kisten war eine mitgebrachte Tintenflasche zersprungen, hatte dort manches Werk der Gottesgelahrtheit mit dem schwarzen Meer überflutet und sich dann aus den Fugen auch auf den Fußboden ergossen. — Ein recht verständlicher Fingerzeig, das Bücherlesen und das Bücherschreiben sein zu lassen in Sankt Maria. Land und Leute sind hier Buch genug. — Werde ich's lassen können? Habe ich's nicht oft genug versucht,

das leidige Schreiben mir abzugewöhnen? Ist nicht, wenn ich alles wegthat, gleichsam mein leibliches Blut zu Tinte geworden, so schwarz und gallig, daß mir erst wieder wohl war, wenn ich's herausgeschrieben? Schreiben wirst nimmer! habe ich mir geschworen, und damit es sicher war, habe ich mir den Schwur — schriftlich gegeben. Nein, nur das Eine lasset mir, daß ich meine persönlichen Erfahrungen, Anschauungen und Seelenzustände auf Papierblätter legen darf, in ein verschwiegenes Tagebuch. Ich habe niemanden sonst auf der weiten Welt, so will ich mich selber vor mir haben, diesen Blättern mein Inneres anvertrauen, durch sie zu mir selber reden, und daß es nicht der Tag verweht, was mir der Tag gebracht, daß es gleichsam eine einfältige Aufbewahrung sei des kleinen flüchtigen Lebens und Wirkens auf meinem Sprengel zu Sankt Maria.

Noch an diesem Tage habe ich meine Sachen ausgepackt und eingeordnet in die Schränke. Auch das geheime Kistlein, das jetzt wohl nicht mehr geheim zu halten ist. Im ersten Jahre meiner Studien hatte ich bei einem Bäckermeister ein gar günstiges Stüblein gehabt. Es lag hinter dem Backofen und zum Fenster schien des Nachts die Laterne herein. Was ich da an Heizwerk und Licht erspart, davon habe ich mir drei gottlose Bücher gekauft: Geßners „Idyllen", Rousseaus „Emil" und Goethes „Hermann". Durch das ganze Seminar schmuggelte ich diese verbotenen Geister. Alles Leben ist ihnen schon herausgelesen worden, diesen Büchern, jetzt liegen sie da, dürr wie Mumien.

Meines armen Vorgängers Eigentum wollte ich anfangs nicht berühren, aber es drängt sich mir auf. Die Schnupftabaksdose, die auf den alten Folianten liegt, hat es so

verführerisch gethan, bis ich ihr eine Prise entnommen. In der Nase hat sich daraufhin nichts gerührt, nicht für ein einziges Helfgott, wie die Regina sagte. Abgestanden. Ist doch schon länger als ein Jahr, seit der kranke Herr daraus das letzte Mal geschnupft haben mag.

An diesem Tage habe ich auch noch einen Besuch gemacht bei dem Gemeindevorstand. Schon vorher hatte ich ihn gesehen, hätte ihn aber in seinem Schurzfell und den aufgestreckten Hemdärmlingen kaum wieder erkannt. Der Schmied ist's im Dorfe, Simon Eschgartner, insgemein genannt der Kimpelschmied. Ein starker, sehniger Mann, scheint viel Gewicht zu haben im Orte. Er ist eben dabei, einem großen alten Bottich Eisenreifen anzuschlagen; die Taufeln rauchen vor dem glühenden Eisen, ein paar Hammerschläge, und fest sitzt's. Bei meinem Erscheinen hat er sein Käppchen etwas gerückt von einer Seite auf die andere, weiter nicht viel Förmlichkeiten, er ist bei der Arbeit. Sein Junge, der mit langer Zange Eisen in die blaulohende Esse hält, schaut mich desto freundlicher an; einen so schönen, weichen Gazellenblick habe ich sobald nicht gesehen. Ein Weilchen sitze ich auf der Achse eines Pfluges, der wohl auch auf das Beschlagenwerden wartet, sehe den beiden bei der Arbeit zu, und es ist mir recht heimlich. Bei der Arbeit gefallen mir die Leute fast so gut wie beim Gebete, bei ersterer sieht man den Ernst, die Kraft und das Gelingen, bei letzterem die Demut.

Endlich stehe ich auf und schäme mich vor den Arbeitern ein wenig meines glatten feinen Stadtrockes.

Der Schmied stemmt seinen Hammer auf den Amboß und stellt an mich einige Fragen. Hernach zupft er den Taffet meines Ärmlings, zupft ihn ein zweites Mal und

sagt: „Wenn die inwendige Haut nicht rauher ist, als die auswendige, alsdann wird er kratzen, der Torwalder Wind!“

Verstanden hätte ich ihn. Antworten muß erst die Zeit. —

Und jetzt ist Mitternacht geworden. Gute Nacht zum ersten Mal in Sankt Maria!

In der ersten Nacht habe ich wenig geschlafen. Immer und immer betrachtete ich mein Glück, die unerwartete Gnade Gottes. — Wie lange ist es her seit jenem Tage, da ich als junger Mensch von kaum fünfundzwanzig Jahren das erste Mal im Beichtstuhle saß, und vor mir kniete ein achtzigjähriger Greis und vertraute dem Knaben die Last und den Kummer seines Lebens an! Rat und Trost hat er von mir erhofft, wie habe ich mich geschämt! Mein Amt an Gottesstatt habe ich mir lebhaft müssen vorhalten, und doch konnte ich dem Manne nichts anderes sagen, als was irrende Menschen eben sagen können. Wie vieler Zwiespalt seit jener Zeit! — Ich glaube, das ist nun vorbei. Hier in diesen Bergen, Wolfgang, magst du Gott überlassen, was Gottes ist, und magst du thun, was des Menschen ist. Hier ist deine Statt. Was du so oft geträumt, sollst du es nicht gefunden haben in Sankt Maria? ....

Gegen Morgen nach einem flüchtigen Schlummer empfand ich in der Brust eine seltsame Beklemmung. Ich riß ein Fenster auf, um Atem holen zu können. Draußen rauschte es in den Bäumen, ein lauer Wind.

Das Meßopfer werde ich wohl kaum jemals mit größerer Andacht dargebracht haben, als dieses erste in

meiner Kirche. Und das war mein Gelöbnis: Alles, was mich sonst beschäftigt und beunruhigt hat, alles Gelehrte und Strittige und Spitzfindige und Politische, hier will ich es vergessen, dazu hatte mich nur die kämpfende Welt verleitet, es ist nicht nach meiner Natur. Hier will ich unter Naturmenschen auch einer sein. Diesen armen Leuten ihr geringes Geistesleben zu verschönern, zu erhöhen und auf die ewige Seligkeit vorzubereiten, das ist meine Aufgabe.

Alle Kirchenstühle waren besetzt, die ganze Gemeinde schien anwesend zu sein, und es ist doch heller Werktag. Am nächsten Sonntage will ich meine Antrittspredigt halten, daß wir uns bald nahe kommen. Recht sehr überrascht hat mich die Orgel, und wie sie gespielt wurde. Wie Öl geht dieser weiche Klang ins Ohr und tiefer. Der Schullehrer, der sie gespielt, stellte sich mir nach der Messe vor. Michael Kornstock ist sein Name. Ein ältlicher Mann mit hoher spitzer Stirn und langen Haaren, die rückwärts sich ringeln über die Achsel hinab. Sie sind schon ziemlich grau, auch so der lange Vollbart, der in zwei Spitzen ausläuft, die eine über die rechte, die andere über die linke Brust hin. Etwas kurze Beine hat der Mann und einen kleinen Höcker; den dünnen Hals stark vorgestreckt, immer unruhig in den Geberden, hastig in Bewegungen, sprudelnd im Sprechen und alle Worte verschiedener Gedanken wollen zu gleicher Zeit heraus. Vor lauter Verlegenheit wird er fast kniefällig und vor lauter Artigkeit so grob, daß er mir nicht ein einziges Wort zu sagen gönnt, jedes begonnene unterbricht und mir sein ganzes, wer weiß wie lange schon bis zum Gupf gefülltes Herz vor die Füße schüttet. Die Musik ist es, die ihn erfüllt, er komponiert Oratorien, Requiems und Opern und alles was klingt; er

hofft von der Zukunft. Viele seiner Werke hat er fortgeschickt an Konzertmeister, Regenschoris und Theaterdirektoren. Einige haben ihm geschrieben, die Sachen wären sehr gut, ganz vorzüglich und ausgezeichnet, aber unerhört schwer aufführbar, es reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus und deshalb müßten die Kompositionen zurückgeschickt werden. Von anderen erwartet er noch Antwort; es sind wohl schon etliche Jahre her, seit er darauf wartet. Mittlerweile übe er seine Kunst in Sankt Maria, lehre auch die befähigteren Kinder singen, blasen und geigen und führe einzelne seiner Werke an Festtagen auf. Bisher sei er noch nicht weit herumgekommen. In Appenzell wäre er ausgebildet worden, dort etliche Jahre Regenschori gewesen. Als aber ein geistlicher Bruder durch List und sanfte Gewalt sich des Chores bemächtigt, habe er müssen nach Sankt Maria, was für ihn nur eine Durchgangsstation bedeute. Sie währe zwar schon etwas lang, aber gut Ding brauche Weile. Man würde seinetwegen noch einmal die Augen weiter aufmachen, als es sonst für einen Dorfschullehrer zu geschehen pflege. — Dann stellte er gleich eine Bitte an mich. Wenn ich die Gewogenheit hätte, manchmal mich mit ihm abzugeben, so möchte ich doch die Gnade haben, hübsch vernehmlich mit ihm zu sprechen. Die eine Ähnlichkeit habe er nämlich mit dem großen Beethoven — ein ganz klein wenig Schwerhörigkeit. Sage er das aber, so schreie ihm jeder gleich ins Ohr wie einem tauben Cretin. Und so arg sei es nicht. Manche Leute hätten nur die Gewohnheit, in einem Gespräche gerade die wichtigsten Sachen ganz leise zu sprechen, als ob man in einem Buche gerade die bedeutendsten Sätze mit den kleinwinzigsten Buchstaben drucke! Und da thue er lieber bei einem

Bauern den ganzen Tag Hafer dreschen, als so einem Säusler und Murmler und Haucher zuzuhören, wo man trotz aller Anstrengung doch das meiste nicht verstehe. Er sei keiner von solchen, die nicht hören wollen, nur empfehle er sich in dieser Angelegenheit meiner gütigen Nachsicht. Der alte Herr (damit meinen sie immer meinen Vorgänger) habe durchaus nicht laut gesprochen, jedoch aber etwas langsam und deutlich, und da sei er in der Lage, jedes Wort zu verstehen. — Ich habe ihm die Erfüllung seiner Bitte „hübsch vernehmlich" zugesagt, mich heimlich gefreut über diesen Mann und mir gedacht: Von einem Schullehrer lernt man immer was. „Nicht laut, aber etwas langsam und deutlich", das paßt auch für die Kanzel.

Einigermaßen wunderlich kommt mir das Wetter vor. Keine Sonne. Die Berge stehen klar und zeigen scharf ihre schwarzen Streifen und Tafeln. Vom Hochgebirge leuchten die Häupter weiß heraus, im Hintergrunde bleigrauer Himmel, so daß es ist, als ob das Licht von den Bergen ausginge. Die Bäume fächeln und rauschen den ganzen Tag und der Wind bringt manchmal warme Luftwellen wie aus einem Ofen. Auch springen einem aus der Luft jäh laue Tropfen ins Gesicht, und es regnet doch nicht. Alle Runsen und Wege sind Bäche geworden, über alle Plätze rieselt das gelbe Wasser. Im Thale, wo gestern noch überall der glatte Schnee gelegen, stehen heute braune Seen und darinnen und daneben wogen in Kreuz und Krumm trübe Bäche hin und her. Unsere Häuser sind durch die leichte Anhöhe geschützt, fast jeder hat aber in Hof oder Keller Wasser. Der Neuwirt erzählt, in seinem Keller wären die

Weinfässer lebendig geworden und schaukelten auf dem Wasser hin und her.

In der Nacht wache ich auf und höre donnern. Wie ich genauer horche, ist es aber kein Gewitter, es ist was anderes. Das rollt und brummt, daß die Fenster klirren, einmal von nahe, einmal von ferne her, und fast ununterbrochen. Mir wird unheimlich, ich stehe auf, Leute zu wecken. Es ist aber schon laut auf der Gasse und mehrere Stimmen schreien durcheinander. Ich rufe zum Fenster hinab, was denn los sei?

„Die Lahnen gehen ab!“ heißt es, „von den Bergen gehen die Lahnen ab.“

Was da zu machen wäre?

„Beim alten Pfarrer sind wir halt beten gegangen,“ sagt ein alter Mann, der mit einer Krücke und einer Laterne und von mehreren Hunden umbellt vor der Hausthür steht. „Will der Hochwürdige auch beten gehen in die Kirche, so leuchte ich hinauf.“

„Liebster Herr Pfarrer, gehen wir beten!“ rufen mehrere Weiber zu meinem Fenster herauf.

„Wir gehen,“ sage ich, „die kräftigen Männer sollen aber auf der Wacht bleiben, falls Wasser kommt.“

„Der Kimpelschmied ruft die Männer schon zusammen,“ wird mir gesagt, da hört man vom Platze her die Trompetenstöße, und aus den Häusern kommen Männer mit Fackeln und Krampen und Beilen und laufen thalwärts, wo die letzten Häuser unseres Dorfes stehen. Mich will es auch mit hinabziehen, doch die anderen drängen hinauf, der Kirche zu, und wenn sie Trost vom Himmel wollen, so muß ich ihn suchen helfen. Das Thal ist finster wie ein Keller. Das Brausen, Donnern und Krachen dauert

immer fort, dazwischen das Plärren der Rinder, die sie aus den Ställen gelassen haben. Mir wird sehr bange. Weiber, etliche Kinder und alte Männer eilen schnaufend voraus, auch der Mann mit der Krücke ist vor mir her, in kaum fünf Minuten sind wir oben. Der Karl hat am Altare schon die Lichter angezündet, ich kniee hin und hebe an, die Litanei aller Heiligen zu beten. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns! Alle heiligen Engel, Apostel, Blutzeugen und Beichtiger, bittet für uns!“ Wie ganz anders, als in gewöhnlichen Zeiten des Lippengebetes bewegt uns das in den Stunden der Not und Gefahr! — Aber ich fand die Andacht nicht, mein Herz war unten bei den Ringenden, vielleicht Ertrinkenden. Wenn der Priester bei den Sterbenden nicht ist, wo soll er denn sein? — Ganz jäh breche ich das Gebet ab, werfe das Buch weg und eile thalwärts. — Als die Leute langsam aus der Kirche gingen, stand der Mann mit der Krücke am Weihwasserkessel, besprengte die Vorübergehenden und soll, wie mir nachher mitgeteilt wurde, gesagt haben: „Das hat nicht lang gedauert mit dem Beten! Das ist mir ein sauberer Pfarrer, der nicht beten will! Da wird uns der Herrgott wohl verlassen, wenn wir nicht beten!“

Die Leute arbeiteten in Abdämmung der Wässer rastlos und fast wohlgemut. Gegen Morgen wurde das Getöse etwas schwächer. Als es tagte, sahen wir im Thale die Verheerung. In mehreren Höfen sollen die Tische und Kästen herumschwimmen. Das Wasser ist gelblich braun, hat Luftaugen und stellenweise fettige Stellen. Nie hätte ich gedacht, daß Wasser so häßlich sein kann. Von einem besonderen Unglück verlautet nichts. Aus Unterschuttbach kam an den Berglehnen ein Jäger herauf, der berichtete,

daß dort die Häuser noch stünden, doch wäre das Dorf fast von allen Seiten unzugänglich. Manche Leute litten Not, aber verdursten würden sie gewiß nicht. Aus Oberschuttbach ist keine Nachricht da. Der Schmied hat gleich bei Tagesanbruch hinaufgeschickt, zu sehen, wie es dort gehe; der Bote konnte nicht hin, es sind die Brücken zerstört, die Wasser rinnen anders, er hätte sich, sagte er, schier nicht mehr zurecht gefunden. Der Schnee ist weg, auch an den schattseitigen Hängen. Aus dem Gewässer ragt hie und da ein Schuttwall hervor mit entwurzelten Bäumen; unerhört viele Raben sind da, schreien fortwährend und schießen oft nieder ins Wasser. Mein Knecht, der Rupert, will ein lebendiges Reh haben schwimmen sehen. Andere sprechen von noch anderen Körpern.

Da aus Oberschuttbach immer noch keine Nachricht kommt, so machen sich mehrere Männer mit allerlei Geräten dahin auf. Mittlerweile erhebt sich die Mär, unten am Keilerstein, wo der breite Boden aufhört und der Bach in die Schwarzklammschlucht hinabfließt, habe eine Riesenlahn das Wasser verlegt, daß es sich schon staue bis herauf gegen die Fockenhöfe.

Ich habe einen Rundgang gemacht, so weit es möglich ist. Der Prälat hat gesagt, im Torwald müßte man sich vier Beine anschaffen. Jetzt verstehe ich's, aber ein Dorfpfarrer ist kein Rittersmann und sein Weg, ob über Stein oder durch Schlamm, geht per pedes apostulorum.

Die Gießwässer sind bis Mittag nicht kleiner geworden, sie kommen von höheren Bergen herab. Hinterwärts am Kirchenriegel ist eine Lahn abgegangen mit mehreren schönen Fichten- und Laubbäumen, die jetzt halb im Schutt vergraben auf der Wiese liegen. Der Bruch im Berg ist

ganz rot, aber gottlob felsig. Bis erst dieser Felsen verwittert und verschwemmt! Da kann mein Sankt Maria wohl noch ein Jahrtausend stehen.

Endlich nach Mittag ist die Nachricht da aus Oberschuttbach. Hinter diesem Orte in den Schluchten sind mehrere große Lahnen abgegangen und haben im Dorfe drei Häuser verschüttet. Aus dem einen Hause haben die Bewohner sich retten können; das andere ragt noch zum Teile aus Erd- und Gesteinmassen hervor und man glaubt, die Inwohner könnten noch leben. Das dritte Haus ist ganz und gar verschwunden, und kein Mensch kann heute sagen, wo es gestanden. Da ist jetzt keine Zeit zum Schreiben. Der Kimpelschmied ist schon oben, alles muß hinauf, was Hacke und Spaten tragen kann.

In der unteren Gegend steigt der See und kommt von Stunde zu Stunde näher heran gegen das Dorf.

Im Mai 1875.

Nun trage ich nach, wie der Herr uns hat heimgesucht.

In Oberschuttbach ist's noch schlimmer, als es sich anfangs gezeigt hat. Einige Wirtschaftsgebäude sind umgefallen und lehnen am Berge, ohne daß sie aber zerschellt wären. Ein Haus steht gleichsam in der Luft, so ist es unterwaschen und wenn man zu einem Fenster hineinschaut, sieht man in der Tiefe das trübe Wasser rinnen. Ein anderes Haus ist mit Schutt, Baumbruchtrümmern und Wurzelwerk so verklauft, daß man darüber wie durch eine Wildnis hin einen Weg aushauen mußte, um zum Dache zu gelangen. Und durch eine Dachlücke, den einzigen Zugang, steigen die Leute aus und ein. Knapp hinter dem

Dorf auf der Schutthalde ist ein Steinblock liegen geblieben, größer als ein stattliches Haus. Er soll sich in den wogenden Massen langsam herabgewälzt haben, und so oft er sich übergeschlagen, habe der Boden gezittert weitum bis zum Hies im Grund hinein. Der allmächtige Gott hat den Block aufgehalten, ehe er auf seiner plumpen Wanderung das Dorf erdrücken konnte.

Einen einzigen Mann hatten wir gerettet aus dem Grabe des Lahnschuttes. Ein junger starker Bursche, soll früher voller Lust gewesen sein. Nun kauert er stundenlang unter dem Ahorn und glotzt stier vor sich hin. Er weiß nichts, als daß in jener Nacht auf einmal die Wände seines Schlafgemaches krachten, sich bewegten und daß die Fußbodenbretter mitten entzweigebrochen und in die Höhe geschnellt seien wie eine aufgesprengte Fallthür. Und wenn man ihn fragt, was dann? so zwinkert er mit den Augen und lacht. — Unermüdlich ist weitergegraben worden. Da kommt die Botschaft von der unteren Gegend: Im Bachbett der Schwarzklamm verdursten die Forellen, am Keilerstein staut sich alles Wasser, und der See reicht bald ans Dorf Unterschuttbach herauf.

„Beten, beten!" schreit er wieder, der Mann mit der Krücke, den sie den krumpen Christl nennen. Andere hätten damals freilich kein Heiligenbild ansehen mögen in der Kirche — wie die Himmlischen ruhig dagestanden und dagesessen sind, und zwei Ortschaften mit den Einwohnern schweben in höchster Gefahr! Weil ich immer nur zur Arbeit aufrief, so wendete der krumpe Christl sich an den Meßner: „Geh doch läuten, Karl, daß die Leut' beten kommen. Alles unten beim Wasser, nau, da werden sie der Katz' die Schellen anhängen! Dersaufen thun sie, und

wir all miteinand, auch die Unschuldigen. Bedank' mich schön für die Ehr'! Wie kommt unsereiner dazu, mit dem sündigen Volk zu Grund' zu gehen! Geh, braver Karl, thu' die geweihten Glocken läuten. Die Sündflut, weil die Leut' nimmer beten wollen. Der Pfarrer ist auch so einer! Geh läuten, Karl!" — Dem muß ich einmal was sagen, dem Christl!

Und ist tagelang gearbeitet worden, oben und unten. Oben ist das Wasser abgelaufen, die Wiesen grünen, überall Blümlein, weiße und gelbe, daß man meinen könnte, unter Schnee und Wasser seien sie gewachsen. Und gleich daneben Schlamm und Schutt und Steinfelder. Den Bach haben wir erst suchen müssen in den Rinnsalen, er hat sich ein ganz neues Bett gewühlt. Zwei Bauern, zwischen deren Wiesen er früher die Grenze gebildet, haben gleich anheben wollen zu streiten, da habe ich in Verzagtheit gesagt: „Wartet doch nur, es kommt der See herauf, der macht alles gleich." Und der Kimpelschmied hat ihnen sagen lassen: „Wer jetzt streitet, der wird um ein paar Ochsen gebüßt, und den Boden nimmt die Gemeinde!" Ich traue ihm's zu, dem Schmied, daß er's ausführt.

Aus dem halbverschwemmten Hause zu Oberschuttbach ist noch die Leiche eines kleinen Mädchens hervorgebracht worden. Alle übrigen sind drinnen im ungeheuren Schutthaufen, der mitten im Dorfe aufragt wie ein Berg. Vierzehn Tote, sagt man. Jetzt kann der Karl läuten gehen.

Unten ist die Aufregung der Leute eine noch größere. Der See greift immer näher ans Dorf, ja streckt schon einen breiten Arm im Halbkreis um den Ort. Viele Einwohner kommen zu uns herauf und können nicht genug sagen, in was für einem glücklichen Land wir wären, weil

wir ein paar Fuß höher liegen! Am Keilerstein sollen Hunderte von Menschen arbeiten; alles, was in der Gemeinde rüstig ist, versteht sich von selbst, und auch die Vorgegenden, besonders das Stift, sollen Leute geschickt haben. Viele sind aber ganz mutlos und meinen, einen Berg könne man sein Lebtag nicht abgraben. Wie? einen Berg nicht? Was ist denn sonst abzugraben, wenn nicht ein Berg? — Es soll freilich eine ungeheure Wucht sein, die den Abfluß verlegt. Wenn es so ist, dann adieu, mein Torwaldthal, dann fahren sie in Zukunft mit dir auf Schiffen und die Sage wird es in ferne Zeiten tragen: Drei blühende Dörfer — vielleicht machen sie auch Städte draus — sind versunken im See. —

Am ersten Sonntag wollte ich eine schöne Grußpredigt halten, nun soll's was anderes werden. Das Wasser im unteren Thale steigt. Es steigt langsam Tag für Tag. Freilich steigt es desto unmerklicher, je breitere Flächen des Thales es einnimmt. Von allen Bergen kommen die Wasser nieder und können nicht abfließen. Der Schulmeister hat berechnet, daß bis Peter und Pauli auch Sankt Maria unter Wasser steht. — Und über unserem Elende liegen sonnige Frühlingstage!

Ich mache das letzte Aufgebot und nehme selbst eine Haue über die Achsel. Zu den Weibern gehe ich um: „Zum Keilerstein hinab! Wer will mit?" — „Wenn der Pfarrer schon meint, das beste Gebet wäre solches Zugreifen in der Not, und wenn er selber hinabgeht, so bleiben wir auch nicht daheim," dieses sagen sie, „und wenn sich der Mensch hilft, so wird ihm Gott auch helfen." — Schaufeln, Krampen, Eisenstangen, Schubkarren und was an Zeug

eben noch vorhanden, das nehmen sie über die Achsel. Aber auch Mehlsäcke und Brotlaibe und Schmalzkübel für sich und ihre Männer. Wenn nicht so harter Ernst, wäre es drollig gewesen, wie jetzo an der Spitze von etwa zwölf ältlichen Weibern — denn die jungen sind schon unten — der Pfarrer Wolfgang ausgezogen ist, um den Drachen zu töten. Der krump Christl hat uns nachgerufen, er wolle fleißig beten, daß wir doch was ausrichten könnten. Der Schulmeister ist auch mit uns; er hat kein anderes Werkzeug, er trägt mit kurzen schnellen Schrittlein die Idee hinab, ob man den angeschütteten Berg nicht unter sich durchbohren könne? Die Torwalder hätten schon einmal ein Loch gebohrt für die Leute — die Wurmlucken — warum sollten sie nicht auch eins zu wege bringen fürs Wasser? — An den Berghängen hinkletternd, brauchten wir fast drei Stunden bis hinab. Zwischen den Waldstämmen blinkte der helle See herauf, er war gar nicht mehr schlammig, vielmehr fast klar und blau wie ein fermer Gebirgssee, man will sogar schon Fische drin herumschwimmen gesehen haben, im neuen See. Er richtet sich ein, den städtischen Naturfreunden zu lieb sehr schön zu werden. Jetzt steht mitten im See noch der Tannenwald heraus, morgen werden in seinen Wipfeln die Schwalben des Wassers nisten — die Forellen. Unterschuttbach liegt da wie ein kleines Venedig.

Als wir gegen die Enge kommen, wo der Keilerstein fast senkrecht aufsteigt, sehen wir ihm gegenüber hoch oben schon den breiten Bruch, wo die Lahn, oder vielmehr der Bergsturz sich losgelöst hatte. Auch hören wir das Krachen der Schüsse. Die Schuttböschung wimmelt von emsig arbeitenden Leuten. Sie sprengen Steine, sie schurfen

und graben, sie zersägen gestürzte Baumstämme, und unzählige Karren schaffen das Gestoffe fort. Trotzig und kühn arbeiten sie an gefährlichen Stellen, hochgemut spielen sie sich aus, einer für alle, es herrscht ein Gedanke und ein Wille und eine Kraft, und das Volk vom Torwald ist ein starker Mann geworden. Es gelingt, schrie etwas in mir auf, als ich die bereits erreichten Erfolge sah. Mehr als zur Hälfte war der Hügel durchschnitten. Der Schmied ging immer hin und her und traf Anordnungen. Sein halbwüchsiges Söhnlein, der Rolf, stand mitten in Schutt und Gestein und hieb mit dem Krampen flink drauf los. Dieser Junge gefällt mir, so oft ich ihn sehe. Es ist etwas so Sicheres, Gerades und dabei sonnig Warmes in ihm. Er schaut nicht um sich, er arbeitet drauf los, als ob er allein das Thal zu retten hätte, er macht dabei ein so fröhliches Gesicht, als ob er überzeugt wäre, daß es gerettet werde. — Als die Leute sahen, daß auch der Pfarrer und der Schulmeister da waren, schienen sie neuen Mut zu schöpfen. Der Schulmeister kletterte gleich über das Geschütte zum Schmied hin und gab seinen Rat, mit einem langen Brunnenbohrer ein Loch durch zu machen. Mit diesem Rat kam er freilich zu spät, es war schon um einen Bohrer geschickt worden, und nun stellten der Schulmeister und ich uns an und bohrten. Zuerst sind wir ausgelacht worden, als aber durch das Loch ein erstes Brünnlein zu sprudeln begann, und wir ein zweites anbohrten, begriffen sie es. Schafft man dem Wasser auch nur ein ganz enges Sträßlein, dann bohrt und gräbt es schon selber mit und richtet mehr aus als ein Schock Leute.

Noch die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet bei rotem Fackelschein. Recht munter sind wir dabei gewesen.

Eine große Gefahr, gegen die man sich wehrt, ist lange nicht mehr so unheimlich, als eine oft viel geringere, der man thatlos gegenübersteht. Aber am Morgen kam die Nachricht, der See sei schon vorgedrungen bis zu den ersten Häusern von Sankt Maria, und reiche an Neuwirts Zaunthor dem Kruzifix bis an die Knie. „Mit dem Zaunthorkreuz hebt's an und mit dem Kirchturmkreuz hört's auf," hieß es. — Da begannen, etwa neun Uhr Vormittags, sachte unsere Erdmassen lebendig zu werden. Die Leute stoben auseinander und an die Berglehnen hinan. Nicht mehr arbeiten, nur noch zuschauen! Wenn ich's nur beschreiben könnte, wie das zu sehen war! Die von beiden Seiten durchwühlte Scheidewand hub an zu bröckeln, zu rutschen und stürzte endlich schwer und fast lautlos ein. Sofort sanken auch die anderen Wälle zusammen und mit unbeschreiblicher Gewalt brach das Wasser hinaus. Grausig wirbelte, schäumte, toste die trübe dicke Hochflut, alles mit sich reißend, durch die Schwarzklamm hinab. An den Ufern rollten die Lahnen, stürzten die Bäume, und die Steinwuchten wälzten sich zwischen rinnendem Schlamm und wogenden Stämmen langsam hinaus.

„Jetzt möchte ich aber kein Haus haben, das draußen in der Grünau steht," sagte ein Mann, und viele stimmten ihm bei.

Der Schullehrer that Freudensprünge. Zwar sagte er es nicht laut, insgeheim jedoch hielt er sich für den Retter, obschon jedermann wußte, daß die Bohrarbeit schon vorher vom Kimpelschmied angeordnet worden war. Der gute Kornstock, wenn er nur nicht auch als Komponist etwa zu jenen gehört, die ganz ausgezeichnete Einfälle

haben — aber allemal etwas später, als ein anderer. — Unter den Leuten wurde nun das Verlangen laut, der Herr Pfarrer solle auf der Stelle eine heilige Dankmesse lesen. — Diese Altarsteine ringsum sind zwar von Gott dem Herrn geweiht, doch müßten sie, um darauf Messe lesen zu können, auch vom Bischof geweiht sein.

Der See läuft langsam ab. Ein ungeheures Schlammfeld bleibt zurück. Das sonst übliche Bewässern und nötige Düngen der Wiesen, sagen die Leute, sei dies Jahr überflüssig. So lohnt sich die Arbeit am Keilerstein zwiefach. Mir sind sie schon zuthunlich, und etliche meinen, wenn der Pfarrer nicht gewesen, so wäre es nicht so gut ausgegangen. Mein Gott, Worte! Was hätten sie genützt, wenn sie nicht befolgt worden wären!

Aus Oberschuttbach haben sie das Mädchen gebracht, welches hervorgegraben wurde. Es ist unter den Trümmern zwischen verklemmten Balken in seinem Bette gelegen wie schlafend, ganz unversehrt; man weiß nicht, warum es des plötzlichen Todes verstorben ist. Das Särglein haben sie am Kirchenriegel auf den Waldanger niedergelassen vor dem heiligen Josef. Aus allen drei Dörfern sind Menschen dagewesen, um dieser einzigen Leiche ein feierliches Begräbnis zu geben, das den übrigen Verunglückten versagt ist. In diesem unschuldigen Kinde wollen wir gleichsam auch die anderen Toten mit Segen, Gebet und Glockengeläute in das Grab legen. — Jetzt wollten sie aber da beim Josef nicht vom Fleck kommen, als warteten sie auf etwas. Standen die Leute so herum und schauten auf den weißen Brettersarg und auf mich. Endlich tritt der Kimpelschmied an mich heran und teilt

mir mit, daß der alte Herr immer die Totenbeschau gehalten hätte — und ich möchte halt auch so gut sein. Daraufhin habe ich nicht studiert, und nach dem, was ich weiß, müßte ich zu jedem sagen, der da starr ausgestreckt liegt: Bruder in Christo, du bist nicht gestorben, du wirst auferstehen und ewig leben. — Aber den verfallenden Leib muß man doch bestatten, und das darf gesetzlich nur nach erfolgter Totenbeschau sein. Kein Arzt ist vorhanden im ganzen Torwald, also bin ich hingetreten. Den schon früher gelockerten Sargdeckel haben sie abgehoben. Da liegt ein Engel; die schmalen Hände über der Brust gefaltet, umwunden von einem Rosenkranze. Weiß gekleidet und mit wächsernem Gesichte, wächsern bis in den Mund, in die Nasenhöhlen hinein. Das schwarze, mitten gescheitelte Haar ist umwunden mit einem Rosmarinzweige. Die langen Wimpern sind so leicht geschlossen, daß man zwischen ihnen durch das bläuliche Blaß des geronnenen Augensternes sehen kann. Ich taste die Wangen an — kalt wie Lehm. Alles ist herbeigeeilt, um in den Sarg zu schauen, ich winke, sie sollten ihn schließen. Dann sind wir mit ihm vollends hinaufgegangen zum Kirchhofe. Die jungen Lärchen und Birken grünen, in allen Sträuchern und Wipfeln zwitschern die Vögel, Hummeln klingen umher, über dem engen tiefen Gräblein gaukelt ein weißer Falter, die Sonne leuchtet hell und warm vom Himmel nieder — so haben wir den Menschenleib hinabgesenkt. Kein Klagelaut der Anwesenden, aber an manchem stoßenden Schluchzen merkte ich, wie viel Weh da mit Gewalt zu verwürgen war. Sind doch auch solche da, die Vater, Mutter, Bruder und Kameraden unter dem Schutthügel begraben wissen und jetzt ihrer gedenken. . . .

Grabreden sind bei uns nicht Sitte, mir aber ist das Herz so voll, daß ich nach der Einsegnung ungefähr die Worte sage: „Meine lieben Pfarrkinder! Ehe es mir noch gegönnt gewesen ist, als Ankömmling öffentlich ein Wort des Grußes zu euch zu sprechen, und die Bitte, daß ihr auch mir eure Herzen aufthun möchtet, wie ihr meinen hochwürdigen Herrn Vorgänger lieb gehabt habet, und euch auch sagen, daß ich zu euch stehen will in aller Zeit: ehe mir das gegönnt gewesen ist, hat es der Herr gefügt, daß wir durch ein großes Unglück, durch eine schwere Prüfung uns nahe geführt worden sind. So haben wir unsere Zusammengehörigkeit schon beweisen können. Ich habe in diesen wenigen Tagen die Torwaldbewohner kennen gelernt und gesehen, daß sie großer Liebe wert sind. Hier vor dem Grabe, hoffend die Auferstehung von den Toten und das ewige Leben, gelobe ich, der Pfarrer von Sankt Maria, euch ein treuer Lehrer und Freund zu sein. Auf dem großen Grabhügel zu Oberschuttbach will ich ein Kreuz errichten lassen zur ewigen Erinnerung, daß Pfarrer und Pfarrkind, Lebendige und Tote im Namen des göttlichen Erlösers vereinigt sind."

Ich habe aufhören müssen, alle miteinander hat uns die Bewegung übermannt.

Dann sind wir in die Kirche gegangen zum Totengottesdienst für die Verunglückten. Kein Katafalk, kein Totenschädel und keine schwarze Fahne. Die Heiligen schauen freundlich von den Wänden, die Engel lachen, die Sonne spielt in roten, blauen und grünen Funken am Kronleuchter, die Orgel klingt lieblich und die Schulkinder singen lebensfrisch ein fast freudenreiches Lied. — Das sehe ich schon, leicht kommt der Tod nicht auf in diesem

Thale. — Nach dem Gottesdienste, als die Leute sich zerstreut haben, um an ihre alltäglichen Arbeiten zu gehen, bleibe ich noch oben und schaue über die Kirchhofsmauer hinaus in die Gegend. Jetzt habe ich eigentlich erst gesehen, wo ich bin. Die Landschaft ist von unbeschreiblicher Schönheit und Größe. In der Ebene Wiesen, Wald und weiße Sandhalden mit dem schimmernden Flusse. Dann in weiter Runde das hohe Gebirge. An der vorderen Bergsohle Menschenwohnungen und Äcker, weiter hinan blauender Wald, dann Almmatten mit den weißen Eierlein der Sennhütten, die freilich in dieser Jahreszeit noch verlassen stehen werden. Hinter diesem Vorgebirge starrt da und dort eine Felsbank herüber. Und erst gegen Sonnenuntergang hin! Hinter Oberschuttbach sollen die Thalschluchten noch stundenweit fortgehen, aber lauter Stein und Sand. Und dann baut sich um dieses Hinterthal das hohe Gebirge. Wie es heute dastand im Sonnenscheine, starrschründig aufragend, teils mit Schutthalden, die nach unten hin breit auslaufen, nach oben hin in Ästelungen sich verlieren zwischen den Wänden. Und in den Hochkesseln der Schnee. Die dunklen Flächen werden Zirmbestände sein. Und über den Zirmhöhen hinterwärts ist sie hingegossen, die ungeheure, die eherne Eisscholle, aus welcher unzählbare dunkle Felswälle, Riffe und Spitzen aufsteigen, und aus welcher ewig unsere Wässer rinnen. — Und alles so still und fern und unermeßlich . . . .

Der Schullehrer war zu mir getreten. „Heute ist sie klar, Herr Pfarrer!" sagte er in seiner hastigen Redeweise, „eine Pracht, eine Pracht. Wenn man so etwas musizieren könnte, Herr Pfarrer!"

„Es ist Musik für das Auge."

„Wahr ist's, wahr ist's. Und erst wenn man hinaufsteigt auf diese Musik! Bin schon oben gewesen. Es ist schrecklich, Herr Pfarrer, es ist ganz schrecklich. Heute kann man sogar den höchsten Punkt sehen — ein Zehntausender! Das hohe C, sage ich immer."

„Das Gebirge heißt die Hohe Rauh, wie ich höre."

„Hat seinen Namen nicht umsonst, Herr Pfarrer!"

„Und welches ist der höchste Punkt, den Ihr so musikalisch bezeichnet?"

„Ich ersuche, Herr Pfarrer! Stellt Euch genau daher, wo ich jetzt stehe, und schaut einmal gerade über diesen Baumwipfel hin, ja über den da! Der Uhrzeiger kann zu Mittag nicht schärfer auf Zwölf zeigen, als dieser Wipfel auf die Bergspitze, die der höchste Punkt ist. Weit hinter den Eisfeldern, seht Ihr es, Herr Pfarrer? Ein ganz kleines Zacklein, ein weißes. Das hohe C, sage ich immer. Die Leute nennen es das Lichtl."

Es soll nämlich an jener Spitze manchmal eine Schnee- oder Eisfläche von der Sonne so beschienen werden, daß sie wie ein Lichtlein herableuchtet in unser Thal, besonders früh morgens, wenn es hier noch dunkel ist.

Als wir weiter gehen, wird mein Schullehrer immer zerstreuter, nicht vom Totenfest redet er und nicht vom Gebirge. Und endlich zieht er ein zusammengefaltetes bedrucktes Papier aus der Brusttasche. „Herr Pfarrer!" sagt er fast schämig, bleibt stehen und giebt mir das Papier in die Hand, „leset das! Das Angestrichene! Heute ist's gekommen!"

Während ich's that, strich er mit den Händen seinen langen Bart nach beiden Seiten über die Brust aus und schaute mich an.

„Da muß man ja gratulieren!" konnte ich sagen. Es war eine Zeitungsnotiz. In Eichfurt hatte ein Gesangverein beim Liederkonzert eine Nummer gehabt: „Süßes Lieb, behüt' dich Gott, von Michael Kornstock. Mit Klavierbegleitung." Nichts weiter zwar, wie es gesungen worden, ob es gefallen hat, aber mein Langbart war überglücklich. „Nun geht's vorwärts!" sagte er. „Wenn die Welt erst einmal davon weiß, dann wird sich's schon thun. Auch die Opern kommen dran, nur Geduld muß man haben. Geduld bringt Opern. Ich habe auch wieder ein paar Lieder gefunden, Herr Pfarrer, das Schönste, was es giebt!"

Er sammelt nämlich Volkslieder, Texte und Melodien, und bearbeitet sie für Kunstsänger. Ganz schön! Nur will ich jetzt auch einmal sehen, ob im Schulhause die Kinder lesen und schreiben lernen.

Wie wir durch das Kirchhofsthor hinaustreten wollen, steht an der Mauer der krumpe Christl. Er bewohnt, wenn er nicht auf Beten oder Betteln aus ist, ein Stüblein bei Karl dem Großen, wie der Schullehrer den Meßner und Schneider Karl Groß nennt. Der Christl schaut nun den Kornstock spitzig an und sagt, er hätte mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden. Und als er mit mir allein ist, vertraut er, daß er beichten möchte und die heilige Kommunion empfangen, und zwar gleich zur Stunde.

„Seid Ihr nicht wohl?" frage ich ihn.

„Dank der Nachfrage. Aber weil der Mensch nicht oft genug die heiligen Sakramente empfangen kann! Und es ist halt so viel was Großes um die heilige Speisung."

Die Beichte habe ich ihm abgehört, die Kommunion kann er erst morgen nach der Messe empfangen. Das war

ihm nicht ganz recht. „Wenn Einer des jähen Todes versterben muß, ohne göttliche Wegzehrung!“ war sein Bedenken.

Ein wunderlicher Patron. Ein abgehauster Bauer. Vor lauter Beten der Arbeit vergessen, ein Dorfschmarotzer geworden. Die Leute nennen ihn auch den Hunds-Christl, weil ihm auf der Gasse alle Hunde nachlaufen und anknurren. Wenn er dann mit seiner Krücke herumfuchtelt, werden die Tiere noch aufgebrachter, begleiten ihn bellend, oder fallen ihm so lange nach, als er zu sehen ist. — Sein Fuchteln mit der Krücke, das schreckt sie nicht, denn dreinhauen kann er nicht. Wenn er dreinhaut, fällt er um.

Am 29. Juni.

Wenn uns bös Wetter verschont, so kriegen wir ein außerordentlich fruchtbares Jahr. Futter in Überfluß, treibt schon die Viehpreise hinauf. Das Korn, sagen die Leute, ist seit Menschengedenken nicht so gut gestanden, als heuer. Das macht der Schlamm. Es ist denn auch alles guter Dinge, und wenn man in den Abendstunden spazieren geht, so hört man singen und juchezen von allen Seiten.

Heute ist aber freilich ein ernster Tag gewesen. Zu Oberschuttbach auf dem Lahnhügel haben wir das Kreuz eingeweiht. Der Hügel ragt mitten im Dorfe auf, wo Gemüsegärten sind gewesen und die zwei Häuser; ein fermer Berg. Ein Fußsteig ist angelegt worden bis zum Scheitel hinauf, und dort oben steht jetzt das Kreuz. Es ist aus Lärchenholz gezimmert, rot angestrichen und drei Mann

hoch. Ein Riesengrabhügel und ein Riesengrabkreuz. Der Lehrer hat mit seinem Chor das schöne Lied vom Kreuzstamm Christi angestimmt, und der reine Sommernachmittag ist groß und feierlich gelegen über unserem Totengedächtnis, und die Berge haben so freundlich und unschuldig herabgeblickt, als seien es nicht sie gewesen, die dieses Grab geschichtet.

Während ich nach der Benediktion die Litanei der Heiligen Gottes bete, hebt auf einmal jemand an, laut zu lachen. Ein Lachkrampf. Derselbe Bursche, der aus dem Schutte gerettet worden war. „Hi hi," lacht er unversiegbar, „jetzt sollt' ich unten liegen und steh' oben; steh' oben und muß Litanei beten. Für mich selber — hi, hi!"

Ganz unheimlich. Der von den Toten Erstandene ist seither im Kopfe nicht mehr in Ordnung. Manchmal, wenn er arbeiten soll, legt er sich ins Gras, reckt alle Viere von sich und meint, er wäre ohnehin im Himmel.

Das erinnert mich an jenen drolligen Bettelmann zu Hohenmauth. Der hatte immer gesagt: „Sterben muß jeder einmal, aber ich hab's schon hinter mir. Ich bin im Schloßteich ertrunken. Dann bin ich wieder lebendig worden, und seither nehme ich kein Leid und keinen ungiltigen Kreuzer mehr an, denn ich bin in der ewigen Seligkeit."

Am 25. Juli.

Endlich ist's im Geleise, und ich kann alles ruhig zu Papier bringen. Wenn das eine Chronik von Sankt Maria werden soll, so müssen auch die Leute und der Alltag herein. Will's jetzt beiläufig beschreiben, wie ich's angetroffen habe im Torwald.

Etliche siebzig Bauernhöfe und ein Dutzend Kleinhäusler. Feldbau, Viehzucht, Holzwirtschaft. Das Torwaldholz ist reif, kernfrisch und hart wie Stein, das hat als Bauholz Anwert draußen, wo man die Bäume schon als Junglinge und Weichlinge niedermetzelt, und gar solche nicht mehr genug findet. Bei uns giebt's Holz bis zum Ende der Welt. Was die Leute hier zum Leben brauchen, das bauen und schaffen sie sich selbst, man sieht wenig Geld und braucht auch wenig. Meine Vorgänger haben immer noch den Zehnten eingehoben. Dann nach den Aufschreibungen für eine Messe dreißig, für ein Amt fünfzig, für eine Taufe zwanzig Kreuzer, für ein Begräbnis mit halbem Kondukt und Libera zwei Gulden der Kirche. Den Zehnten halte ich aufrecht, die kirchlichen Handlungen will ich nicht mit Ziffern messen. Wir haben Sachen genug, sagt die Regina, wir brauchen's mit dem besten Willen nicht auf, was sie an Mehl, Fett, Fleisch, Eiern, Geflügel, Wolle, Leder und Flachs darbringen. Wir können noch Arme speisen und kleiden. Gegenwärtig hat die Gemeinde neun Arme, die ihr Brot nicht verdienen können. Dann gehört zum Pfarrhof noch Wald, Feld, Wiese und ein schöner Garten, im Ganzen sollen es sechsundzwanzig Joch sein. Die Regina ist zum Glück eine gute, resche Hauswirtin; ich thäte alles verhausen, mag mich um so Sachen nicht viel kümmern. Auch einen Knecht haben wir, den Rupert, sozusagen für die Hausmeistergeschäfte; alle übrigen Arbeiten und Herstellungen besorgt die Gemeinde. Will ich einmal hinausfahren über das Riedeljoch, so stehen mir des Schmieds Paar Ochsen mit dem Karren zu Diensten. Mich verlangt's aber gar nicht hinaus. Ich mag gar nicht zurückschauen in die weite Welt, nicht mit dem Auge und nicht mit dem

Herzen. Mich hat Gott geführt, heim zu meiner Idylle. Nicht die Idylle Rousseaus und Geßners ist es, eine viel hausbackenere, aber nahrhaft. Ausnahmen auch hier, im Ganzen jedoch tüchtige, gute, einfältige, zufriedene Menschen. Ich will dieser Zustände Hüter sein den Rest meiner Tage.

Meine Pfarrsleute sind nicht groß gewachsen, aber kernig, nicht gerade schön von Gestalt, aber gesund, nicht geistig hervorragend, aber klug und weniger wild leidenschaftlich als schalkhaft gemütlich. Vielleicht werde ich auch noch andere Eigenheiten zu verzeichnen haben. Ihr Beruf ist die Arbeit vom frühen Morgen bis in den Abend, ihre Erholung ist oft wieder die Arbeit, oder die Religion. Was anderen etwa der Lehrsaal, der Konzertsaal, das Theater, die Bildergalerie, das Museum ist, das ist den Leuten im Torwald die Kirche. Sie nehmen die Religion weniger als eine Pflicht, denn als ein Bedürfnis. Und ich möchte auch nicht strikte behaupten, daß ihre guten Seeleneigenschaften gerade nur Folge der Religion sind; diese bergumfriedeten Menschen sind von Natur aus redlich, geduldig, wohlwollend und fromm. Von keiner Thür ist je ein Armer unbeschenkt gegangen, und die Thüren haben keine Schlösser. Krankheiten, Widerwärtigkeiten werden wie etwas Selbstverständliches gelassen ertragen. Doch sind im Jahre drei oder vier Tage, wo sie mehr als bis zur Sättigung essen und sich betrinken. Auch etliche uneheliche Kinder habe ich im Pfarrbuche vorgefunden und sogar einen Totschlag erst im vorletzten Jahre. Von einigen wohlhabenden Bauern erzählt der Tratsch, daß sie ihr Geld in eisernen Töpfen vergraben hätten. Das Hauptvergnügen der Wirtschaftsbesitzer besteht in ihren Ochsen und Kälbern,

ein schöner Rinderschlag ist ihr Ziel, dem zu Liebe sie sogar Reisen machen, um in anderen Gegenden gute Gattungen zu suchen. Die Stadtherrschaften würden lachen, wenn man ihnen von einer Rinderästhetik erzählen wollte; es giebt eine solche, und mein Lindenhofbauer wäre einer Kanzel für Ästhetik der Viehzucht vollkommen gewachsen. Dafür ist der Torwalder Rinderschlag auch weitum wohl berufen. Das Fuhrwerk wird nur mit Ochsen besorgt; Pferd ist kein einziges im Torwaldthale. Roß ist Hoffart, sagen sie, der Reiter ist hochtrabend, von oben herab; der Fahrer verliert die Freude am Heim und kutschiert in der Weite um. Roß ist Lump. Während der Ochse auf jeden Bergsteig hinankann, geht das Roß auf breiten Straßen, wo die Wirtshäuser stehen.

Die Nahrung der Leute ist aus Mehl, Milch, Fett und Gemüsen; Fleisch nur an Sonn- und Feiertagen. Die Kleidung, heißt es, soll aus drei L bestehen: Leinwand, Loden, Leder. Die Männer halten es auch, und ich glaube, daß ihre Kniehosen und Joppenschnitte seit der ersten Besiedlung des Thales die gleichen geblieben sind. Die Weiber haben schon eher Neigung nach neuer Mode und beginnen Baumwollzeug an ihre Leiber zu hängen. Die Wirtstochter aus Unterschuttbach ist am Pfingstsonntage mit einem rotseidenen Busentuch in die Kirche gekommen, darob Verwunderung auf der einen, Abscheu auf der anderen Seite. Der Kimpelschmied hat dem Krämer-Wastl sagen lassen, wenn er so „Fetzwerk“ ins Land bringe, würde er einmal unliebsamen Nachtbesuch kriegen. Es soll hier so etwas wie Haberfeldtreiben vorkommen, bin aber noch nicht dahintergekommen. — Die Höfe sind geräumig und aus Holz gebaut, die Wände an der Wetterseite mit

Schindeln verschalt; die Dächer aus gleichem. In den Küchen überall das offene Herdfeuer; wo der Sparherd aufkommt, kommt das Sparen ab, sagen sie. Die Stuben, zwei bis drei in jedem Hause, haben niedere Thüren und kleine Fenster, sind aber häufig mit Zirmholz ausgetäfelt und man sitzt recht heimlich drin. Die Hauspostille fehlt nirgends, die Leute scheinen doch auch bei der alten Schule lesen gelernt zu haben. In den meisten Häusern Reinlichkeit, auch in den Hütten wird an Samstagen der Fußboden gescheuert. Da ist kein Vergleich mit den Bauernhäusern draußen auf dem Lande, in denen man sich nicht niederlassen kann, ohne einen Flecken am Kleide oder gar lebendige Ansiedelung zu bekommen.

Die Geschlechter im Torwald sind dieselben aus alten Zeiten. Seit im Jahre 1580 das Pfarrbuch gestiftet worden, fast immer die gleichen Namen. Und sollen schon früher von alters her dieselben Geschlechter hier gehaust haben, vor den Völkerwanderungen geschützt durch die hohen Berge. Reines Torwalderblut, aber doch unterschiedliche Tropfen! Ich merke schon etwelches. — Die Dienstboten sind in den Höfen anverwandt und werden als zur Familie gehörig behandelt. Der älteste Sohn des Hauses bekommt den Hof, die übrigen Kinder dienen ihm entweder als Gesinde, oder erhalten ihren Erbanteil ausbezahlt und verdingen sich in andere Höfe. Sie heißen Knechte und Knechtinnen, aber von Knechtschaft ist keine Rede; sie leisten, was sie können, anders macht's auch der Besitzer nicht; sie haben, was sie brauchen, mehr hat zumeist auch der Besitzer nicht. — Die Jagd gehört dem Stifte und Wildschäden giebt's. Der jetzige Prälat vergütet sie gerne, er ist nicht strenge, wohl wissend, daß der Bauer seine Saaten

vor dem Wilde schützen muß. Früher einmal soll die Gemeinde ihre Jagd selbst ausgeübt haben, da vernachlässigten sie die Arbeit, und jeder wollte mit der Büchse gehen; des klagten die Ältesten sehr in Eingaben ans Stift, darauf ist ihnen die Jagd wieder abgenommen worden. In neuerer Zeit ist eine andere Gefahr aufgetaucht. „Seit das Soldatenleben so kurz ist, bleiben sie länger aus," sagt der Schmied. „Fort müssen alle, manchem gefällt es draußen besser, sie gehen in die Fabrik, zur Eisenbahn und kommen nicht wieder heim. Sie haben nicht mehr das Heimweh, wie in früheren Zeiten. Wir sind alleweil unter uns gewesen, haben es auch so einrichten wollen, daß unsere Pfarrer und Schullehrer geborene Torwalder wären. Aber wenn wir einen Studenten hinausgeschickt haben, so ist er in paar Wochen allemal vor lauter Heimweh wieder zurückgekommen."

Einen bemerkenswerten Bund haben die Torwalder mit dem Stifte geschlossen, der Steuern wegen. Wie zur Zeit der Tributpflichtigkeit liefern sie auch heute noch die Naturalien ins Stift, und dieses zahlt dafür das Bargeld an die Steuerbehörde. Der Schmied hat eine Magd, die immer fürwitzig dreinredet, wenn sie etwas hört. Wie wir vor kurzem über die Steuern sprechen, ruft sie: „Uh Josel Josel! Steuer zahlen müssen wir den Herren? Sollen lieber sie uns Steuer zahlen dafür, daß wir fleißig arbeiten und ihnen was zu leben geben!" Das ist dieselbe Magd, die mich immer auslacht, weil ich Hosen anhätte und mir alleweil in den Augen kalt wäre. Das war so gemeint: Mein Vorgänger hatte hohe Stiefel getragen, deren glänzende Röhren bis unter den Mantel heraufgelangt hatten; ich trage lange Hosen und da wundert sie

sich darüber. Und warum ich Winterfenster trüge auf der Nase, wenn mir nicht in den Augen kalt wäre? — Hohe Stiefel werde ich mir wohl auch anschaffen müssen, hier zu Lande ist an den Beinen Leder besser als Tuch. Die „Winterfenster“ kann ich freilich nicht wegthun, ein Seelsorger sieht nicht leicht zu scharf.

In Vielem hat mich der Schmied unterrichtet, der Simon Eschgartner. Mit dem plaudere ich recht gern eins, ist ein kluger Mann. Er spricht immer unter „wir“, und meint damit stets die Gemeinde. Ein helles Köpflein ist auch sein Sohn, der Rolf. Dieser Junge hat oft überraschend wunderliche Gedanken, wenn man ihn festhält. Sonst klettert er aufs Dach der Schmiede hinauf, wo grünes Moos wächst auf den Schindeln. Dort streckt er sich nach aller Länge in die Sonne und verlegt sich aufs Wachsen. Liegt auf dem Bauch, stützt den Kopf auf die Fäuste und liest aus A. A. Waibels „Leben Jesu“. Der könnte studieren und mein Nachfolger werden. Aber ich glaube, er will auch nicht hinaus und gerade der Rolf soll einer sein von denjenigen, die aus dem Stiftsseminar davon und vor Heimweh wieder in den Wald gelaufen sind.

Einigen Kummer bereitet mir Karl Groß, der Meßner. Er soll in früheren Jahren als Handwerksbursche viel in der Welt herumgekommen sein, und da hat er am vorigen Sonntage beim Unterschuttbachwirt erklärt, er wisse vieles zu erzählen, und er glaube an keinen Gott. Die Leute haben ihn bloß ausgelacht, ich aber — der davon gehört — habe ihn darüber zur Rede gestellt. Anfangs hatte er Ausflüchte, in die Enge getrieben, gestand er auch mir unumwunden ein: Er glaube an keinen. Er habe noch nie

einen gesehen, außer solche, die er selber gemacht — aus Weizenmehl. Und einer, der so viel zwischen Altären und Heiligenbildern herumzukriechen habe wie ein Kirchendiener, und doch nichts wahrnimmt, dem könne man es nicht verübeln. Ein wahres Entsetzen, wie er das so ganz ruhig auf mich hergesagt hat. Sonst ein fleißiger Mensch, der Weib und Kind brav ernährt und christlich züchtet; auch als Kirchendiener musterhaft. Es ist nicht zu verstehen.

„Groß," sage ich zu ihm, „narret Euch nicht, Ihr glaubt es selber nicht, daß Ihr nicht glaubt. Nach dem dritten Glase hat schon mancher eine Dummheit gesagt."

Da giebt er kleinlaut bei, er sehe jetzt zwar kein Glas vor sich, kein drittes und kein erstes, aber mir zu liebe wolle er dergleichen nimmer sagen.

„Ihr sollt es auch nicht denken!" rufe ich aus.

Da fährt der fürchterliche Mensch fort: „Es ist noch keiner zurückgekommen. Beim Beten bleibt alles still da oben, im Elend greift kein Arm herab und den Heiden geht's nicht schlechter als den Christen. Wie verlassen der Mensch im Unglück ist, das hat man im heurigen Frühjahr wieder gesehen bei der Überschwemmung."

Rasch hackte ich da ein: „Und gerade bei dieser Überschwemmung hat sich Gottes Hilfe augenscheinlich gezeigt."

„Die Leute werden sich wohl selber geholfen haben," sagt der Karl leise, „aber mein Gott, es schickt sich nicht, mit dem Herrn Pfarrer über solche Sachen zu reden, und ich bitte um Verzeihung."

„Nein, Groß, so entkommt Ihr mir nicht. Denkt nur einmal nach darüber, ob Sankt Maria einen glaubenslosen Kirchendiener brauchen kann!" Kaum das Wort gesprochen, habe ich es schon bereut. Fortstoßen, anstatt

heranziehen! Und das will ein guter Hirt sein? Ich wollte ihm gleich ein liebreiches Wort sagen, nämlich, daß seine Thaten christlicher für ihn sprechen, als seine Worte, da lenkte er schon ein: „Ist ja ein Unsinn. Manchmal, wenn man dem Teufel ein Ohr hinleiht, setzt er einem halt Hörner auf." Daß er noch an den Teufel glaubt, war mir gleich ein Trost, wenn auch ein schlechter. „Ich thu's eh einsehen," fährt der Schneider fort, „daß die Leute einen Glauben haben müssen . . . sonst wären sie gar nicht zu bändigen, seh's eh ein . . . ."

So ist er fortgegangen und ahnt wohl nicht, welche Bangigkeit er in mir zurückgelassen. „. . . daß die Leute einen Glauben haben müssen . . . sonst sind sie nicht zu bändigen . . . !" Sollt's denn wirklich auch da im Torwald solche Bekenner geben? — Einen Finger von meiner Hand wollte ich mir abschneiden lassen, wenn der Karl das nicht gesagt hätte!

Am nächsten Tag bei der Messe war er wieder der eifrige fromme Altardiener, der laut und mit andächtiger Miene einen Rosenkranz vorbetete. Der krump Christl hätte freilich lieber drei Rosenkränze gehabt, statt einen. Der bleibt nach dem Gottesdienst allemal noch lange knien in seinem Kirchenstuhl, und seinen bewegsamen Lippen ist es anzusehen, wie heftig er betet. Dann geht er noch zu den Heiligenbildern umher und küßt sie, dann reibt er sich mit dem Altartuch seine Stirn, endlich klappert er dem Ausgange zu und besprengt sich am Kessel über und über mit Weihwasser. Zuletzt betet er noch draußen vor dem Kreuze. Wenn er für seine Wohlthäter beten wollte, da hätte er freilich recht, doch so viel aus seinen Reden zu merken ist, bittet er Gott und die Heiligen immer nur,

daß sie ihn nicht sollten in die Hölle kommen lassen. Die Hölle, das ist seine Sorge und Angst bei Tag und Nacht. Jedem, dem er beikommen kann, mahnt er, nur alleweil fleißig zu beten, sonst komme er in die Hölle. Die Sünden nur allemal geschwind beichten. Und es sei ja alles Sünde. Eine Todsünde sei die Hoffart, und wer hoffärtig ist auf einen neuen Rock, wie der Schmiedpoldl, oder auf eine silberne Uhrkette, wie der Schneider Karl, der komme in die Hölle. Eine Todsünde die Trägheit, und wer des Morgens im warmen Bett die heilige Messe versäumt, wie der Zimmermann Sepp an Sonntagen, der müsse in die Hölle. Eine Todsünde die Völlerei, und wer sich Einen antrinkt, wie letztens der Zaunstiegelbauer und der Teichgraber-Golo, der fahre in die Hölle. Und wer einem Weibsbild nachschaut, wie die jungen Burschen all' auf der schlechten Welt und sogar die alten Männer noch, die Bockskerle — und die Todsünde nicht beichtet — hinab mit ihm ins ewige Feuer! — das ist so des Alten Christenlehre, weiß Gott, wer sie ihm beigebracht. Die Kanzelreden über Liebe, Opferwilligkeit, Geduld, Gnade, Gott und Himmel befriedigen ihn nicht. „Für den Himmel sind die Leut' schon viel zu schlecht!" sagt er gerne. Jede Woche wenigstens einmal kommt er zum Beichtstuhl, und da habe ich ihm letztens zurufen müssen: „Christl! So bringt doch nicht allemal einen sackvoll fremder Sünden mit, bringt doch auch Euere eigenen!"

Diese beiden, der ungläubige Karl und der bigotte Christl wohnen beisammen, Wand an Wand. Sollte das ein Spaß vom lieben Herrgott sein?

Den Meister Simon, den Schmied, sehe ich des Werktags nie in der Kirche, nur Sonntags. Da sitzt er in seiner Bank, schaut nicht nach rechts und nicht nach links, nur in sein Gebetbuch. Dieses läßt er in der Bank liegen die Woche hindurch, und die großen Brillen als Merkzeichen zwischen den Blättern. Bei der Arbeit braucht er sie ja nicht. Einmal habe ich in dem Gebetbuche geblättert, es ist sehr alt und hat einen großen Druck. Auf den leeren Blättern vor dem Titel sind des Schmiedes Vorfahren aufgeschrieben, ihr Geburts- und ihr Todesjahr. Die Reihe der Eschgartner geht weiter zurück als unser Pfarrbuch, und alle sind Bauern und Schmiedmeister gewesen im Torwald. Ein wahres Adelsgeschlecht, aber eins, das seit Jahrhunderten fleißig gearbeitet hat.

Am 15. August.

Schmieds Rolf, der blonde Junge, ist heute bei mir gewesen mit der Bitte, ihm ein Buch zu leihen. Dem Schulmeister seine Sachen habe er schon alle gelesen, Feiertags hätte er aber Zeit. Ich merke schon lange, daß Bücher auf ihn wirken. Ein Gemüt wie Wachs. Das wäre einer zum Verdorbenwerden, wenn er in unrechte Hände käme. Ob er nicht noch einmal ins Stift hinaus möchte? Er schüttelt rasch den Kopf — daheim wäre es lustiger. Ich gab ihm die Nachfolge Christi und einen katholischen Volkskalender, daß er auch Bilder angucken könne. Bilder möge er nicht, war seine Antwort, die thäten ihn eher vom Gedanken abbringen. Es sei schon recht, meinte ich, an Ruhetagen die Seele so durch das Reich Gottes spazieren zu führen. Und wenn er in den

Büchern etwas nicht verstehe, so möge er nur zu mir kommen.

„Es ist alles zu verstehen,“ antwortet er.

Na freilich ist alles zu verstehen! — Kindskopf!

Den 16. August.

Meine Berufsgeschäfte verlangen jetzt nicht viel Zeit. Das Predigtstudieren hatte ich mir anfangs angelegen sein lassen; ich war ungeübt und mußte memorieren. Man hätte manchen Sermon gleich in den Druck geben können, so sorgfältig war er ausgearbeitet. Die Pfarrkinder sind dabei eingeschlafen. Erst als ich eines weiten Versehganges wegen mich eines Tages nicht vorbereiten konnte und dann auf der Kanzel nur so, wie mir ums Herz war, herausgesprochen habe, schauten sie mich an und etliche hätten — weiß die Regina — nasse Augen gehabt. Nach dem Amen sagt die Gemeinde ein lautes Vergelt's Gott. Seither mache ich's öfter so, spreche gerne aus dem Evangelium, aus der Bergpredigt, erzähle Legenden, so zuhalb in ihrer Mundart, als ob ich in den Häusern mit ihnen redete, knüpfe gerne an ihre Freuden und Leiden, an die Eigenschaften, Schönheiten der Jahreszeiten an, rede strenge, wenn ich sie übermütig weiß, milde und trostreich, wenn sie in besonderen Anliegen sind — und habe die Kirche voll Zuhörer. Das sechste Gebot muß oft herhalten, auch das vierte recht eindringlich auszulegen ist nicht überflüssig. Gerne hören sie von der Mutter Gottes, vom Schutzengel, von lieblichen Dingen, die sie gerade nicht immer an ihre Pflicht erinnern. „Es war,“ das klingt ihnen angenehmer, als „du sollst“. Geschichten und Beispiele sollte kein

Prediger verschmähen, aber nicht zu aufdringliche! Ich möchte schon auch fast von Predigten sagen, daß jene die besten und wirksamsten seien, die nicht — moralisieren.

Am liebsten hören sie, daß ihnen der Herrgott zu Lohn für ihre Tugenden schönes Wetter bei der Heuernte geben wird. Und im Ganzen: kurze Predigt, lange Wurst, das wäre ihr Begehren.

So hätte ich nun recht viel Zeit zum Schreiben. Doch dünkt mich, ich soll das Lesen vorziehen. So lese ich Ähren draußen bei den Schnittern. Die Frucht steht wunderschön, die Leute sind guter Dinge trotz der schweren Arbeit. Ein solches fröhlich dankbares Einheimen der Gaben des Himmels ist ein wahrer Gottesdienst.

Vorgestern bin ich vom Felde abgerufen worden. Ein Bote aus dem Gebirge war da. Auf der Zaunstiegelalm habe sich die Sennin durch den Sturz über eine Felswand schwer verletzt. Eilends hole ich aus der Kirche das Chrisam und das Allerheiligste, die Regina steckt noch Brot und Rauchfleisch in die Tasche, die der Bote mitsamt dem Lichte zu tragen hat, und so sind wir hinaufgestiegen. Nach zwei Stunden über grasige Almen hin. Vor den Hütten knien, als wir vorbeikommen, Hirtner, und grüßen den Herrn in Brotsgestalt, der selten genug über ihre Matten wandelt. Als wir endlich in die Hütte der Zaunstiegelalm treten, liegt die Kranke auf dem Stroh reglos da, mit starrem gebrochenen Auge. Am Munde Spuren von Blut. Zu spät. Ein junges Weib, die Züge noch verzerrt vor Todesschreck. Ein knochenecktiger rotbärtiger Mensch ist vorhanden, der wühlt mit seinen braunen Fingern in den Haaren und macht der Toten die heftigsten Vorwürfe. „Eine sündhafte Leichtsinnigkeit und nichts anders!"

schreit er schrill auf. „Als ob nicht Futter genug wär überall! Aus den bösen Wänden heraufholen! Eine sündige Leichtsinnigkeit! Zu Trutz bist in die Wände, du schlechte Dirn! Und abwalgen! Und jetzt bist gestorben!“ Brüllend warf er sich über die Leiche. „Und jetzt kannst nicht selig werden, meinetwegen, mußt ins Fegefeuer, meinetwegen!“ Nachher sinkt er vor mir aufs Knie, ich habe noch das Hochwürdigste in der Hand, die Finger klammert er ineinander und schreit um Barmherzigkeit für die arme Seel'! „Zusammengehalten haben wir halt, wir zwei, in schlechter Leibschaft. Und jetzt hat sie nimmer beichten können! Nimm's von mir an, Herrgott, heiliger, daß ich statt ihrer die Sünd' kann beichten!“

Einen solchen Auftritt muß man selbst erleben, mir ist's ganz kalt über den Rücken gegangen, wie dieser Waldmensch so wild für seine Geliebte um Gnade ruft. Ich werde ihm wohl einige gute Worte gesagt haben, auch die Leiche gesegnet und angeordnet, wann man sie auf den Kirchhof bringen soll.

Hernach gehe ich ins Freie und schaue hinaus ins weite stille Bergland. Unser Thal ist tief hinter den Vorbergen wie versunken. Dort drüben stehen die Felsriesen, liegt das grauenhaft zerrissene Meer des Eises. O du ewige Bergwelt, was hast du an dir schon aufblühen und was schon sterben gesehen!

Bei der Thalwanderung diente die Laterne des Boten nicht mehr dem Sakramente allein, das ich wieder mit heimtragen mußte, sie diente auch uns im finsteren Walde bei einbrechender Nacht. Zu Thal gekommen, redeten wir ein weniges miteinander. Vom verzweifelten Manne oben in der Hütte wußte mein Begleiter nicht viel mehr, als

daß er der Holz-Hoisel genannt sei, weil er in den Waldungen Holz hacke, und daß man sich bei ihm nicht auskenne. Der alte Herr — mein Vorgänger — habe in seiner letzten Zeit mit dem Hoisel zu thun gehabt, aber man könne nichts sagen, weil man nichts wisse. — Vom alten Herrn sprechen sie immer wieder, er muß bei den Leuten wohl in hohen Ehren gestanden sein. Neunzehn Jahre lang ist er auf dieser Pfarre gesessen, nach allem, was ich über ihn erfahre, ist er voller Gewissenhaftigkeit, Opferfreude und Sanftmut gewesen. Beispiele werden erzählt, in welchen er wie ein Heiliger dasteht. Ich fragte meinen Weggenossen, was man denn eigentlich sage darüber, daß er ins Irrenhaus hat müssen gebracht werden?

„Was wird man denn sagen?" entgegnete der Bote, „ist halt nimmer und nimmer daheimgeblieben, immer draußen herum über Berg und Thal. Einmal hat er sich eingebildet, er ist ein Schulmeister, dann, er ist ein Jäger, nachher ist er gar ein Landwächter gewesen, der Verbrecher verfolgen muß. Immer von Gerichten und Galgen gesprochen — und sonst so ein gemütlicher Herr, Gott weiß es! Einbeeren, sagt man, soll er gegessen haben, davon wird man so. Ist heim und wieder fort und wieder heim, hat alleweil geschrieben, und kein Mensch weiß was — und dabei im Kopf — ganz verloren, nicht mehr predigen können, bei der Messe laut zu beten angefangen für Leute, die auf dem Galgen hängen — na, bis sie ihn halt nachher abgeholt haben. Im Narrenturm hat er nimmer lang gelebt."

Die Regina weiß auch nichts, unter Weinen sagt sie nur immer: „Und wie er ausgesehen hat, wenn er von seinen Irrfahrten heimgekommen ist! Haut und Knochen!"

„Herr Pfarrer!“ hätte sie gesagt, „was ist denn das?“ Darauf er: „Was das ist, meine liebe Regina? Ein schweres Schicksal! Ein schweres Schicksal!“

Am 18. August.

Die Almerin haben wir heute bestattet. Über ihren Tod hat die Regina eine geheimnisvolle Andeutung vernommen, als hätte die Arme ihn absichtlich gesucht, und als hätte sie einen Grund dazu gehabt. Ihr Liebhaber, der Holz-Hoisel, ist nicht beim Begräbnis gewesen, aber nachher ist er zu mir in den Pfarrhof gekommen. Er getraut sich kaum, mir ins Gesicht zu schauen. Vor den Leuten schäme er sich, aber mit dem Pfarrer müsse er reden und drei Seelenmessen lesen lassen. Schon sein hirschledernes Geldbeutlein mit dem Riemen zieht er auseinander.

„Stecket das nur ein, Hoisel, die Messen sollen gelesen werden. Ihr müsset aber auch was thun, um sie zu erlösen.“

Gott ja, er sei gerne bereit, für die Abgestorbene eine Wallfahrt zu verrichten und Ablässe zu erwerben.

„Ablässe sind recht gut, mein lieber Hoisel, aber es ist ein neues Patent herausgekommen, daß sie nicht mehr durch Wallfahrten erworben werden können, sondern nur durch einen sittsamen Lebenswandel.“

„O Herr Pfarrer!“ ruft er aus. „Sittsamer Lebenswandel! gesagt ist's leicht. Wie oft hab' ich mir's selber vorgenommen, bei meinem Augenlicht hab' ich mir's vorgenommen, bei meiner Mutter Seel hab' ich mir's vorgenommen. Für die Katz ist's! Wenn die Versuchung

kommt, so ist sie da! Je länger man sie zurücktaucht, um so stärker ruckt sie nachher für. Nimmer essen, nimmer schlafen kann man; die Adern springen wie im Nervenfieber, vor den Augen blau wie zum Schlagtreffen — wild wie ein Tier, daß man sich selber nimmer kennt, und wenn die Sonne aufgeht, ist man ein armer Sünder." Dann springt er durch das Zimmer hin, wieder zurück: „Halt ja, Herr Pfarrer! In der heiligen Weih weiß man's nicht so. Aber das wüst' Fleisch und Blut — da ist der Teufel los!"

„Ich versteh Euch ja, ich versteh Euch, Hoisel. Aber ein fester Vorsatz muß doch sein!"

„Den nehm ich mir, und faß ihn heute wieder. Brav will ich werden, nur um die Gnad', um die Lossprechung bitt' ich tausendmal. O mein Herr Pfarrer, ich bin ein großer Sünder!"

Wie einem da zu Mute wird, wenn so eine ringende Seele um Hilfe schreit, und man ist selber ein schwankendes Rohr im Sturm. Mein Gebet, meinen Rat habe ich ihm versprochen, was er auch für Anliegen haben möge, er solle zu mir kommen aus seinen Wäldern. Ein fast rätselhafter Geselle. Als er das ihm vorgesetzte Glas Wein trinkt, hebt er an zu lachen, lacht ganz ungebührlich laut, dabei fliegen über sein wetterderbes Gesicht rote Flecken und er zuckt zusammen. Da habe ich mir gedacht: du armer, heißer Mensch!

Den 24. August.

Erkundigungen über den Holz-Hoisel eingeholt. Man wird nicht klug. Ein wilder, wetterwendischer Bursche.

Heuchler? Nein, das nicht, das nicht. Im Pfarrbuche steht er als im Jahre 1847 geboren, Sohn einer böhmischen Teichgräberin, die vierzehn Tage lang in Arbeit gestanden im Torwald. Also ohne hiesige Zuständigkeit. Nach seinen Militärjahren, wissen die Leute, ist er längere Zeit Pferdeknecht im Stifte gewesen, dann verschollen, vor zwei Jahren wiedergekommen und im Haselbachwald als Holzknecht eingestanden. Als Holzer soll er sehr tüchtig und anschicksam sein, besonders im Brückenbau über Schluchten, weshalb er in den Stiftswäldern immer Arbeit findet. Daß kein Weibsbild auf die Almen wolle, seit der Hoisel im Haselbachwald ist, sagt man ihm nach. Andere loben sein frommes Herz. Bei Wallfahrten, Bitt- und Bußgängen, wie sie in den Ortschaften draußen veranstaltet werden, sei er allemal dabei. Für die armen Seelen! sage er. Auch Messen lasse er lesen, Geld habe er immer. Die frommen Übungen verrichte er am liebsten unbemerkt. Einmal sei er beobachtet worden, wie er sich in die Holzerhütte eingeschlossen und mit Dornenruten seinen Leib gegeißelt hätte. — Wo ist da der Heuchler? Ich bleibe dabei, es ist ein armer, heißer Mensch!

Am 30. August.

Die Schule ist in Ordnung. Auf der Gasse sind die Kinder überartig und vor lauter Handküssen ist nicht weiterzukommen. Wenn sie statt dieses Brauches ruhig einen christlichen Gruß sagen, wird es mir lieber sein. Das Schulhaus ist geräumig, wird aber zu klein für fünfundsiebzig Kinder, und ein Lehrer ist fast zu wenig. Der Kornstock thut, was er kann, sie lesen, schreiben, rechnen,

singen. Fähigere kennen die Grundzüge der Geschichte und ein bischen Naturgeschichte. Der Kimpelschmied spricht immer davon, daß auch ein wenig Landwirtschaft, aber eine, wie sie für Torwald paßt, gelehrt werden sollte. Ich dächte auch, das wäre wichtiger als der Unterricht über die Geschichte der Perser oder über die Sitten und Gebräuche der Neger Afrikas. Der Lehrer wieder meint, das Allerwichtigste sei singen, geigen und klarinettblasen. Noch die täglichen Abendstunden und die Nachmittage an den Sonntagen verwendet er zum freiwilligen Musikunterricht. Die Knaben sind recht gelehrig, und so macht der gute Mann der Gemeinde ein großes Geschenk. Gesang, Musik, besser kann man das Leben nicht zieren. Dafür erwartet der Kornstock die Erkenntlichkeit Gottes. Mit jeder Post, das heißt, so oft ein Fuhrwerk hereingefahren kommt von draußen, soll die Nachricht einlangen, daß seine neueste Oper im Opernhause zu Wien aufgenommen ist und bereits einstudiert wird. Steht er dann vor dem Wirtshause so herum, wenn Karren ankommen; zu fragen, ob etwas für ihn da sei, wagt er kaum. Bekommt er einmal einen Brief, so zittert er vor Aufregung — bald hernach ist er in sich gekehrt und wortkarg. Etliche seiner Kompositionen sind schon gedruckt worden, und er hat die Kirchenmusikanten damit beschenkt. Mich deucht, er giebt seine blutigen Groschen hin für den Druck. Und kommt doch nichts dabei heraus, als daß der Name schwarz wird. —

Wenn ich in der Schule bei den Kindern sitze, hat er manche freie Stunde für seine künstlerischen Bestrebungen. Ich pflege in der Schule einmal in der Woche Katechismus, zweimal Evangelium und Apostelgeschichte. Auf der Kanzel erzähle ich den Leuten, in der Schule müssen die Kinder mir

erzählen, was sie aus den heiligen Büchern gelesen, oder was sie sonst darüber für Meinungen haben. Was das eine nicht weiß, das weiß ein anderes, und der Herr Jesus ist uns schon ein so guter Bekannter geworden, daß die kleine Apollonia des Reithofbauers mir vor kurzem die vertrauliche Mitteilung machte, sie stricke daheim Winterstrümpfe für den lieben Herrn Jesus.

Seine bischöfliche Gnaden hat mir beim Abschiede gesagt, im Torwald könnte ich meine Ideale praktisch ausüben. Etwa, um zur Überzeugung zu gelangen, daß sie nichts taugen? Und als ob Sankt Maria gerade gut genug wäre für einen Versuchshof? Mein Wirken dahier soll eine redliche Antwort sein, wie ernst es mir ist. Manchmal ist mir aber doch zu Mute: Ach, hättest du anstatt Kanzel und Schulzimmer die Druckpresse! — Aber es geht rasch wieder vorüber.

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulhause, sondern draußen unter der Linde. Die Amseln und die Finken dürfen auch mitreden. Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um sich zusammen, und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teuxelein sind mit den Hörnern, gelt?“ — Auch für Kinder ist die Hölle auf die Dauer kein gesunder Aufenthalt, hingegen gedachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünsche erfüllt werden, begann ein Ausfragen, wie sie sich den Himmel vorstellten. Die Mädchen sind mit den Antworten fixer bei der Hand, als die Knaben. So sagte die Rosalia Hüter: „Im

Himmel, da ist's halt lustig, da thun die Engelein musizieren und tanzen." Die Agatha Brennscheit sagte: „Im Himmel giebt's alle Tag Lebzelten und Meth, so viel man mag." Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuseln, daß man sie hineinthun kann." Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel thut mein Mutterl auf mich warten." Der Alois Stangel verhielt sich fragend: „Herr Pfarrer, thun sie im Himmel kegelschieben?" Und der Michel Ramsauer: „Wenn ich in den Himmel komm', so leg' ich mich aufs Heu und schlaf!" Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel giebt's gar kein Heu, gelt, Herr Pfarrer?" — Hierauf frage ich den kleinen Sohn des Ulrich am Stein, der etwas abseits sitzt und träumerisch in die Zaunhecke starrt: „Na, Karl, und was meinst denn du?" Er schrak auf und stammelte: „— meinst — meinst denn du? —" „Hast auch du schon darüber nachgedacht, wie es im Himmel sein wird?" „— Himmel sein wird?" stotterte er nach und blickte mich hilflos an. „Je," rief die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie's im Himmel ist!" — „Weißt du es?" frage ich sie. Darauf die Kleine: „Im Himmel ist es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand." — „Und vom lieben Gott saget ihr gar nichts?" — „Der ist gar nicht oben," rief der Anton Achenberger überlaut, „der Gott ist ja in unserer Kirche drinnen." Und der Stefan Schnabelegger etwas abseits zum Nachbar: „Wenn der Gott daheim ist oben im Himmel, da ist's eh nicht lustig, da muß man alleweil beten."

Ich glaube schier, daß diese Religionsstunde für mich

lehrreicher war, als für die Kinder. Für einmal läßt man die liebe Naseweisheit hingehen; durch nichts lernt man die Leutchen besser kennen, als durch das, wie sie sich den Himmel vorstellen. Nächstens will ich ihnen was sagen, obschon selbst unsereiner vom Himmel nicht viel mehr weiß, als das Söhnlein des Ulrich.

Den 5. September.

Mehrmals habe ich schon sprechen gehört von den Steinfranzel-Leuten, die ganz drinnen im hintersten Winkel des Rauhgrabens ihre kleine Wirtschaft haben. Ortsbekannt ist ihre beständige Heiterkeit und Gastlichkeit. Kein Wäldler und kein Almer rastet an Steinfranzels Haus, ohne daß ihm eine Schale Milch oder ein Stück Brot geboten wird, um sich daran zu erquicken. Dabei sind sie, der Mann wie das Weib und die Kinder, stets guter Dinge, wissen immer ein frisches Liedel oder ein spaßhaftes Wort. In der Kirche fiel mir der große Mensch auf, der das kleine Rundgesicht hat und den strohfalben Schnurrbart drin. Er steht immer neben dem Taufbecken, obschon er auch in der Sitzbank Platz hätte neben dem Zimmermann Sepp und meinem Knecht Rupert. Sechzig Jahre alt sein, die ganze Woche Gras mähen oder Hafer schneiden und am Sonntag den Sitz verschmähen, das ist mein Steinfranzel. Bei der Predigt habe ich keinen aufmerksameren Zuhörer als ihn, und je nachdem sein rotes Gesicht in die Länge oder in die Breite geht, weiß ich, ob meine Worte ihm gut sind oder nicht.

Nun erzählt beim Tabakkrämer der Hirt von der Grießelalm, daß ihm bei seiner letzten Einkehr im Stein-

franzel-Haus etwas aufgefallen sei. Die Leute wären zwar freundlich gewesen, hätten ihm aber weder Milch noch Brot, noch was anderes angetragen, und die Kinder sähen nicht so frisch aus wie sonst. Er habe dann das Weib gefragt, wie es gehe, das hätte so ein wenig geseufzt und dann kleinlaut geantwortet, es müsse schon gut sein.

Weil heute ein schöner Tag zum Wandern war, so bin ich hineingegangen in den Rauhgraben. Von Oberschuttbach noch fast zwei Stunden. Selbst um die Mittagszeit hat dieser Graben an den meisten Stellen keine Sonne. Der Bach quirlt und schäumt in der Tiefe zwischen den Felsblöcken daher; der Weg steigt an den Hängen einmal rechts, dann wieder links am Ufer ruppig auf und ab; die Bachbrücken bestehen immer nur aus zwei nebeneinandergelegten Baumstämmen, die zumeist ohne Handhabe sind. Gleich im Frühjahre hätte ich mich über solche Stege nicht wagen dürfen ohne Führung eines Genossen, jetzt geht's schon allein und mit einem langen Stocke, den man nötigenfalls anstemmen kann. Ich habe an die Schulkinder denken müssen, die diesen Weg zu machen haben. Der Sturm muß in diesen Schluchten arg hausen, an den Lehnen liegen und hängen oft mehr Bäume, als deren stehen, und manch knorriges Fichtenungetüm ist über den Bach hingeworfen und hat sein Geäst eingebohrt in die Ufer, oder läßt es rütteln von den schäumenden Wellen. Dann kommt man zu einer Kohlenbrennerei, von welcher die Holzkohlen in breiten Buckelkörben herausgeschafft werden zum Schmied, der giebt Korn und Eisengeräte dafür, damit der Kohlenmann sich nähren und neuerdings Bäume schlagen und verkohlen kann. Weiter hinten wird aus dem Graben ein mäßig breites Thal, und da schauen die

lichten Steinberge nieder. Etliche Kleinhäuslerwirtschaften sind da herum und als die letzte derselben, am steilen Waldrande, steht das Steinhäusel. — Am Wiesenraine rechen zwei halberwachsene Knaben gemähtes Futter zusammen; weiter oben sammelt ein Mädchen Bruchholz; an der Hausecke hockt ein etwa zweijähriger Junge und nagt an einer Feldrübe. Im Hause, in das ich eingehe, hat das Weib eins an der Brust und hat's so eingerichtet, daß es während der Mahlzeit des Jüngsten an einem Strumpfe für den Ältesten stricken kann.

Als ich eintrete, steht sie auf, schaut mich an und sagt gedämpft: „Ja — ist er's oder ist er's nicht! Das müßt' man doch heilig in den Rauchfang hinaufschreiben, wenn das der Herr Pfarrer wär!"

„Schreibt es nur hinauf, Steinfranzel-Bäuerin," sage ich. „Will doch einmal sehen, was ihr macht miteinander, da in des Herrgotts Extrastübel herinnen!"

Sie lädt mich ein zum Niedersitzen auf die Bank, streicht vorher mit der Schürze den Staub von derselben, wirft das Kind aufs breite Bett, das hinter dem Ofen steht, und eilt hinaus. Der Kleine und ich unterhalten uns miteinander in der Weise, daß er sich vor mir fürchtet und ein helles Geschrei erhebt, ich ihm aber in ausgesucht freundlichen Worten meine vollkommene Ungefährlichkeit zu beweisen suche. Das Weib höre ich in der Nebenkammer herumrennen, dann in der Küche, dann auf dem Dachboden, endlich kommt sie mit einem Holzteller, darauf ist Käse und Brot. Der Käse ist zu einem grünlichen Brei auseinander gefallen, das Brot ist rissig und hat einen grauen Bart.

„Eine Schand und eine Schmach ist es!" ruft sie,

einzelne Silben lange ausziehend, „just heut, wo ich mit gar nichts kann aufwarten, aber schon rein mit gar nichts!"

In ihren welken Zügen lag es wie Schreck und Verzweiflung, daß sie nichts anderes vorzusetzen hatte. Und doch stand das Beste, was im Hause war, jetzt auf dem Tische. Dann erfuhr ich, daß sie neun Kinder haben, wovon fünf schon rechtschaffen arbeiten können. Der Alte und die Buben sind hinter dem Schachen oben. Immer kam sie darauf zurück: „Aber schon gar nichts aufzuwarten! Schämen muß man sich wohl!"

Insgeheim schämte ich mich, nichts mitgebracht zu haben, da man ohnehin eine Ahnung hatte.

Hinter dem Schachen oben fand ich die Bescherung. Wiese und Acker waren übergossen von Schutt und Steinen. Vom Lahngang her. Anstatt, daß die Steinfranzel-Leute in diesem Jahre säen und ernten konnten, mußten sie von ihrer Scholle das Unheil wegräumen. Der Alte und zwei Burschen waren eben dran, mit Hebestangen einen niedergerollten Felsblock wegzuwälzen. Sie sahen mich, rissen ihre Hauben vom Kopf, und als sie meine Klage hörten über ihr Mißgeschick, rief der Mann lachend aus: „Wir haben halt den Namen nicht umsonst: Beim Steinhäusel! Ein bissel abrasten!" Alsogleich hatte er seine Joppe über den Steinblock geworfen, und das ist der Salondivan der Gebirgsleute. Nachher habe ich angefangen, den Franzel auszuschelten, warum er seinen Schaden so geheim gehalten. „Was hätt's genutzt?" entgegnete er, „jeder hat seine eigene Bescherung. Meine Buben — sind ja Erzkampeln, das! Die werden schon fertig in ein paar Jahrln mit dem —" Hat ein Wort gebraucht, das man nicht gerne nachsagt.

„Wohl, wohl, sich selber helfen, das ist schon recht, Franzel, aber was wollt ihr denn essen im nächsten Winter?"

Fing er an mit den Armen auszudeuten: „Da unten beim Weg ist ein Rübenfeldel. Da drüben am Rain haben wir Erdäpfel angebaut, da oben an der Leiten und da hinten auf den Wändwasen sind ihrer auch. In paar Wochen sind sie zeitig, nachher —!" Mit der Zunge hat er geschnalzt.

Dann geht er mit mir ins Haus hinab, und so sehr das Weib sich immer noch schämt wegen der schlechten Begastung, so sehr lobt nun der Franzel den „kräftig schmeckenden" Käs und das altgebackene Brot, das viel gesünder sei, als eins knapp aus dem Ofen, und ißt mir gleich mit schmatzendem Munde eins vor. Wie wir nachher der vielen Kinder wegen ins Gespräch kommen, mit denen der Herrgott halt gar so freigebig ist im Rauhgraben, da wird's überlegt und fünf Minuten später ist folgendes ausgemacht. Ich nehme den Steinfranzel-Leuten ein Kind ab, führe es gleich mit mir und erziehe es. Von den älteren keins, die können schon arbeiten; von den jüngeren auch keins, die gehören noch zur Mutter, von den mittleren eins für den Pfarrhof. Und genau die mittlere ist das zehnjährige Mädel, welches im Schachen Bruchholz sammelt. Ich kenne das Dirndel von der Schule her, die es im Frühjahr besucht hat. Sogleich wird's herbeigerufen; der Alte tänzelt der Kleinen in gebückter Haltung entgegen, klatscht mit den Händen und schreit: „Pfarrerköchin! Kleine Pfarrerköchin! Gleich die Hand küssen, dem da! Du bist schon im Himmel!"

Das Mädel — Ottilie heißt es — ist voller Freude,

daß es mit mir hinauswandern darf in das große Sankt Maria, wo die vielen schönen Häuser stehen und die Kirche, und daß es draußen bleiben darf, der Mutter Regina arbeiten helfen und in einem eigenen Bettlein schlafen bei der Nacht. Das Steinfranzel-Weib kann sich nicht genug thun in Ausrufungen: „Daß ihr so ein Glück aufgesetzt ist! Einem anderen Ort möcht' ich mein Kind nicht anvertrauen, und wenn wir Sägspäne essen müßten. Frei nicht wär' das übers Herz zu bringen, ein bluteigenes Kind weglassen. Aber dem Herrn Hochwürden Pfarrer tausendmal gern! Daß ich nur so gar nichts aufzuwarten hab'!"

Und dann heißt es einpacken. In einem Rückenkörblein, wo die kleine Ottilie sonst Holz und Futter heimgetragen, haben alle ihre Sachen Platz gehabt, nur ein Paar Schuhe hat sie außerdem noch über den Arm gehangen. Beim Abschiednehmen sind ihre Geschwister da, darunter auch ein gelbhaariges Büblein, das seine Barfüße weit auseinanderspreizt, seine Hände mit den groben Leinwandärmlingen in die Hosentaschen steckt und mich vom breiten Filzhut bis zu den Röhrenstiefeln scharf besichtigt darauf hin, ob ich wohl so sei, daß man die Ottilie mir anvertrauen könne.

„Den da sollt' mir der Herr Pfarrer halt auch mitnehmen, den da!" sagt der alte Franzel und haut dem etwa elfjährigen Knaben die flache Hand auf die Achsel. „Der thut mir alleweil Messelesen im Steingräbel drinnen. Hab' ihn deswegen schon einmal bei den Löffeln genommen, laßt's aber nicht sein."

„Bei den Löffeln nehmen hilft nichts, aber studieren lassen!" rate ich und errate auch schon vorwegs die Antwort.

„Ja, studieren lassen!“ ruft der Alte und reibt seinen Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Wir reden noch davon, Franzel,“ sage ich und trachte weiterzukommen, damit das Franzelweib den Handel am Ende nicht rückgängig mache, denn es giebt unheimlich viel Augenwasser.

Unterwegs haben wir uns nicht schlecht unterhalten. Die Ottilie erzählte mir unter anderem, wie viele Sachen sie daheim haben — eine Menge Sachen! Sie haben Schafe und ein weißes Lamm, das der Bruder Lucian sich immer auf den Kopf stellt und damit so herumgeht wie mit einer weißen Pudelhaube. Sie haben zwei Ziegen und einen Bock, der thut mit den Hörnern stoßen, und der Bruder Steffel hilft ihm dabei. Sie haben einen Gewandkasten, auf welchen schöne Blumen gemalt sind und ein gelber Vogel. Ferner hat die Mutter ein blaues Trühelein, da ist Zwirn, Nadelbüchsel, Schere und Fingerhut drinnen und eine Nuß; und wenn man sie aufmacht, liegt ein kleinwinziges Wachskindelein drin. Sie haben eine gefleckte Katze, die hat Junge bekommen, und der Bruder Martel hat die Jungen in den Bach werfen wollen, und da hat die Mutter gesagt: Wär' es dir recht gewesen, Martel, wenn wir dich kleinerweis in den Bach geworfen hätten? Die Tierlein leben auch gern. Und dann haben die Kätzelein Milch getrunken aus der Schüssel. — Von solchen heimatlichen Zuständen und Ereignissen ist das Mädel umso mehr erfüllt, je weiter wir durch den Rauhgraben hinauskommen. Als wir vor einem sehr schmalen Steg stehen, will sie nicht hinüber und reicht mir ihr Händchen, daß ich sie führe. Und wie sie sich so vertrauend von mir leiten läßt über den schwanken Steg,

unter welchem das Wasser braust, da fällt es mir ein: Wolfgang! So giebt sich dir deine Gemeinde hin, daß du sie führest über die Abgründe dieser Zeit, und du — du taumelst selber....

Gegen Abend sind wir also in den Pfarrhof gekommen. Ich stelle mich an die Küchenthür, hinter meinem Rücken die Ottilie bergend. „Regina!“ rufe ich hinein, „heute werdet Ihr mich loben! Heute habe ich Euch etwas mitgebracht — im Rauhgraben hab' ich's eingefangen.“

„Ein Reh?“ schreit sie, „dann jag' ich's davon. So Geschöpfe gehören in den Wald und nicht in die Häuser.“

„Es ist etwas anderes, Regina, aber es beißt!“

„Na, seid mir so gut, Pfarrer!“

„Nur müsset Ihr ihm Kirschenkuchen geben, oder sonst etwas zum Beißen.“

Dieweilen hat neben meiner die Kleine schon hervorgeguckt mit ihren blauen Lichtlein. Sie wird gleich erkannt, hat ja manchmal in den Schulzwischenstunden der Regina geholfen in der Küche, oder beim Eiersuchen, wenn solche die Hühner verschleppt. Und wenn eins die Eier gefunden in den Scheunen oder im Strauchwerk, so war's die Ottilie. Darum hatte die Regina das kluge, anstellige Dirndel stets gern gehabt, und sie war nicht wenig erfreut über meine mündliche Urkunde, daß das Mädel von nun an im Pfarrhof bleiben werde wie daheim, unter meiner Sorge und ihrer Zucht, damit eine zweite Regina nachwachse. Na, dann ist der Kirschenkuchen richtig gekommen.

Mit diesem Tage bin ich zufrieden. Gott weiß, was aus dem hübschen Kinde geworden wäre drinnen in der Wildnis! Der Steinfranzel hat im Neste der Jungen noch mehr als genug. Sorge machen sie ihm freilich keine, weil

er die Sorge dem überläßt, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt.

Und daß ich plötzlich Vater geworden bin! Mir ist warm ums Herz.

Am 13. September.

Nun weiß ich es. Und weiß mehr von meinem Vorgänger, als alle anderen Menschen auf der Welt. Ein schreckliches Geschick, o mein Gott im Himmel!

Am Frauentage abends, als ich in milder Ruhe der Frühherbstnacht mein Gebet verrichte, müssen meine Ellbogen wohl stark aufs Pult gedrückt haben. Das ächzt unter meinem Anliegen und knackt etwas unterhalb drinnen. Ein Brettchen hat sich losgelöst, ich leuchte mit der Kerze in ein verstecktes Fach und sehe Schriften. — Er hat das Siegel Gottes gehalten, ich bin hier nicht der Beichtvater und kann es nicht übertreten. Also habe ich diese Schrift von meinem Vorfahren gelesen und darauf kein Auge geschlossen die ganze Nacht. Er hat sie verbrennen wollen und ist wohl zu früh abgerufen worden. Ich lege sie in mein Tagebuch.

(Der Herausgeber ist in der Lage, die Schrift des seligen Pfarrers Johann Steinberger beifolgend abdrucken zu dürfen.)

„Das Siegel Gottes.

Seit neunzehn Jahren hatte ich die Kreisstadt nicht wiedergesehen, seit der Vollendung meiner Studien nicht wieder. Daher war mir die Gelegenheit, endlich wieder einmal dahinzureisen, recht erwünscht gekommen. In meiner

kleinen Pfarre ist nichts gewesen, was mich zurückgehalten hätte, und drei Tage lang kann der Alte vom Berge ja doch wohl einen Stadtherrn spielen. Eine Nichte von mir hatte einen Kaufmann geheiratet, und haben sie sich halt vom Vetter wollen trauen lassen. Nach der Trauung reist das junge Ehepaar ab, und ich stehe allein da. Bekannte habe ich nicht gar viele da drinnen, und die wenigen habe ich auch nicht wollen aufsuchen. So ein Landpfarrer wächst sich mit der Zeit anders aus und taugt nicht recht zu den Stadtleuten, nun darüber wird auch der Himmel nicht einfallen. Streichest einen Tag so herum, schauest dir was an, und nachher fahrest wieder heim, hab' ich mir gedacht, aber der Fuchs läuft in fünf Minuten weiter, als ich den ganzen Tag gekommen bin in der Stadt. Regen. Mitten auf die Gasse gießt es herab. Ins Wirtshaus? Oder gar ins Kaffeehaus? Es steht mir nicht an. Da sehe ich, wie die Leute in ein großes Gebäude zusammenlaufen. Was ist denn da drinnen? frage ich einen, denn daß es keine Kirche ist, hab' ich wohl gesehen. Ja, es wäre das Landgerichtsgebäude, und heute ein interessanter Prozeß. Gehest auch hinein, denke ich, derweil vergeht die Zeit bis zur Abfahrt des Eisenbahnzuges. Ob der Gedanke von Gott kam? Oder war es übermütige Neugierde von mir? Ein Gericht über Menschen beschaut man sich doch nicht aus Zeitvertreib wie eine Komödie!

Weil ich schon drinnen bin, so dränge ich mich auch vor, und bis zum Geländer, weiter geht's nicht. Voran stehen schon ihrer zwei mit schwarzen Federbuschen und langen Messern, die wie Grashalme gegen Himmel ragen. Und zwischen ihnen der arme Sünder, die Hände übers Kreuz geschlossen. Auch aus dem Gebirge, wie ich seinem

Lodenrock anmerke, weiter habe ich ihn nicht gekannt. Der Mensch hat mir gleich erbarmt, so zusammengebrochen! sein Gesicht, als ob er schon gestorben wäre und stünde nur als Leichnam da; auf der Stirn die Schweißtropfen. Und die Augen sind doch lebendig und schauen ein paarmal wie hilfesuchend herum. Ein noch schier junger Mensch, und diese Stunde soll entscheiden über sein Leben. Die Herren lesen eine Weile aus Schriften, dann reden sie eine Weile, nachher lesen sie wieder, und der Mensch hätte heilig eine alte Frau umgebracht. Wegen Geldes. Er sagt nein und nein, hätt's nicht gethan, so wahr Gott im Himmel lebt! Das hat ihm freilich nicht viel geholfen, was hilft das Leugnen! Solche Beweise! — An demselben Abende — Ostersamstag soll's gewesen sein — ist er gesehen worden, wie er von seiner Brettersäge des Weges hin gegen das Ausgedinghäuslein der alten Bäuerin geht, und zurückgehen hat ihn niemand gesehen am selbigen Abend. Am nächsten Morgen schaut ein Kirchgänger zum Fenster hinein, zu fragen, ob sie mitginge, und sieht sie liegen drin mitten in der Blutlache. Erschlagen, wie sie feststellen, mit einem stumpfen Instrumente. Daneben ein blaues Sacktuch, auch blutig, das ist des Tobias Steger seins — so heißt der Angeklagte — und auch sein Gebetbuch ist gefunden worden im Häusel. Er wird aus der Kirche geholt mitten vom Hochamte weg. An seinem Werktagsgewande sind Blutspuren gefunden worden. Er leugnet, was er kann, auf ein Nasenbluten redet er sich aus, und die alte Frau hätte ihm seine Wäsche besorgt und sein Gewand ausgebessert, und deswegen wäre er dort gewesen, und deswegen wäre das blutige Sacktuch dort gewesen, und sein Gebetbuch, in dem er den Gulden

gehabt, womit er die Wäsche bezahlt, habe er wohl vergeßlicherweise auf dem Tische liegen lassen. Auf die Frage, wie lange er an jenem Abend im Häusel gewesen, gab er an, eine Viertelstunde oder etwas länger, so ganz genau könne er es nicht sagen; sie hätte die Hemden und Tücher und Socken gezählt und dabei geplaudert über die Hoffart der Weiber, die jetzt seidene Schürzen trügen. — Darauf die Frage, wohin er vom Häusel weg gegangen wäre? denn nach Hause sei er nicht gekommen! Ja, beim Osterfeuer sei er gewesen auf dem Berge. Beim Osterfeuer, so wurde ihm vorgehalten, wären viele Leute beisammen gewesen, aber keiner habe ihn gesehen, und er habe sich in der Voruntersuchung nicht ausweisen können, wo er die Nacht zugebracht. Als man seinen Kasten durchsucht, hat man altes Silbergeld gefunden. Das hätte er von seiner verstorbenen Großmutter bekommen. Und in seinem Kasten war eine versilberte Halskette, die als der ermordeten Frau ihre ist erkannt worden. Von dieser Kette sagte der Tobias Steger aus, daß daran ein Ringlein gebrochen war und die Häuslerin ihn ersucht hätte, den Schaden wieder heilzuhämmern, weil er sich manchmal mit so kleinen Klempnerarbeiten beschäftige. Und so hat er sich bei allem ausgeredet und hat aufbegehrt, wieso er da unschuldigerweise um seinen ehrlichen Namen gebracht werde, und nachher hat er so bitterlich geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Das hat aber alles miteinander nichts geholfen. Sonst auf keinen Menschen ein Verdacht und gegen ihn so viele Beweise, daß ich mir denke: Armer Mensch, gestehe es nur in Gottes Namen reumütig ein! — Und endlich, wie ihn der Staatsanwalt und die Richter ganz und gar überweisen, ist er still ge-

wesen und auf seiner Bank gesessen wie ein Häuflein Unglück. Eingestanden hat er nichts. Mir ist angst und bang geworden, und ich hätte den lieben Gott bitten mögen, daß er dem armen Sünder die Gnade verleihe, seine Schuld zu bekennen. Die Geschworenen sind schon unruhig und rüsten sich zum Urteilsspruche. Da höre ich wieder Namen nennen und auch den des ermordeten Weibes. Maria Schmulbacher, insgemein die Bachhäuslerin genannt, zu Schwarzau. Der Name ist mir bekannt, woher nur gleich? Maria Schmulbacher — die Bachhäuslerin zu Schwarzau — gerechter Jesus, das ist ja — — Eine Erinnerung taucht in mir auf, die für alle Ewigkeit begraben sein soll, begraben, begraben, wie die Toten begraben!

So an drei, vier Monate früher ist's gewesen, am Vorabende des Festes der Himmelfahrt Christi, ist ein Mensch zu meinem Beichtstuhl gekommen, verstört, erregt — hat mir anvertraut, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau umgebracht hätte. Von dem Morde hatte ich schon gehört. Er, der vor mir kniete, wäre ein weitläufiger Verwandter von ihr gewesen, von seinem Vater her, der zu Schwarzau gebürtig. Und er sei der Bachhäuslerin unverbrieft dreihundert Gulden schuldig gewesen. Er verdiene seine Sache hart im Tagelohn, und die Bachhäuslerin hätte von seinem Vater viele Wohlthaten empfangen, und das Geld gehöre eigentlich ihm; aber sie habe ihn ums Geld klagen wollen. In der heiligen Osternacht, wie er aus den Waldschlägen kommend vorbeigehen wollte an ihrem Häusel, fiel es ihm ganz plötzlich ein: Sie ist allein, gehe hinein und bezahle sie . . . Mit dem Beilrücken sei es geschehen, er wisse selber nicht, wie ihn die Gnade Gottes auf einmal so habe verlassen können, und er bitte unterthänigst

um Buße und Lossprechung, weil er so viel Angst habe und mit dem Herrgott wieder auf gleich kommen möchte. — So jener Mann vor dem Beichtstuhl. Ja, dem habe ich's freilich gesagt. An eine Lossprechung nie und nimmer zu denken, so lange er sich nicht selber dem Gericht anzeige. Habe ihm die furchtbare Vergeltung in der andern Welt vor Augen gehalten, da ist er aufgestanden und davongegangen. — Ein paar Tage später höre ich, der Holzknecht Hoisel schaue so krank aus und gehe so verzagt umher in der Gegend. Ich will ihn aufsuchen in seiner Hütte oben im Haselbachwald, um ihn zu bitten, wie ein Mensch nur bitten kann. Da heißt es, er sei davon, man wisse nicht wohin. Um solche Leute kümmert sich weiter niemand, einmal sind sie da, einmal dort, und ist er früher auch oft längere Zeitläufte verschollen gewesen.

Das alles ist zu dieser Stunde im Gerichtssaal aufgestanden in mir, so schreckbar wie das jüngste Gericht. — Die Richter und Geschworenen sind schon hinausgegangen, nach etlichen Minuten werden sie wieder hereinkommen und diesen Menschen, den Tobias, zum Tode verurteilen. Und ich weiß es, daß er den Mord nicht begangen hat. Da bin ich wohl über die Planke gesprungen, der Diener hat mich zurückhalten wollen, ich habe gesagt: Zu den Herren muß ich eilends, es ist Lebens und Sterbens wegen! — Ich eile durch einen schmalen Gang, springt mir ganz plötzlich das Colare auf, und da komme ich zu mir selber: Geistlich bist du! Das Geheimnis ist dem Beichtvater anvertraut! — Schon ist meine Hand an die Thürklinke gelegt zum Richterzimmer, aber, als ob mir jemand die Faust ins Gesicht geschlagen, so fahre ich nun zurück. Das Beichtsiegel! . . . .

Wie auf einer Flucht, so laufe ich die Treppe herab und dem Bahnhofe zu. Ein Zug wird abgeläutet, ich frage nicht erst wohin, springe hinein und fort geht's. — Das Beichtsiegel! Wer im Beichtstuhl vor dir gekniet ist, was er dir anvertraut hat, was immer es gewesen, es geht dich nichts an, du weißt nichts davon, darfst nichts davon wissen. Denn nicht dir ist es gebeichtet worden, dir, dem irrenden Menschen, der mißverstehen, mißdeuten, nach Leidenschaften urteilen kann. Dem ewigen dreieinigen Gott ist es einbekannt worden. Gott hat's gehört, er kennt die Schuld und die Unschuld, er ist allmächtig, um den Unschuldigen zu retten, der Mensch mische sich nicht drein! — So habe ich mich selber wollen ruhig machen, aber immer sehe ich den armen totenblassen Menschen vor dem Gerichte stehen, und er kann's nicht beweisen, und sie halten ihn für schuldig, und sie wissen es nicht anders, und ich weiß es und ich bin das Grab. — Neben mir im Wagen sitzt ein Weib mit zwei munter spielenden Kindern. Das etwa dreijährige Mädchen macht sich an mich heran, legt seine Händchen auf mein Knie, schaut mich mit den großen hellen Augen an, ich will ihm zulächeln — und bin gar kein Mensch und bin nur ein Grab. — Herrgott, allmächtiger! Wird dein Ruf nicht einst auch die Gräber öffnen? Ist es nicht dein Wille, daß die Unschuld siege? Und kann nicht ich das Werkzeug deines Willens sein? In diesem Augenblicke vielleicht fällt der Urteilsspruch, der Unglückliche steigt, von der Übermacht irrender Menschen umgeben, zum Hochgericht hinan, sein letzter Gedanke, sein letzter Herzensschrei in diesem Leben ist Verzweiflung, ja vielleicht Lästerung des gerechten Gottes. Und ich weiß es, und ich könnte es verhindern, daß der Unschuldige ge-

tötet, daß der Richter zum Mörder wird! — Und ich fahre dahin durch das schöne, blühende Land, als ob mich alles nichts anginge. — Und wie es so in mir ist, da springe ich auf und will die Sicherheitsleine ziehen, daß der Zug anhalte. Ist nicht ein Menschenleben in Gefahr? Aber ich finde keine Leine; ich weiß nicht mehr, was ich soll, die Thür reiße ich auf, springe auf das Trittbrett hinaus, höre noch den Schrei der Frau und liege auf dem Sande.

Wieder zu mir gekommen sehe ich vom Zug in der Ferne nur mehr das schwarze Viereck des letzten Wagens. Ich glaube, er steht still, um mich einzuheben, ich laufe über den Damm hinab und gegen die Stadt hin. Die Leute sind auf der Gasse stehen geblieben und mögen gedacht haben: Was denn der Pfaff hat, daß er so rennt! — Wie ich zum Gerichtsgebäude komme, strömen gerade die Leute heraus mit größter Befriedigung: Verurteilt ist er! Verurteilt zum Strange!

Ich dränge mich hinein und hinauf. An der Treppe begegnen sie mir — ihn in der Mitte. Sein Auge weint nimmer, sein Mund zuckt nimmer, sein Gesicht ist so starr wie die schweren Fesseln an seiner Hand. Ich auf ihn hin: „Unschuldig bist du! Verzweifle nicht, ich will dir helfen!“ — Er schrickt auf, seine Knie wollen ihm brechen, ich habe weiter jetzt keine Zeit für ihn, stürme hinauf zu den Richtern. Diese meinen, ihr Tagewerk sei vollendet, nehmen gerade ihre Überröcke von den Nägeln. „Ihr Herren,“ rufe ich sie an, „ihr lieben Herren, es ist nicht gut! Es ist nicht gut!“ Und mehr bringe ich nicht von mir. Sie schauen mich an, und sie geben mir einen Stuhl, und sie fragen, was das bedeuten soll? Ich falte vor

ihnen die Hände und kann nicht reden, nur immer das eine: „Er ist unschuldig!"

Woher ich das wüßte? Ob ich Beweise erbringen könne?

Gott im Himmel, nein! Das dürfe ich nicht, hätte ohnehin schon zu viel gesagt.

Also handle es sich um ein Beichtgeheimnis?

Mein Gesicht habe ich verdeckt mit beiden Händen, es wäre besser gewesen, nicht zu kommen, ich wollte wieder davon. Sie haben mich gehalten, haben mir mit kühlen Tüchern die Tropfen von der Stirn gewischt, haben mich gefragt — und ich habe schweigen müssen. — Und jetzt muß ich's dem Papier anvertrauen, weil es sonst nicht zu ertragen ist, und dann verbrennen. Verbrennen wie eine arme Seele im Fegefeuer.

Hierauf ist zur selben Stunde bei Gericht folgendes beschlossen worden: Das Beichtsiegel des Priesters, denn um ein solches handle es sich aller Zeichen nach, sei unantastbar. Aber auch das gefällte richterliche Urteil sei es. Die Schuldbeweise ließen in der That keinen Zweifel zu. Der Sägemeister Tobias Steger sei von den Geschworenen für schuldig erklärt worden und zwar einstimmig. Doch verwandle vielleicht die landesfürstliche Gnade die Todesstrafe zur lebenslänglichen Kerkerhaft. Wenn die Möglichkeit vorhanden sei, die Schuldbeweise zu entkräften, so werde sie wohl im Lauf der Zeit zu Tage treten.

Ein hartes Wort. Und doch habe ich das Haus getröstet verlassen. In die Kerkerzelle habe ich mich hineingebeten, habe dem armen Sünder Trost zugesprochen und habe gesagt zu ihm, ich sei überzeugt von seiner Unschuld und würde nimmer ruhen, bis

sie ans Tageslicht gebracht. Derweil möchte er das harte Geschick mit Geduld ertragen und denken, er büße damit andere Sünden ab, wie sie jeder Mensch hat, und wem Gott das Fegefeuer schon auf Erden entgegenschicke, den habe er lieb. „Unschuldig bin ich freilich!“ hat er nachher ausgerufen, „aber das hätte ich mir nich gedacht, daß mir in meiner allerschwersten Stunde ein solcher Trost sollte zu teil werden!“ — Es scheint ein warmer Mensch zu sein. — Wenn dieser Mann verheiratet wäre! Und es würde Ehre und Glück von Weib und Kind mit hingerichtet! Gott, wie grausam ist das Schicksal! —

Dann bin ich nach Hause gereist. Meine Leute daheim haben sich verwundert darüber, daß man von einer Hochzeit so schlechten Humor mitbringen könne. Ich lasse die Sache nicht mehr aus den Augen und höre, daß das Gericht neue Nachforschungen pflegt. Aber es kommt nichts heraus, als manche Wiederholung schon bekannter Thatsachen, etwa daß in nächster Nähe der Wohnung des Tobias Steger unter dem Brücklein ein blutrostiger Hammer versteckt war, mit welchem der Mord verübt worden sein konnte. Auch wird ganz sicher gestellt, daß der Tobias in jener Osternacht seiner Aussage entgegen weder bei dem Osterfeuer auf dem Berge, noch in seiner Wohnung gewesen war. Aufs Äußerste getrieben giebt er an, daß ein junges Weib seinen Aufenthalt in jener Nacht nachweisen könne, aber genannt hat er's nicht.

Ich habe um diese Zeit mit Eifer angefangen zu forschen nach dem Holzknecht Hoisel. Ein Viehhändler wollte ihn draußen im Liesgaue bei dem dortigen Eisenbahnbau gesehen haben. Dahin wollte ich. Dieweilen sind jedoch im Torwald die Blattern gewesen, ich habe

nicht fort dürfen, und eines Tages lese ich im Wochenblatte, das mir vom Stifte manchmal hereingeschickt wird: das Todesurteil über den Raubmörder Tobias Steger bleibe aufrecht, Seine Majestät lasse der Gerechtigkeit freien Lauf. Und die Leute hört man noch reden, dem verstockten Missethäter geschehe ganz recht; und wegen der vielen Morde, die nach einer Begnadigung allemal erfolgen, sei die Strenge des Fürsten in Ordnung. — Einen ganzen Tag, vielleicht auch mehrere, bin ich schier verloren umhergegangen. Die Leute sollen den Kopf geschüttelt haben und gesagt, bei dem Pfarrer kenne man sich nicht mehr aus.

Dann schreibe ich einen Brief an das Landesgericht: Im Namen Gottes und der Gerechtigkeit bitte ich, an dem Tobias Steger das Urteil noch nicht zu vollziehen, sondern zu warten, bis die Beweise für seine Unschuld beigebracht sein werden. Ich bringe sie bald, ich setze mich selber ein für den Steger. Weiß nicht, ob der Brief an seinen Bestimmungsort gelangt ist. Antwort habe ich keine bekommen. Oder hätte ich selber nochmals zu Gerichte gehen sollen? Was hilft's, wenn ich's nicht sagen darf. Und sage ich's, dann bin ich kein Priester mehr und meine Aussage ist die eines anderen Menschen, die nichts bedeutet, weil sie nichts beweisen kann. Nichts bleibt mir übrig auf der Gotteswelt, als den Hoisel aufzusuchen und ihn zu bestimmen, daß er sich stelle. Noch einmal schreibe ich an das Gericht: Nur um vierzehn Tage Aufschub bitte ich! — Dann auf die Reise.

Diese Reise werde ich wohl nimmer vergessen. Verkleidet habe ich mich, daß man den Steinberger beiläufig für einen Schullehrer hätte halten können, der auf einer Vakanzreise ist. Und zu meinen Pfarrkindern habe ich gesagt,

ich wolle in der schönen Herbstzeit eine Reise thun zu Verwandten. Freilich fragt die Regina, wieso ich jetzt auf einmal Verwandte hätte? Ich bin halt ungeschickt und die Leute haben wieder ihre Köpfe geschüttelt. Ich bin in Gottesnamen davon.

Das Wetter war schön, die Gegend war schön, was hilft's denn, wenn man die Last zu tragen hat? In der ersten Nacht habe ich beim Amtsbruder in der Haslau übernachtet. Haben so über allerhand geplaudert, und da muß er es gemerkt haben, was mir anliegt, weil er mich auf einmal bei der Hand nimmt und sagt: „Ja, mein Lieber, wir haben wohl einen harten Stand!" Und weiter nichts.

Am Abende des zweiten Tages bin ich im Liesgaue, wo sie die Eisenbahn bauen. Da geht's zu! Die ganze Gegend wenden sie wie einen alten Rock; schon bald wie es in der heiligen Schrift heißt: jedes Thal soll ausgefüllet, jeder Hügel soll abgetragen werden, was krumm ist, soll gerade, was uneben ist zu einem ebenen Wege werden. Aber der Heiland, der da kommen soll, auf den bin ich gar nicht neugierig.*) Überall Leute mit Spaten und Krampen und Wagen und Schiebkarren, und überall kracht das Pulver, als ob Ostersonntag wäre, und wenn ich so hinschaue auf die Schutthaufen und Abgrabungen und Mauerungen, da denke ich: Wenn sie nicht mehr verständen als ich, da möchte hier schwerlich eine Eisenbahn werden. Zu allen Arbeitsleuten gehe ich, und den Hoisel finde ich nicht. Auf meine Nachfrage weisen sie mich einem Weibs-

---

*) Wahr ist's! hat hier der Pfarrer Wolfgang dazugeschrieben.
Der Herausgeber.

bilde zu. Das wäre die Seinige gewesen, vielleicht wüßte sie was von ihm. Eine große rothaarige Person, soweit tüchtig ausgestattet und Stimme wie ein Mannsbild. Wie ich nach dem Hoisel frage, dem Mathias Spatzel, wie er eigentlich heißt, da lacht sie und sagt, wenn er sich nicht schon erhängt hätte, so wäre er gewiß in ein Kloster gegangen. Etliche Wochen lang sei er beim Eisenbahnbau gewesen, sie sei mit ihm gegangen, weil er Geld gehabt habe. Wie das Geld verputzt gewesen, habe sie ihn vertauschen wollen für einen Unterhaltsameren; den Grillenfänger Spatzel hätte aber keine mögen, „das Betende“ hätte er bekommen auf einmal, vor jedem Wegkreuz niedergekniet und endlich verschwunden. Es würde ihn schon der Richtige geholt haben. Weiter wisse sie nichts und einen Betbruder liebe sie nur zur Aushilfe, bis ein Besserer vorkomme. In manchen Stücken sei er aber nicht so übel gewesen. — Über der ihre Aufrichtigkeit habe ich mich nicht zu beklagen gehabt. Ein grauenhaftes Weibsbild!

Jetzt bin ich wieder dagestanden und habe nicht gewußt, wohin. Bei den Eisenbahnern ist mir wohl oft das Haar zu Berge gestiegen; ein Landpfarrer, der ruhig unter seinen Bauern sitzt, der weiß nichts. Nie hätte ich geglaubt, daß der liebe Gott so unterschiedliche Kostgänger hat. Man liest ja viel, aber daß es so arg wäre, und daß es so selbstverständlich wäre, und daß sie sich damit noch prahlen, wie der Pharisäer mit seinen Tugenden, daß gar keine Schamhaftigkeit vorhanden ist, und gar kein Christentum, das hätte ich nicht geglaubt. Die Nacht, die ich in jener Arbeiterbaracke habe zubringen müssen, hat mir große Not gethan. Erst wie ich die Gegend hinter mir habe und wieder den Gebirgen zusteige, wo Bauern

und Hirten sind, da ist mir leichter geworden. Und auf derselben Straße habe ich auch eine Spur gefunden vom Hoisel. Sie führt bergwärts gegen den Wallfahrtsort zum Heiligen Wasser.

In einem Dorfwirtshause, wo ich eingekehrt, ist das Wochenblatt gelegen auf dem Tisch. Ich habe nicht den Mut gehabt, es anzusehen, von wegen dem, daß drinnen stehen möchte, er wäre hingerichtet worden. Papier und Feder verlange ich und schreibe an den Tobias Steger, er möge um Gotteswillen nicht verzagen, jemand sei Tag und Nacht aus, um ihn zu retten. — Und wenn ich den Hoisel endlich gefunden, wird er mit mir gehen? Wird er vor Gericht seine Unthat bekennen? Wird er das? — Ich hoffe auf Gott, sonst ist alles für nichts.

In demselben Wirtshause habe ich Näheres erfahren. Einige Wallfahrer kehren ein, sie sind auf dem Rückweg vom Gnadenkirchlein zum Heiligen Wasser, das noch drei Stunden weiter oben in einer Bergschlucht steht. Dort hätte sich jetzt ein Einsiedler niedergelassen, der den Küsterdienst besorge, sich von milden Gaben der Wallfahrer ernähre, auf einem kalten Stein schlafe und Bußübungen verrichte wie ein Heiliger. Mein Wirt hat auch den Namen gewußt, denn das Kirchlein steht auf seinem Almgrund, und er selber hat dem Manne das Amt verschafft. Der Mathias Spatzel, genannt Hoisel, ist's freilich. — Ich hatte schon mehrmals gehört vom Kirchlein zum Heiligen Wasser. Einmal im Jahre ist dort ein Fest, bei welchem viele Leute zusammenkommen von Nah und Fern. Und auch Geistliche, die dort Beichte hören. Als Beichtort ist es weit berufen und wird gesagt, daß beim Heiligen Wasser jeder Priester von jeder Sünde lossprechen könne, es sei kein

Beispiel bekannt, daß der Sünder ohne Absolution den Gnadenort verlassen hätte. Dem's doch passiert, der wird's wahrscheinlich nicht sagen. Der große Zulauf zum Feste ist bei solcher Sage begreiflich. In der übrigen Zeit ist kein Priester beim Kirchlein, doch Wallfahrer giebt's fast immer etliche, sie gehen hin, beten, waschen sich am Wasserfall, opfern ein paar Groschen und wandern getrost wieder heimwärts.

Nun, da oben soll er sein — ich bin hinaufgestiegen. Die Gegend wird ganz wild, daß es gar grauenhaft ist zwischen den Wänden und schwindelig darf man nicht sein, wenn man auf den Gemssteigen fürpaß kommen will. Endlich um eine scharfe Felsnase gebogen, hört man das Rauschen aus der Hochschlucht; die schaut ganz finster herab, eine kühle Luft kommt, und ein Wildbach springt schneeweiß aus der Schlucht von Stufe zu Stufe herab. An die Seitenwände klammert sich manches Fichtenbäumlein, das sich nicht mehr halten kann und kopfüber fallen will. Dort, wo der große Wasserfall ist, können daneben auf dem Steingrunde etwa hundert Menschen stehen, und dort, fest an die Felswand gebaut, steht auch das Kirchlein. Es ist teils aus rohen Steinen aufgeführt, teils aus Holzbrettern, die rot angestrichen sind. Auch ein spitzes Türmlein und sogar eine Glocke drin. Seitab in die Felskluft gezwängt ist eine Hütte aus ungefügen Baumstämmen und Rinden gebaut und mit Reisig überdeckt. Darunter hin die Abgründe, weiß Gott wie tief, sie sind verdeckt mit Hasel- und Erlbüschen, die im Gehänge wuchern. Gegenüber die klüftigen Wände, von denen der Hall des ewigen Wasserrauschens eben so ewig zurückgeworfen wird. Die Schlucht, aus welcher das Wasser kommt, verengt sich

weiter oben fast zu einer Höhle, worüber die Felsen zusammenstehen, noch weiter hinten soll Eis sein. So sieht die Gegend aus, die dem Hoisel freilich immer noch lieber sein mag, als der Kotter, oder noch was anderes.

Heraußen im Freien an den Felsen gelehnt sind drei oder vier Beichtstühle; der hintere schon so nahe am brausenden Wasserfall, daß er ganz feucht ist. Ja, da glaube ich's, da kann der Mensch freilich auch seine allergeheimsten Sünden beichten so laut er mag — es hört's nur Gott allein. Hätte doch auch manch anderer Priester seinen Beichtstuhl so nahe am Wasserfall!

Ich blicke an diesem schauerlichen Ort eine Weile umher, und keinen Menschen habe ich gesehen. Es geht schon dem Abende zu. Dort hinter den grauen Bergen steigen drei turmartige Felsspitzen auf, die stehen noch im Sonnenschein. Schon habe ich gemeint, die Kirchenthür wäre verschlossen, aber sie ist halb offen. Ich trete ein, sie ist, wie alle Wallfahrtskapellen halt sind; über dem sehr einfachen Altar in der Nische steht ein Bildstöckel, das so unbehilflich geschnitzt ist, daß ich's nicht habe erraten können, welchen Heiligen es vorstellen soll. Nun bemerke ich knapp hinter der Thür ein zweites Altärlein mit einem alten Muttergottesbild. Davor brennen zwei Kerzen und davor kniet ein Mensch, der mir den Rücken zuwendet und mich nicht bemerkt. Anfangs meine ich, weil er das Haupt senkt und die Hände ineinandergelegt, er bete — bald merke ich, daß er in der Hand etliche Kupferkreuzer zählt. Und es ist mein Hoisel aus dem Haselbachwald. Wohl hübsch verwildert über und über, struppig und braun, aber doch leicht zu erkennen. Wie er mich wahrnimmt, verbirgt er eilends seine Münzen im Sack, thut, als ob er nach

vollendetem Gebet ein Kreuzzeichen mache und steht auf. Ich rede ihn bei seinem Namen an, da erkennt er mich und erschrickt. Ich thue nichts desgleichen, sage nur, es wäre beschwerlich heraufzukommen, und ob ich nicht ein Lager haben könne über die Nacht? Er antwortet nicht recht ja und nicht nein, er schaut mich an, ob ich's doch wohl wäre? Im Gesicht sähe ich dem Torwaldpfarrer so ähnlich. Dann wolle er mir sein Bett gerne überlassen, wenn es nicht zu schlecht wäre, er müsse ohnehin diesen Abend noch thalwärts, um Etliches zu besorgen für den nächsten Sonntag. Denn er schenke ein wenig Branntwein, und der wäre zur Neige gegangen, kaum daß er mir mit einem letzten Gläschen aufwarten könne.

Da er es so eilig machen wollte, daß wir wieder auseinanderkämen, so habe ich gleich müssen anfangen.

„Mathias," sage ich, „wir sind alte Bekannte und sollten wohl ein wenig miteinander plaudern."

Und wie ich ihn so weit habe, daß er neben mir auf der Thürstufe sitzt, wo man so schön hinausschauen kann ins wilde Gebirg, und wo das Wassertosen nur noch dumpf herüberdröhnt, da sage ich, daß ich eigens seinetwegen so weit hergekommen wäre. Er könne sich's vielleicht denken, warum, aber er solle nicht erschrecken.

„Ich kann mir's nicht denken, warum," ist seine Antwort.

„Mensch! Warum heute leugnen wollen, was Ihr mir dazumal gestanden habt? Daß ich nichts aussagen darf, wisset Ihr gleichwohl, sonst wäre statt meiner jetzt vielleicht ein anderer um Euch heraufgestiegen." Damit habe ich ihm beikommen wollen, der Fuchs hat's aber doch gewußt,

daß ein Unterschied ist, ob man im oder außer dem Beichtstuhl davon redet.

„Ihr wisset doch, Mathias, daß ein anderer des Mordes wegen eingezogen worden ist?"

Er zuckt die Achseln.

„Und wisset Ihr auch, daß derselbe zum Tode verurteilt worden ist und in allernächster Zeit hingerichtet werden wird?"

Das packt. „Jesus! Jesus!" schreit er und springt auf. „Ich weiß ja alles, ich hab' ja eh keine ruhige Stund', will beten und büßen — hilft alles nichts. Muß ich denn gar verzweifeln?"

An den Abgrund springt er hin, ich eile ihm nach.

„O mein Gott!" stöhnt er und fährt sich mit dem Ärmling über die Stirn, „das Grausen vor dem Tod! Und die Höll! Die höllische Höll! — Lieber vors Gericht!"

Jetzt, da er aufrichtig ist, wird er mir wieder lieb. Bei der Hand nehme ich ihn, eiskalt ist sie.

„Mathias," sage ich, „jener ist ein braver Mensch, und noch jung. Ich bin bei ihm gewesen. Zum Herzbrechen, wie ihm weh ist, daß er in Schanden sterben soll. Aber das darf ich sagen, so arg wie Ihr leidet er nicht. Sein Leiden ist das Fegefeuer, das Euere ist die Hölle, die bei Euch schon auf Erden angefangen und nimmer endigen wird, in alle Ewigkeit nimmer. Doch Mut! Ihr könnt es ändern! Wie, als ob Ihr aus dem Feuer in kühlendes Öl kommt, so wird es sein, wenn Ihr jetzt Euer Gewissen befreiet, wenn Ihr freiwillig hingehet, Euch anzeigt und den Unschuldigen erlöset. Auch das ist ein Erlösungswerk, mein lieber Mathias, das Euch unser

Herrgott lohnen wird, und die Leute werden sagen, schau, im Herzensgrund ist der Hoisel halt doch nicht schlecht! — Aber schnell müßt Ihr machen, morgen ist es zu spät, ich sage es Euch! Nicht für den Steger, denn der wird im Himmel sein, aber für Euch, für Euch! Der Gemordete wird Euch begleiten zum jüngsten Gericht!“ Und weil in diesem Augenblick die Felsenspitzen leuchten wie glühendes Eisen in die Abenddämmerung herab, so sage ich noch: „Schau, Mensch, die Schöpfung selber ist Zeuge von dem, was du gethan hast und was du im Geheimen trägst; dort hebt sie jetzt gleichsam ihre feurigen Finger auf zum Schwur, daß du gerichtet wirst vor Gott!“

Da hebt es an in seiner Brust zu stoßen, er verdeckt sein Angesicht mit beiden Händen. „Daß mich Gott so hat verlassen können!“ stöhnt er. „Im Sinn hab' ich's ja nicht gehabt. Die Bachhäuslerin! Mich einklagen! Und der Teufel mir das Scheit in die Hand! . . . Was ich seither habe gelitten, mein gnädiger Herr Pfarrer! Schon zwei-, dreimal bin ich auf dem Weg gewesen zum Gerichte. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Der schreckbare Galgen!“

Ich thue nur lachen, als ob das so leicht wäre, und sage: „Töten werden sie Euch nicht, wenn Ihr Euch selber stellet, das weiß ich gewiß. Dann kann's ja wohl nur als Todschlag gemessen werden, wer weiß! Ihr werdet Arrest bekommen, arbeiten, büßen, Euer Gewissen wird Ruhe haben, und Gott wird Euch gut sein. Nein, armer Mathias! Steiget nicht so hinab aus der zeitlichen Hölle in die ewige.“

So habe ich ihm zugeredet, da richtet er sich jäh auf wie ein Ungetüm und sagt: „Was schwatzen wir denn, Herr, es ist ja nichts. Es ist ja nichts.“ Also, bis ich

niederfalle vor ihm auf meine Knie und ihn beschwöre, an seine Eltern solle er denken, an alle lieben Menschen, die ihm verstorben sind. Auf das wird er wieder weich und schüttelt den Kopf. Seine Augen suchen umher, ich merke, er will davonlaufen. Und jetzt spiele ich den letzten Trumpf aus, von dem ich gehofft, er würde mir erspart bleiben.

„So hilft alles nichts, Mathias," sage ich, „und wollte Euch doch ein guter Freund sein. So merket, was ich noch weiß. Es ist alles aufgekommen, sie rücken von mehreren Seiten an, Euch zu fangen, in sehr kurzer Zeit müssen sie da sein. Ihr entkommt ihnen nicht, und dann ist Euer Leben verspielt. Mensch, ich bitte Euch um Leben und Seligkeit! Ich bin mit Mühe vorausgelaufen, es Euch zu sagen, stellt Euch freiwillig, und Ihr seid so viel als gerettet."

Diese Unwahrheit hat eine große Wirkung erzielt. Er hebt an zu zittern und bittet mich, ihn nicht zu verlassen. Er gehe mit mir, ich möchte sein Zeuge sein, daß er freiwillig gehe.

Hierauf hat er vor dem Marienbilde noch die Kerzen ausgelöscht, hat noch zum Bildnisse gerufen: „Unsere liebe Frau, deine Fürbitte! Du weißt es, viel hab' ich gethan zu deiner Ehr'! Gute Nacht, Mutterle! Wenn's gut ausgeht, so will ich dir nicht sparsam sein!"

Dann sind wir miteinander hinabgestiegen in der Nacht — eine Mondnacht ist's gewesen — und fortgegangen und unaufhaltsam fort. Keiner ist müde geworden, und der Hoisel ist zeitweilig ganz munter und führt mich mit aller Fürsorge, wo der Weg gefährlich ist. — Das thut Gott, habe ich mir gedacht. Mehrmals hat

er geäußert: „Wenn sie uns nur nicht erwischen, ehe wir dort sind. Wie weit haben wir denn noch?“

Als der Morgen tagt, sind wir im Liesgaue, da haben wir in einem Gasthause eine halbe Stunde Rast gehalten. Wäre nur diese Eisenbahn schon fertig, dachte ich, zu Fuße können wir vor morgen mittags nicht in der Kreisstadt sein. „Sie werden uns früher erwischen!“ sagt der Hoisel immer wieder. — Dann auf heißer Straße den ganzen Tag marschiert. Meine Angst: den Mann reut es, und er läuft davon. Aber die Furcht vor dem Gefangenwerden und vor dem dann unausbleiblichen Galgen hat ihn scharf an mich gebunden. Wenn es gerade eine Unwahrheit muß sein, die im Stande ist, den Steger zu retten, so müßte man wohl auch hier wieder sagen: Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich.

Am Abende desselben Tages kehren wir bei einem großen Straßenwirtshause zu, das zwischen hohen Bergen steht und eine Mühle hat. Bei dem Abendbrote fällt mein Blick aufs Wochenblatt, das auf dem Tische liegt. Und da drin ist es gestanden. „Am 30. September um sechs Uhr früh findet im Hofe der Landesstrafanstalt die Hinrichtung des Raubmörders Tobias Steger statt.“

Am 30. September! Das ist der morgige Tag! Morgen sechs Uhr früh!

Ich gehe eilends zum Wirt: „Ist hier ein Wagen zu haben nach der Kreisstadt?“ — Ja, der wäre zu haben. „Sogleich? In diesem Augenblick?“ Die Pferde hätten Tags über geackert und müßten ein wenig rasten. „Das ist nichts. Sofort einspannen! Wie lange fährt man nach der Stadt?“ Ja, meint der Wirt, das wäre weit, der Weg schlecht, bergauf, thalab. Unter neun Stunden sei

noch keiner hinübergekommen. „Herr, wir müssen in acht Stunden drüben sein, in sieben Stunden! Was es auch koste. Es geht um ein Menschenleben.“ Und raune ihm in die Ohren, so viel ich sagen darf.

Der Wirt hat mich jetzt gar unsicher angeschaut. Die Wirtin ist eine von Alpenzell und erkennt mich als den Pfarrer von Sankt Maria, da ist denn bald eingespannt worden. Halb elf Uhr in der Nacht.

O diese Nacht! Diese Fahrt! Meine Beine habe ich unausgesetzt krampfhaft an die vordere Wagenwand gestemmt, als ob man solcherweise das Gefährte rascher voranbringen könnte. Nie in meinem Leben eine Nacht so peinvoll. — Um sechs Uhr. Sie sind pünktlich. Der Teufel reitet den Zeiger vor!

Um zwei Uhr sind wir beim Wirt auf dem Bergsattel. Kutscher will rasten, wir hätten acht Minuten Vorsprung. Vorwärts! — Ich schöpfe schon Muth, ganz frisch! Mein Hoisel schweigt und hält die Hände gefaltet. Beten? Schlafen? An die Rückwand lehnt er sich. So vornehm ist der sein Lebtag nicht gefahren. — Das Fenster habe ich mit dem Mantel verhängt, will kein Morgenrot sehen. Es ist ewig und es ist ewig. Ein solches Pochen in den Schläfen! Der Kopf will mir zerspringen — sterbensübel. Kann der Tobias Steger eine größere Angst haben? Gott stehe uns bei! Es tagt. Der Wagen rollt über eine lange Brücke. Der Strom! Wir sind dem Ziele nahe. Ich reiße das Fenster auf. Im Morgenrot das große Gebäude, die Strafanstalt. Durch eine Allee da — springt der Hoisel hinaus. Hinaus und quer über die Wiesen. Ich ihm nach, am Wasser eingeholt, er schreit: „Ich kann nit!“ fällt zu Boden, ohnmächtig .... Sein Leben

in dieses steinerne Grab hinein, er kann nicht! — Ich den Mann auf meine Schulter, vorwärts. Das äußere Thor ist offen, Leute eilen aus und ein, Soldaten, Offiziere, Männer im Frack. — Ich mit meiner Last ungestüm in den Hof. Dort auf dem Türmchen das Zifferblatt ..

Sechs Uhr fünfzehn Minuten ....

Das sind die Aufzeichnungen meines Vorgängers Johann Steinberger. Dann sind noch mehrere Blätter gewesen, kraus und verworren. Von der nächtlichen Fahrt ist die Rede. Der Wagen zerschellt. Und geritten, der Hoisel auf einem weißen Roß, der Pfarrer auf einem schwarzen. Dem Galgen zu, um ihn herum, wie Zirkusreiten. Dann wieder Ausrufe wie: Mörder im Talare! Hat gewußt, daß er unschuldig ist und hat ihn strangen lassen!"

Du armer, du treuer Johannes, schlafe süß!

Freilich bin ich hinausgefahren ins Stift, um dem Prälaten die Schrift vorzulegen. Was bei dem Heiligen Wasser gesprochen worden, steht nicht unter dem Siegel Gottes. Seine Gnaden aber meint, da würde sich nicht viel machen lassen. Auf die Schrift eines armen Irrsinnigen könne die Justiz wohl kein Gewicht legen. Überdies sei der Steger tot und das Gericht würde den Fall nicht gern noch einmal aufwühlen.

Was die Leute, und besonders die Regina von der letzten Zeit des Pfarrers erzählen, läßt wohl nichts anderes denken als — geisteskrank. Aber soll man denn auch nicht verrückt werden unter einem solchen Verhängniß? — Der Gerichtsfall hat ja wirklich stattgefunden, die Hin-

richtung ist genau am 30. September desselben Jahres erfolgt. Was in Steinbergers Schrift vom Holzknecht Hoisel gesagt ist, paßt äußerlich genau auf diesen Menschen, der da frei umhergeht. Nächstens will ihn der Prälat zum Brennholzschneiden dingen und bei dieser Gelegenheit ihm auf den Zahn fühlen.

Am 30. November.

Es ist, wie der Prälat gesagt hat. Des hochwürdigen Steinbergers hinterlassener Schrift wegen will das Gericht den Kriminalfall nicht wieder auflegen. Es sei nicht ein einziger sachlicher Anhaltspunkt dafür vorhanden, als ob da etwa ein Justizmord begangen worden. Der Pfarrer sei erwiesenermaßen geisteskrank gewesen, und kein Mensch könne sich erinnern, daß an jenem 30. September nach der Hinrichtung jemand mit einem Ohnmächtigen auf den Schultern ins Gerichtsgebäude gekommen wäre, wie es doch in der Schrift heißt.

Vor einiger Zeit war der Mathias Spatzel, genannt Holz-Hoisel, draußen im Stift als Tagelöhner. Der Prälat hat ein Gespräch mit dem Manne angefangen und ihn gefragt, ob er nicht einmal bei der Eisenbahn gearbeitet habe? Ja, das habe er beim Bau draußen im Liesgau. Dann, ob er den Herrn Pfarrer Steinberger näher gekannt? Ob er einmal drüben bei der Wallfahrtskapelle zum Heiligen Wasser gewesen wäre? Ja, den alten Herrn hätte er freilich auch gekannt, drüben beim Heiligen Wasser sei er sein Lebtag nicht gewesen. — Seine Gnaden schreibt mir, die Antworten wären nicht so gewesen, daß der Hoisel zur Untersuchung gezogen werden könne.

Mir wirbelt's im Kopfe.

Am 13. Dezember.

Die kürzesten Tage macht man hier zu den längsten. Schon um 3 Uhr früh stehen die Leute auf zum Haferdreschen, mein Rupert und der Schmiedknecht müssen um diese Stunde den Weg ausschaufeln hinauf zur Kirche. Es schneit ununterbrochen; von meiner Hinterkammer im ersten Stock könnte man durch das Fenster hinaus ganz gut über den Schnee zum Walde hingehen. Um sechs Uhr früh schweigen die Drischeln, klingen die Glocken, und wir gehen hinauf zum Adventgottesdienste. Nach dem Engelamte, wenn wir wieder ins Freie treten, ist der erste Morgenschein und von der Hohen Rauh glänzt wie ein güldener Stern das Lichtl herab. Das stimmt so recht zum Adventliede: „Maria, sei gegrüßet, du lichter Morgenstern!“

Heute nach der Schule kommt der Lehrer freudebrennend zu mir. Ich denke schon an einen großen Opernsieg, er vertraut mir aber mit vor Entzücken überschlagender Stimme, daß er wieder drei Volkslieder gefunden habe. Eine alte Bäuerin aus Oberschuttbach, die ihm für die Feiertage Rauchfleisch gebracht, habe er mit einem Krüglein Most soweit bestochen, daß sie alle Schämigkeit weggeworfen und ihm die Lieder vorgesungen hätte. Er habe die wunderschönen Sachen gleich mit Buchstaben und Noten festgemacht. Zwei davon wären Krippenlieder, die er schon in der Christnachtmesse singen lassen wolle. Auf mein Erinnern, daß nach dem neuen Konsistorialerlaß beim liturgischen Gottesdienste kein deutsches Lied gesungen werden dürfe, fragt er: „Was denn sonst?“

„Lateinische Lieder,“ sage ich.

„Was, lateinische?“ ruft er aus, „wir deutsche Bauern

im Torwald sollen lateinische Lieder singen? Wir Hirtenbuben und Holzknechtdirnen sollen lateinisch singen? Haben die Hirten zu Betlehem lateinisch gesungen? Hat die heilige Familie lateinisch gesungen?"

„Die werden schier hebräisch gesungen haben," belehre ich, „doch die katholische Kirche soll eine Hirde, eine Herde und eine Sprache sein."

Darauf schleudert der Schulmeister die Arme auseinander und schreit: „Wenn der Mensch Gott nicht mehr soll loben dürfen in seiner Muttersprache! Wenn der Gläubige das soll beten und singen, was er nicht versteht, und der Deutsche sein deutsches Herz daheim lassen muß, wenn er zum Hochamte geht — nachher ist's aus mit uns, Herr Pfarrer, nachher ist's pfutsch!"

Ich mache einen Deuter mit der Hand: „Es wird nichts so heiß gegessen, als gekocht. Wird auch kein Domherr in unserer Kirche sitzen."

„Und wenn das ganze Konsistorium drinnen sitzt und der Bischof und der Papst selber, so will ich beim Christamt deutsche Lieder singen lassen, ich bitte schon um Verzeihung, Herr Pfarrer. Lateinisch! Da könnten wir in paar Jahren den leeren Kirchenbänken vorsingen. Deutsche Bauernleute lateinisch! Manchmal sind sie auch im Konsistorium ..." Er tippte mit dem Finger auf die Stirn.

Mit keinem Worte habe ich ihm beigestimmt. Die Hand werde ich ihm gedrückt haben — deucht mich.

Am 1. Jänner 1876.

Einen solchen Wintersturm, als der von heute Nacht, sagen die Leute, wüßten sie schon lange nicht. In den

starren Ästen der Bäume tost es wie ein Wasserfall, in den Dachschindeln klappert's, an den Fenstern winselt's, und der Schnee stäubt in alle Fugen. Die Fackeln der Kirchengeher, die zum Kompletorium kommen, scheinen zeitweise pfeifend zu vergehen, um dann aus der schwirrenden Glut doch wieder hell aufzulodern. Eine stürmische Neujahrsnacht, sagen sie, bedeute ein unruhiges Jahr. — In der Kirche hört man es, wie an die durch Drahtgitter geschützten Fensterscheiben der Wind anprallt, als würden schwere Tücher daran geworfen. Beim Tantum ergo wäre mir bei einem Haar die Monstranz aus der Hand gefallen; so eiskalt ist das Metall, daß es wie lähmend durch meine Nerven fährt. Aber sursum corda! Die Herzen empor zur Freude! Bald hebt die Orgel an zum Te Deum laudamus. Es strahlen die Kerzen all, es steigen die silbernen Schleier des Weihrauches auf — kein Erdensturm ist mehr, im Reiche Gottes sind wir.

Abgeschlossen ist Sankt Maria von aller Welt, und doch ist mir so, als wären die Weiten und Zeiten der ganzen Christenheit seit des Herrn Geburt beisammen in unserer Kirche. — Habe Dank, mein Gott, für diese Weihnachtszeit, nicht seit Kindestagen ist sie so innig und selig in mein Herz gegangen, auch nicht dazumal in der Kirche des heiligen Petrus zu Rom. Die süßen deutschen Lieder: „Es ist eine Ros' entsprungen", „Stille Nacht, heilige Nacht", „Im hohen Himmel droben", nur in der Dorfkirche, von der Gemeinde wirklich Gläubiger werden sie recht gesungen. Und nirgends wurzelt das religiöse Gefühl so tief, als in altem Klange aus Kindeszeiten. Diesen ausrotten, und die Innigkeit unseres Gottesdienstes ist dahin.

Am 28. Februar.

Der diesjährige Hirtenbrief setzt scharf ein gegen die Übel der Zeit. Besonders gegen den liberalen Geist, welcher alle Quellen des Heiles vergiftet und Freimaurertum genannt wird. Die Epistel ist streng dogmatisch gehalten und predigt — möchte ich sagen — mehr das Schwert als das Kreuz. Als ich gestern den Hirtenbrief von der Kanzel gelesen, sind meine Pfarrkinder ganz ratlos dagesessen. Sie haben halt nichts verstanden von dem, was unserem hochwürdigsten Bischof so sehr am Herzen liegt. Der Teichgräber Golo soll nachher behauptet haben, diese gelesene Predigt sei gewiß nur gemünzt gewesen gegen den geschwefelten Wein, den der Unterschuttbachwirt jetzt im Fasching von der Pipe rinnen läßt und gegen die italienischen Maurer, deren immer mehr in die Gegend kommen, auch Teichgräberarbeiten machen und den Einheimischen das Geschäft verderben.

Heute am Faschingmontag entfalten meine lieben Schäflein eine große Ausgelassenheit, schwärmen in den Wirtshäusern herum von Dorf zu Dorf. So wie am Christtage jeder gute Christ drei Messen hören muß, sagen sie, so müsse er am „Fraßmontag“ drei Wirtshäuser besuchen. Überall ist Tanzmusik, und weil die Spielleute nicht ausreichen, so hätte sich beinahe der Kornstock etwas vergeben. Ich habe ihm stark zureden müssen, die erhabene Musik nicht zur Karnevalshatz herabzuwürdigen. Anfangs behauptete er, die Musik sei ja eben der Schutzengel und stimme selbst auf dem Tanzboden die Herzen reiner. Ich erinnere ihn an das Bild, welches beim Schmied an der Hausthür haftet, darstellend, wie eine lustige, aufgeputzte

Gesellschaft von Männlein und Weiblein hinter einer Musikbande her in die Hölle zieht.

„Ist gut,“ drauf der Lehrer, „bei der lateinischen Kirchenverordnung hat der Pfarrer nachgegeben, bei der Tanzmusik thut's der Schulmeister. Ich geige ihnen nicht.“

Am unangenehmsten sind mir die Fastnachtsvermummungen. Männer springen in Weiberkitteln um, und Dirnen in Hosen. Was sie sonst das ganze Jahr hindurch für unschicksam und sündhaft halten, heute üben sie es aus und zwar mit aller Herzensunmittelbarkeit, als wäre es ein Gottesdienst. Das ist der Heide noch, der in ihnen steckt, im Karneval findet er am längsten Unterschlupf, und die Kirche muß in Gottesnamen ein Auge zudrücken. Wohl nur eins, nicht alle zwei. Ich will jetzt das Schreiben lieber sein lassen und ins Wirtshaus gehen.

Am 29. Februar.

Keine schöne Nacht ist das gewesen. Nachdem ich gestern beim Neuwirt eine Stunde gesessen und alles so ziemlich aus dem Gröbsten in Ordnung gefunden habe, gehe ich mit dem Kimpelschmied nach Unterschuttbach. Dort ist's toll. Kaum wir ins Wirtshaus treten, werden wir von einer Gruppe erhitzter Weibsbilder mit Gewalt hergenommen, auf den Tanzboden geschleift und müssen mit ihnen gut oder übel eins hopsen. Das hat für uns eine Ehre sein sollen. Nachher fängt ein Bursche an, Spottliedlein auf uns zu singen, die man freilich nicht übler nehmen muß, als sie gemeint sind. Und ist auch der Holzer-Hoisel da. Ganz kalt ist's mir über den Rücken gegangen, wie er mich angrinst und sagt: „Gelt, gnädiger

Herr Pfarrer, heut' am Faschingtag ist gar nichts Sünd'?
In der Fasten werden wir eh' derlöst!"

Wenn dieser Mensch wüßte, was ich weiß! Und doch nicht weiß!

In einer Ecke streiten zwei betrunkene Burschen um eine Dirn', bis der Schmied dazwischen tritt und einem der Rauflustigen seine Meinung mit flacher Hand an den Backen schreibt. Jetzt wird's was setzen! denke ich noch, sie sind aber ruhig auseinander gegangen. Der eine hat dem Schmied wohl einen Blick zugeworfen, aber gar keinen trutzigen, vielmehr einen betrübten — darüber, daß schon wieder einmal das Raufen verboten sein soll am Faschingtag!

Dieweilen der Schmied in Unterschuttbach stramme Polizeiordnung hält, wird in Oberschuttbach bis ans Messer gerauft und ein junger Bursche fast erschlagen. Wie sie ihn heute auf einem Schlitten herausschleifen, ist es des Schmieds Jungmagd, welcher ein Bein gebrochen und zwei Zähne eingeschlagen worden sind. Der habe ich wohl sagen müssen: „Wirst du dir's merken, Vorwitzige, daß die Hose ein gefährlicheres Gewand ist, als der Kittel?"

Am 20. März.

So ausgelassen die Leute in den Faschingtagen gewesen, so eingezogen leben sie jetzt wieder, so sittig, arbeitsam und fromm. Das Gebot von der vierzigtägigen Fasten nehmen sie buchstäblich, verzichten auf jegliche Fleischspeise, essen sich nicht jeden Tag satt und das dadurch Ersparte schenken sie den kümmerlichen Kleinhäuslern und Waldhüttlern.

Brav ist es von unserer Ottilie. Aus ihrem Tischteller spart sie sich — und nicht bloß in der Fastenzeit — vom Munde ab und bittet dann die Regina, das Übriggelassene heim ins Steinhäusel schicken zu dürfen. „Heim" sagt sie noch immer, und ist, meine ich, der Pfarrhof doch ganz und gar ihr Elternhaus geworden. Ein ordentliches, fleißiges Mädel. Darin, wie sie mir die Stuben aufräumt und jeden Sessel, jedes Buch, jedes Blatt Papier stets genau an den bestimmten Platz legt, erkenne ich sie. So im Kleinen unsere täglichen Gewohnheiten beachtet zu sehen, das thut auch wohl. Nie ein Wort des Tadels ist nötig, dabei giebt sich das Kind immer frisch und aufgeweckt. Wäre sie um zehn Jahre älter, und ich um zwanzig jünger, so gäbe das wieder Stoff für ein gottloses Theaterstück, als welches dieser „Pfarrer von Kirchfeld" immer noch so viel Lärm macht. Vor ein paar Jahren habe ich das Stück gelesen. Mein Gott, wenn über uns arme Geistliche nichts Schlimmeres geschrieben worden wäre! — So lange hat die Ottilie im Hof bei ihren Hühnern und Gänsen herumgeträllert, bis der Kornstock kommt und sagt, das Mädel müsse aufs Chor!

Und singt sie mir jetzt bei der Messe schon mit heller Stimme das „Hier liegt vor deiner Majestät" herab. Und wenn ich ihr dann zu Hause sage, schön hätte sie's gemacht, so schämt sie sich.

Am 22. März.

Erst heute bin ich dazu gekommen, dem Prälaten zu schreiben, ob man ihm aus dem Torwald nicht einen Knaben schicken dürfte für sein Seminar? Armer guter Leute

Kind mit acht Geschwistern. Ein schwärmerischer Junge, der die Volksschule gut abgethan habe und seither von den Felsen herab Predigten halte und in den Steinnischen Messe lese. — Vielleicht, Kimpelschmied, kommt's noch dazu, daß die Torwalder einen Einheimischen zum Pfarrer kriegen. Ob es jedoch immer gut ist, den Herrgott als Birnbaum gekannt zu haben?

Am 27. Mai.

Ein Bauernhof zu Oberschuttbach heißt beim Gral. Die Gralhoferin, oder Gralin, wie man sie insgemein nennt, ist neunundneunzig Jahre alt — die Älteste in der Pfarre. Da ich sie am vorigen Sonntage nicht in der Kirche sah, so ging ich heute hinauf, nachzusehen.

Mitten in der Stube stand ihr Sohn, der alte langbartige Gralhofer. Vor ihm auf einem Dreifuß saß ein halbwüchsiger Bursche, dem schnitt er das langfetzige, rabenschwarze Haar. Ich frage nach der alten Mutter. Die wäre nicht zu Hause, sie wäre auf dem Krautacker.

„Dann ist es schon recht," sage ich, „und im nächsten Jahr werden wir's halt hoch hergehen lassen müssen zum Hundertjährigen!"

„Wär' nicht zuwider, wenn wir's derleben," meinte der Bauer. Sein Haarschneider mochte guten Willens sein, doch sehr von statten ging es nicht. Erstens fügten sich die Haarbüscheln lieber weich der großen Schafschurschere, als daß sie sich entzweischneiden ließen; zweitens ward das Stoppelfeld stellenweise kahl, stellenweise schopfig. Der Alte war einundzwanzig Jahre lang beim Militär gewesen, wie er gern erzählt, beim Fuhrwesen, aber das

Haarschneiden hatte er dabei nicht gelernt. Ich setzte mich an den Tisch und betrachtete den Burschen. Der hatte mir schon einigemal Kummer gemacht.

Einer Dienstmagd uneheliches Kind, nie eine Schule besucht, selten eine Kirche, arbeitsscheu, geneigt zum Davonlaufen, also nirgends gern gesehen. Im Pfarrbuche steht er unter dem Namen Peter Heissel, geboren 1857. Bis auf seine zu kurz geratene Stumpfnase und die dicken Lippen gerade kein übler Junge. Vor wenigen Tagen hatte ihn der Gral in Dienst genommen, trachtete ihn nun ordentlich herzurichten und fing beim Haar an. Morgen soll der Peter ja in die Kirche gehen, und da muß er doch einem Menschen ähnlich sehen.

Jetzt bin ich heute sauber zurecht gekommen. Die Thür springt auf, ein Landwächter tritt herein. Der Bursche auf seinem Dreifuß knickt zusammen. Der Landwächter frägt hart wie Eisen nach dem Peter Heissel.

„Da sitzt er."

„Der muß mit mir. Hat einen Kirchenraub verübt!" drauf der Landwächter. Mir will das Herz stillstehen. Von der Herde auf der Stiftsalm hat er vor drei Wochen ein Schaf gestohlen. Von der Alpenzeller Stifts-Herde, na da ist's halt freilich ein Kirchenraub. Der Peter, zur Linken schon glatt geschoren, zur Rechten noch ein zottiger Pudel, rutscht vom Dreifuß herab auf die Knie, hebt die Hände und wimmert: „Nur nit einsperren! Bitt gar schön, nur nit einsperren!" Dieweilen legt der Scherge um die gefalteten Hände schon das Kettlein. Als der Peter das Unabänderliche sieht, wird er ganz ruhig und ein wenig frech. Dem Verhöre antwortete er, das entwendete Schaf habe er zu Schwarzau an einen Kalkbrenner verkauft um sechzig

Kreuzer. Woher denn sonst Geld nehmen? Beim Bauerndienen gäbe es wohl Kohlkraut, Erdäpfel und Flöhe, aber kein Geld.

Die Gralleute ließen ihn aber nicht ohne weiters ziehen, der Alte schnitt ihm vollends das Haar ab und vergrub es dann draußen unter den Dachtraufen, ein alter Aberglaube, damit der Geschorene nicht Kopfweh bekomme. Die Hauswirtin brachte Milch und Brot. Der Büttel und der Peter sollten's ausessen; hätten nachher eh einen weiten Weg, bis sie wieder was kriegten.

Der Landwächter überließ das Scheidemahl dem Peter. Dieser bedankte sich dann beim Bauer fürs Haarschneiden und bei der Bäuerin für die Milch, und vor dem Treiber zur Thür hinausstolpernd murmelte er: „Wer mich verraten hat, der soll sich gefreuen!"

Als sie fort waren, wußte ich nicht, ob den Bauersleuten für ihre Gutmütigkeit ein Lob gebühre oder was anderes. Auf meine Bemerkung darüber antwortete der Gral: „Wenn einer so alt wird wie ich und weiß, wie's hergeht auf der Welt, da macht man sich nachher nicht gar viel aus einem Schafdieb. Bei den Soldaten wird er schon Gott erkennen lernen!"

Ein Pfarrkind so fortführen zu sehen in den Arrest. Es ist hart.

Im Frühsommer.

Waldfreude! Wer kann sie genugsam besingen? Der Mensch kann es nicht, nur der Vogel kann es. Und der thut's auch nicht. Das Heldenlied vom Daseinskampfe. Nur feiner singt's der Vogel, als der Mensch. Und nichts

Neues bekäme er zu hören, der Waldgänger, wenn er der Vogelsprache kund wäre wie Salomo! — Da sitzt mir einer stundenlang in der Krone des Ahornes oben und weiß allerhand Geschichten. Geschichten und wunderschöne Lieder. Und dabei ein Schelm! Einmal singt er wie die Amsel in der Hecke, dann singt er wie die Lerche im Kornfeld, dann wie die Grasmücke auf der Haide, dann wie die Drossel im Walde, dann wie der Teichvogel im Sumpfe; dann zeigt er, daß auch solches keine unerreichbare Kunst ist, wie der Spatz auf dem Dache singt. Ein wahrer Tausendkünstler das! Anfangs meinte ich, es wäre eine ganze gefiederte Künstlergesellschaft oben, da belehrte mich der Kornstock, daß es ein einziger Vogel sei, ein rechter Spitzbub — der lustige Würger genannt. Der verstände es, mit Schnabel-, Kehl- und Bauchredekünsten wie ein musikalischer Komiker alle Stimmen, die er irgendwo gehört, nachzuahmen. Manchen einfältigen Vogeljüngling locke er so herbei, um ihn nachher zu zausen, und die Jungfrauen foppe er auch, um sie nachher sitzen zu lassen. Der heilige Franziskus hat den Vögeln gepredigt, den Würger scheint er nicht bekehrt zu haben.

Vom Lärchbaum schreit ein Edelfink herüber. Es muß eine Frage sein, die Drossel im Haselstrauch antwortet sofort. Mich deucht, es ist die Rede vom Essen. Der Fink frägt herab, ob die Würmchen im Grase schon fett wären, die Drossel leugnet es und gedenkt, das Mastvieh für sich selber zu schlachten. — In einem Busch am Bache sehe ich das Nest einer Drosselfamilie. Ich möchte mein Haus nicht so der Überschwemmungsgefahr aussetzen. Wenn ich schon Flügel habe und also das Berg-, Baum- oder Stiegensteigen nicht brauche, so baue ich's doch lieber

auf einen hohen Wipfel, da hätte ich für die Kinder gleich auch das Wiegenschaukeln. Hinter dem Strauche versteckt, gucke ich ins Nest nach den zarten vier Kleinen, die eins über das andere kriechen und kugeln und ihre Schnäbel weit aufspreitzen. Dort auf dem Fichtenast sitzen die Alten, gurgeln und zirpen und getrauen sich nicht herüber. Seid doch nicht dumm! Ich, der alte Wolfgang, werde euch was thun! Endlich wagen sie es doch, und die Kindlein kriegen ihr Mittagsmahl hübsch nach der Reihe. Graue Würmlein in Beize. Schau, das eine will noch einmal haben und möchte dem Brüderlein was wegschnappen. Nichts da! Dein Theil hast du schon bekommen. Mich würdest du herumkriegen, denn ich kenne euch eigentlich nicht auseinander. Zum Glücke ist dein Vater klüger. — Sauber halten thun sie sich, heben den Bürzel hübsch weit über den Rand hinaus, wenn was not ist. Nur dem einen passiert unversehens etwas, ist auch schon die Mutter da und kratzt hinaus, was nicht hereingehört. Plötzlich kreischt der Alte auf, alles flattert mit den Flügeln, die Mutter sträubt ihre Federn und starrt wie gelähmt gegen den Himmel. Dort im Wipfel lauert ein Häher. Der soll nur herabkommen! Den wollen wir rupfen, und seine scheckigen Federn sollt ihr auf euere Käpplein stecken wie die Indianer. — Ich halte meine Hand schützend über den Einschlupf. Mein Gott, das Kleine, wie es zittert, wie ihm das Herzlein klopft! Ich bin ja kein böser Bub, du Närrlein, ich bin ja der kindische Wolfgang. Wie? Handküssen? Ei nein, das war ein Angriff. Keine Freundschaft mit mir? Das verdrießt mich. — Der Familienvater ist aus dem Neste geflogen und auf den Erlstrauch hinüber, dort kreischt er, so viel aus dem Schnabel geht.

Er schilt den Friedensstörer auf dem hohen Wipfel und schreit hinauf: Meine Leut' laß mir in Ruh! Zu mir komme, wenn du Lust hast! Dabei zittert der kleine Kerl vor lauter Angst. Der Häher ist unser gemeinsamer Feind geworden, ich fange an, Erdschollen gegen den Wipfel zu werfen, um ihn zu verscheuchen. Endlich ist er davon, der Mordgeselle, und bei mir ist es auch an der Zeit. Behüt euch Gott, ihr Drösselein beisammen.

Wohin? Was nun? Um das liebe Kleinleben draußen in der Natur zu beschreiben, müßte man mehr Blätter und Stifte haben als der Wald selber. Deswillen, was nachkommt, habe ich die Vöglein vermerkt. — Wie ich weiter gehe und gegen die Schlucht komme, wo Brombeerstrauch und Dornhag stehen, sehe ich des Schmieds Sohn. Als er gewahrt, daß er von mir bemerkt ist, wird er ganz erregt und deutet auf einen Dornbusch hin.

„Was machest du da, Rolf?"

Er sagt nichts und schaut mich an.

Und muß ich etwas schier Unerhörtes sehen. An einem langen Ästlein sind der Reihe nach Käfer an den Dornen aufgespießt, große und kleinere, und mitten durch den Leib geht ihnen der Speer, so daß die Spitze am Rücken des Thierchens herausschaut.

„Wer hat das gethan?" frage ich den Jungen scharf.

„Das hat ein Vogel gethan, Herr Pfarrer."

„Wie? Ein Vogel, sagst du? Die armen Wesen so grausam zu martern. Das hat kein Vogel gethan!"

„Ich habe es gesehen," sagt er.

„Schweig!" fahre ich ihn an, „das hast du gethan!"

Er schaut mir ins Gesicht und schweigt. Ich ganz empört rufe ihm zu: „Schlechter Mensch, in dir habe ich

mich geirrt! Scheinheilig sein, in christlichen Büchern lesen und wehrlose Tiere so teuflisch zu Tode quälen! Hat das Christ gelehrt? Wenn ich Gottschöpfer bin und sehen muß, wie die eine Kreatur, die so bevorzugt ist, daß mein eingeborner Sohn sein Blut für sie vergoß, wie diese Kreatur ein anderes meiner unschuldigen Geschöpfe unerhört grausam tötet, so werfe ich sie ins Verderben! Hättest angestellt was der Wille, so sicher wäre deine Schlechtigkeit nicht aufgekommen, als durch dieses Schelmenstück. Nichtsnutziger Lump du!"

Er schaut mich an ganz verstockt und schweigt.

Wettere ich weiter: „Wie du Tiere marterst, so wirst du Menschen martern, und das Ende wird sein, daß auch du so am Spieße steckest — im höllischen Feuer. Aus den Augen mir, Unhold!"

Er hat sich gewendet und ist mit gesenktem Haupte über das Heidekraut hingegangen.

Gegen Abend komme ich zum Kornstock, ganz zorngeladen: „Ein Schulmeister ist nicht bloß da, daß die Kinder pfeifen lernen, er hat sie auch zu erziehen. Der Pfarrer kann nicht alles Krumme gerade machen. Geht der Wicht her und steckt Käfer an die Dornen. Und leugnet's frech! Ein Vogel hätt's gethan!"

Wie der Lehrer mich versteht, was ich meine, sagt er höllisch friedfertig: „Das kann ja wohl sein, Herr Pfarrer. Lanius collurio heißt der Schelm, der rotrückige Würger, der lustige Stimmennachmacher, den man in unserm Wald oben oft hören kann. Der fängt die Käfer und spießt sie auf Dornen, gleichsam wie der Fleischer seine Kälber der Reihe nach auf den Nagel hängt. Ist ja bekannt. Hab' den Spitzbuben erst vor paar Tagen beobachtet."

Diese Belehrung ist mir gerade genug gewesen. Erstens schäme ich mich, solch ein bezeichnendes Kapitel aus der Naturgeschichte verschwitzt zu haben, zweitens wird mir ganz übel, wie ich dem Rolf unrecht gethan. Geradeswegs gehe ich zum Schmied und lese dem Burschen die Leviten: „Warum hast du dich nicht verteidigt? Bei den Ohren sollt' man dich dafür zausen! Warum, wenn dir Unrecht geschieht, schweigst du so boshaft?"

„Boshaft nicht," sagt der Rolf. „Daß es der Vogel gethan, habe ich ja gesagt. Und wenn's der Herr Pfarrer nicht glaubt, habe ich mir gedacht, da kann man halt nichts machen, und mit dem Herrn Pfarrer darf man nicht streiten."

Mit dieser Nase muß ich heute schlafen gehen. An hundert wirklichen Tierquälern gehe ich wahrscheinlich achtlos vorüber, und den einen Unschuldigen verdonnere ich in die Hölle hinab, daß er Vogelsünden büße. — Mit dem Pfarrer darf man nicht streiten, natürlich! Den lassen sie alle im Finstern sitzen, wenn er drin sitzt.

Am 1. Juli.

Zur Sommerszeit, an Sonntags-Nachmittagen pflegt sich in einem der drei Dörfer die Gemeinde zu versammeln, und der Pfarrer hält ihr im Freien eine Christenlehre. Unter freiem Himmel klingt das Wort manchmal wie Bergpredigt. Am vorigen Sonntag saßen wir auf dem Kreuzhügel zu Oberschuttbach, und ich sprach vom kirchlichen Kultus. Dabei kam ich auf das Licht der hängenden Ampel, welches, nach strenger liturgischer Vorschrift von reinem Naturöle genährt, vor dem Sakramentsaltare Tag

und Nacht, ununterbrochen und immerwährend brennen muß. Meine Pfarrkinder pflegen nach altem Brauch an diesem Lichte ihre Wetterkerzen anzuzünden bei drohenden Elementen, sie holen davon das Feuer zu den Rauhnächten im Winter, sie entzünden daran die Sterbekerze, wenn ein Bruder oder eine Schwester in die Ewigkeit reist.

So habe ich sie bei dieser Christenlehre gefragt, ob sie wohl einmal darüber nachgedacht hätten, was das Licht vor dem Altar bedeute? Da raten ihrer etliche eine Weile herum. Die einen sagen, das Licht brenne, weil der Ort so heilig sei; die anderen, es werde halt so ein Ölopfer sein; ein dritter war der Auffassung, die Ampel müsse brennen, damit der Karl daran bei der Messe die Altarkerzen anzünden könne.

Hierauf habe ich den Schmiedsohn, den Rolf, gefragt: „Weißt auch du nichts?"

Antwortete der Junge: „Ich habe einmal gelesen, daß Gott das ewige Licht ist. Die Ampel wird's bedeuten."

„Ihr hört es," spreche ich zur Gemeinde. „Wenn ihr in der Kirche die hängende Ampel mit dem ewigen Lichte sehet oder von ihr Feuer mit in euere Wohnungen nehmet, so gedenket dessen, der uns das Licht vom Himmel gebracht hat, an die Gegenwart Gottes und ans ewige Leben."

Beim Heimgange hat sich ein fremder Mensch zu uns gesellt, und der sagt: „Schon die alten Heiden haben einen gehabt, der das Licht vom Himmel herabgeholt."

Antwortete darauf der Schmiedssohn: „Das wird wohl keine Kunst sein, wenn die Sonne scheint und man hat einen Brennstein."

Dieser Ausklang ist nicht ganz nach meinem Geschmacke gewesen.

Am 3. Juli.

Manchmal regt sich meine alte Streitlust. Weil aber mit dem Herrn Pfarrer natürlich niemand streiten will, so rostet mir die Galle ein. Wenn einem nie jemand widerspricht, das ist auf die Länge nicht auszuhalten. Man hat freilich selber seine Meinung, doch man will auch einmal eine andere hören, und bisweilen ein fröhlicher Streit frischt das Blut auf. Der Schulmeister mit seinem unendlichen Musizieren! Die anderen mit ihrer flachen Ehrerbietung! Und denken und thun dabei, was sie wollen. Es ist gar manches nicht in Ordnung.

Wie zuwider mir dieser Schneider Karl ist, wenn ich ihn bei der Messe am Altare herumwirtschaften sehe mit den Lichtern, mit dem Rauchfaß, mit dem Opferwein — und hat keinen Glauben! Will er's gleichwohl nicht wahrhaben; wer einmal so redet, wie er geredet hat, bei dem ist etwas rissig geworden. Äußerlich habe ich nicht die mindeste Klage über sein Verhalten, aber trauen kann ich ihm nicht mehr, und der Argwohn, sich von einem Ungläubigen ministrieren zu lassen, beunruhigt mich oft zum Verrücktwerden.

So hat sich mancherlei in mir angesammelt, und am Pfingstsonntag auf der Kanzel habe ich meinem Herzen Luft gemacht. Volkstümlicher bin ich gewesen als der Hirtenbrief, verstanden haben sie's. Aber nach dem Amen ein gar kümmerliches Vergeltsgott. Ist schon gut, denke ich, war euch das zu scharf, so soll's noch schärfer kommen.

Am Dreifaltigkeitssonntage habe ich ihnen die Sterbestunde des Unbußfertigen, die Schrecken des Gerichtes und die Strafen der Hölle weidlich ausgemalt, habe hingewiesen auf die Verstockten und Verblendeten der Gemeinde. Die Faustschläge auf die Kanzel haben gedonnert in der Kirche wie ein Wetter in den Hundstagen, so sehr habe ich mich ereifert. Die Zuhörer schauen mich betroffen, fast mißmutig an, nur ein Augenpaar sehe ich funkeln zu mir herauf mit Behagen und Beifall — das vom krumpen Christel.

Nachher beim Amt soll der Kornstock seine schönsten Musikstücke aufgelegt haben — mein Herz ist an diesem Tage schwunglos geblieben, und ich glaube, auch das der Gemeinde. — Nachher hat mir der Schmied zu verstehen gegeben, in Zukunft werde er sich an Sonntagen ein Wollentuch um die Ohren binden, es gehe neuzeit bei der Kirche oben ein so scharfer Wind.

— — Manchmal bin ich betrübt bis zum Weinen. Die Regina spricht besorgt von einem Arzte. Sind die Leute heuer denn anders, als im Vorjahr, wo ich so warm zu ihnen stand? Oder bin ich anders? Warum denn diese Mißstimmung? Warum unser lichtes Gotteshaus mit Trutz und Zorn anfüllen? Die Verstockten lachen dazu und die Einfältigen werden erschreckt und die Heuchler sind schadenfroh. Mit mir selbst bin ich nicht zufrieden, und darum bin ich's mit anderen nicht. — O gnadenreicher Gott, schicke mir wieder deinen heiligen Geist!

Am 4. Juli.

Heute, wenn sie da wären, heute wollte ich ihnen eine Predigt halten voll lauterer Liebe und Verheißung. Das

Glück hat mich wieder gut gemacht, und das ist nicht schön, Wolfgang, von dir, daß erst ein Glück kommen muß, bis du gut wirst. Der Prälat hat mir soeben mitgeteilt, daß der Steinfranzel-Knabe jeden Tag willkommen sei im Stiftsseminar, und daß, wenn der Luzian ordentlich ist, für ihn gesorgt werden wird bis über den Tag der Priesterweihe hinaus. Er braucht nichts mitzubringen, als was er am Leibe hat. Das erste nach Empfang des Schreibens ist, daß ich hinablaufe in den Garten, die Ottilie vom Salatbeet emporreiße, sie umarme und küsse und ihr ins Gesicht schreie: „Weißt du, Mädel, daß du einen geistlichen Herrn zum Bruder hast? So viel als gewiß. Morgen gehen wir selbander hinein in den Rauhgraben und holen den Luzian ab."

Am 7. Juli.

Noch vor Schluß des Schuljahres haben sie ihn in die Bank gesetzt, damit er gleich sieht, wie die Prüfungen sind, die er im nächsten Jahre machen muß. Auch über die Vakanzen darf er im Stifte bleiben. Das aufgeweckte, kernige Bürschlein gefällt den Herren. Es hat einen gar ernsthaften Blick, sagt kurz ja oder nein und weiß, was es will. So schaue das Holz aus, meint der Prälat, aus dem man Kirchenfürsten schnitze. Diese müßten wo möglich aus hartem Zirmholz sein.

Am 25. Juli.

Jetzt ist schon Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß „der scharfe Wind oben bei der Kirche" keinen Winter gebracht

hat. Jetzt kann ich beweisen, daß sie mir nahegehen alle miteinander.

Beim Müller Hainz im unteren Dorf ist eine Seuche ausgebrochen, sind gleich drei Personen in einer Woche gestorben. Dann hat sich die Krankheit rasch verbreitet, daß nun in vielen Häusern Eins liegt. Beim Zimmermann Sepp sind alle im Bett, so daß wir Aushilfsleute haben schicken müssen. Die alten Weiber, über die man sich sonst so gerne lustig macht, jetzt sind sie gut zu brauchen! Wer hat den Mut, den ansteckenden Krankheiten nahezutreten, der in Fieberhitze, in Schmerzen hilflos daliegenden Kranken geduldig zu warten? Die „alten Weiber" haben ihn. Was wir Männer auch großes und gutes leisten auf der Welt, in solchen Zeiten der Not mögen wir uns an den Weibern ein Beispiel nehmen.

Wir haben keinen Arzt, und es ist auch keine Frage danach. Die Medizin haben sie von der alten Kräuter-Mirl. Einige Flaschen habe ich nach meinem geringen Erkennen untersucht, Schädliches, deucht mich, wird gerade nichts dabei sein, und das ist bei solchen Sachen Gutes genug. Purgierende und schweißtreibende Mittel — recht ist's. Wenn die braunen Tränke nur recht bitter sind, dann glauben die Leute um so lieber dran, und das ist's. Der Glaube macht selig und auch gesund. Aus dem Glauben schöpfen sie Folgsamkeit im Verhalten, Geduld und Zuversicht, dann setzt die Heilung leichter ein. Verhaltungsmaßregeln: Wenig essen, haben ohnehin keinen Hunger; nicht viel Wasser trinken, haben aber sehr viel Durst, reine Luft und Ruhe. Das Erkälten ist bei Fieberkranken lange nicht so zu fürchten, als man glaubt.

Tadeln muß ich, daß bei vielen Häusern die Wasser-

leitung durch den Hof unter dem Dunghaufen hinläuft. Darauf sagen sie, das sei schon seit undenklichen Zeiten so, und doch wäre seit vierzig Jahren keine solche Seuche mehr gewesen; und der Müller Hainz, wo die Krankheit angefangen, habe gar keinen Dunghaufen. Ich habe mir ein Buch über Gesundheitspflege verschrieben und will den Leuten manchmal an Sonntagsnachmittagen daraus Vorträge halten. — Meine liebe Not habe ich in den Krankenstuben mit der Luft. Sie wollen kein Fenster aufmachen. Die in Scheunen und weitfugigen Bretterkammern liegen, wo der Wind wie durch eine Harfe singt, bei denen macht's nichts, aber „Fensterluft ist Gift". Thatsächlich ist der Unterschied zwischen Stube und Scheune nicht groß, sie sterben dort wie da, stehen auf da wie dort. Fast meine ich, daß man auf dem Lande, wo alles in frischen Winden schwimmt, auf gute Luft nicht so zu achten habe, als etwa in den Städten; sie wäre auch mit dem besten Willen nicht abzuhalten. Vielleicht ist es so, daß dem Bauer, der sich viel auf freier Weite umthut, ein bischen eingeschlossene und abgestandene Luft wohlbekommt — eine kleine Änderung der Lebensweise, wie solche ja vielen Kranken empfohlen wird. Wer weiß es denn so genau, worin es liegt! — Den Verkehr zwischen den Häusern haben wir aufgehoben. Wo eine Vermittelung nötig ist, da thun es die Wärterinnen, der Schmied und ich, womöglich über einen Bach oder über ein offenes Feuer, das sie zu solchem Zwecke im Freien anzünden. Jeder Kranke frägt nach dem Pfarrer, so trostbedürftig sind sie. Aber lieber hören sie die Prophezeihung auf das Wiedergesundwerden als auf das Seligwerden. Doch legen die meisten mit großer Fassung und Ergebung die Beichte ab und empfangen die

Sterbesakramente. Hier ist doch vielfach noch praktisches Christentum, nicht Wortchristentum, nicht Scheinchristentum. Herzensmut und Nächstenliebe, Selbstbescheidung und Ergebung und ein zuversichtliches Hoffen auf das Reich Gottes. Das ist wohl eine große Freude für einen Seelsorger. — Eine eigentümliche Sitte ist es, daß die Leute bei Sterbefällen von der Altarampel in der Kirche Feuer nach Hause holen, um damit die Sterbekerzen und das Bahrlicht anzuzünden.

Unsere Ottilie haben wir zu ihren Eltern in den Rauhgraben geschickt, da oben ist noch alles frisch. Ich erwache eines Morgens mit heißen Gliedern und Schüttelfrost. Die Regina schickt sogleich zum Schmied: den Herrn Pfarrer will's auch werfen! Der Schmied läßt zurücksagen: „Nicht soll er sich werfen lassen, für uns zwei ist jetzt keine Zeit zum Kranksein!" — Bin aufgestanden, habe mir etlichemal zornig zugerufen: Du darfst nicht krank werden, du willst nicht! Eine Dunstfatschen hat mir die Regina gemacht, wie ein kleines Kind hat sie mich eingefatscht, ein starkes Schwitzen und am nächsten Tage ist's wieder gut gewesen.

Paar Tage drauf in der Frühe läßt mich der Karl rufen. Er kann nicht läuten, nicht anzünden, in der Nacht hat's ihn heftig gepackt. Drei Stunden lang Schüttelfrost, daß die Bettstatt gekracht hat, sagt sein Weib. Dann liegt er in Gluthitze dahin und bittet um das Sterbesakrament. Als ich es hole am Altare, habe ich ein Dankgebet verrichtet aus Freude darüber, daß diese Seele nicht verloren ist. Dieweilen hat sich sein Nachbar, der krump Christl, zum Kranken gesetzt und ihm vorgesprochen von der Wahrscheinlichkeit verdammt zu werden, weil Gott so

viel schreckbar gerecht sei, weil so viele berufen wären für die Hölle und so wenige auserwählt für den Himmel. Spricht ihm auch vom höllischen Feind, der alleweil an den Sterbebetten der Sünder herumlauere. Der Kranke hat ihn ruhig reden lassen, mich aber, der ich just dazukomme, faßt der heilige Zorn: „Du selber bist der böse Feind! Marsch weg!“ Da ist er abgefahren.

Der Karl hat eine schöne bußfertige Beichte abgelegt und hierauf fromm und ergeben die göttliche Wegzehrung empfangen. Aber meine Freude hat nicht gar lange gedauert. Bald verfällt er in Schlaf, in Fieberphantasien, fängt an zu lallen vom Oblaten-Herrgott, von Pfaffen und Hokuspokus und dergleichen mehr. Sein Weib, seine Kinder, die erschrocken herumstehen, rufen ihn. „So, so,“ sagt er, „sterben. Ist auch recht, dann hat die Lumperei ein End.“

Mir war, als müßte ich versinken. Nach außen der fromme Katholik, und sein Herz, das weiß nichts davon.... Ich bin bei manchem zu spät gekommen mit den Sakramenten, aber so niedergeschlagen habe ich keinen Sterbenden und keinen Todten verlassen, mein Lebtag nicht, als unseren Kirchendiener.

Am 28. August.

Vierunddreißig Personen ins Grab gelegt seit zwei Monaten, zumeist junge, kräftige Leute. So weit wie jetzt wird auf dem Kirchhof sonst in Jahren nicht vorwärts gerückt, sagen die Bauern, die gegraben haben. In diesem Jahre, wenn wir einen angestellten Totengräber gehabt hätten! „Seelenschachten“ heißt es, wenn die Bauern roboten

auf dem Kirchhof. Jetzt ist die Seuche so viel als erloschen, so ohne faßbare Ursache wie sie gekommen, ist sie vergangen. Eine Schickung, sagen die Leute, und ich wüßte auch nichts anderes zu sagen. — Die Genesenden sitzen im Freien umher unter Eschen und Kirschbäumen und blicken mit ihren blassen Gesichtern fast andächtig hinaus in die sonnenleuchtende Welt.

Der Karl hat seit seiner Krankheit heute das erste Mal ministriert, hat Weihrauch gestreut ins Glutfaß, hat Wachskerzen aufgesteckt am Altare, hat Öl gefüllt in die Ampel. . . .

Und da ist mir der unselige Gedanke gekommen: Wie, wenn es mehrere gäbe von dieser Gattung? Kann ich's wissen? An ihren Thaten wirst du sie erkennen, spricht der Herr. Mein Gott, freilich thut er nichts schlechtes, der Karl! — Es kann doch nicht wahr sein, was ich kürzlich in einem Buche gelesen, nämlich, daß in Leben und Thaten kein Unterschied wäre zwischen Gläubigen und Ungläubigen, daß die Religion nicht sowohl besser mache, als vielmehr glücklicher. Glücklich allein ist nicht genug. Ich denke nur, vielleicht ist der Glücklichere auch der Bessere. — Irre könnte man werden. Und jetzt habe ich schon zwei Menschen in meinem Sprengel, oder drei, bei denen ich mich nicht auskenne. Ist schon der Krumpe ein gewöhnlicher Betbruder, so frage ich, was ist der Karl? Und was ist der Hoisel?

Ganz so gemütlich ist wohl auch die Seelsorge im Gebirge nicht bei den Naturmenschen. So unterschiedlich sind sie, wie Apfelblüte und Schierling, wie Lamm und Fuchs — und doch lauter katholische Christen.

Am 11. September.

Hinter dem Kirchenriegel, wo auf grüner Rasenhöhung die fünf alten Ahorne stehen, hat mir mein Rupert eine Bank und einen Tisch aufgeschlagen. Da sitze ich gerne und höre der Stille zu, die selten von dem Rauschen eines Astes, seltener von einem Vogelstimmlein unterbrochen wird in friedsam herbstlicher Zeit. Ich lese oder schreibe etwas, oder schaue hinaus ins Hochgebirge, an dem ich nimmer satt werden kann, und das immer noch schöner wird, je länger man es anschaut. Naturschönheit ist eine Sache, die nicht so obenauf liegt, die erst entdeckt werden muß. Das Sinnliche allein ist dazu nicht genug, ein wenig Sinnen gehört auch dazu. Daß das Auge einen Berg sieht, das macht nichts aus; man muß von der Ewigkeit, von den Gewalten der Natur und ihrem Wandel etwas gehört und erfahren haben, dann erst wirkt das stille Bergbild auf unsere Seele. Auch das Tier genießt die Natur; es genießt sie im nährenden Grase, im warmen Sonnenlicht, im frischen Wasser. Aber von ihrer Schönheit weiß es nichts. Dem Menschen ergeht's ähnlich, wenn er nahe dem Tiere steht. Der Landmann empfindet schon Naturschönheit, ihm gefällt die blühende Wiese, das reifende Kornfeld. Daß aber nicht bloß das Nützliche, sondern auch das Wilde und Gefährliche schön sein kann, als der starrende Fels, die stürzende Lahn, der reißende Gießbach, das kommt ihm selten zu Sinn. Erst der ganze, geistig reife Mensch erkennt die Schönheit ganz. Da haben wir die Kunst, sie hat nicht die Aufgabe, Nutzen zu stiften, sie soll bloß schön sein; es ist eine beabsichtigte Schönheit. Darum kann ich sie nicht so hoch stellen, als die Schönheit der

Natur, die unmittelbar von Gott kommt, und deren Ursache doch eigentlich nicht in ihr, der Außennatur liegt, sondern in uns, dem Beschauer, weil wir uns selbst in die Außennatur versenken, weil somit diese Außennatur gleichsam unser größerer Leib wird.

Darum halten wir nur das für schön, was in der Natur mit unserer gesunden menschlichen Natur harmoniert. Dort am Kirchenriegel mitten im Grünen ist ein rostbrauner Flecken. Er ist auch Natur, er ist der Bruch jener Lahn, die im vorigen Jahre, beim Hochwasser, niedergegangen. Aber er ist eine Wunde im Berg, er thut mir weh. — Ich will mit dem Schmied reden, ob der kahle, rutschige Erdhang nicht mit Strauchwerk oder jungen Bäumen zu bepflanzen wäre, damit nicht noch weitere Abstürze stattfinden können.

Während ich heute über derlei nachdenke, kommt vom Pfarrhof herüber die Regina getrippelt mit dem Nachmittagskaffee. Sie macht ihn gut; sie braucht keinen aus dem Mohrenlande, es wird auch der unsere schwarz, sagt sie, wenn man ihn aus Korn brennt. Den Rahm dazu nimmt sie von der Scheckigen, den Zucker kauft sie um bares Geld, und seit uns der Kanarienvogel davongeflogen ist, kriege ich auch sein Teil. Ein schwitzendes Glas Ochsenschnaps, das sie mitbringt, gönne ich mir zuerst.

Die Regina weiß zu berichten, daß beim Neuwirt zwei fremde Herren mit Rucksack und langen Stecken angekommen wären, welche morgen früh ins Gebirge auf die hohe Rauh gehen wollten und dazu einen Sachenträger und Führer suchten. Es sei aber im ganzen Dorf keiner zu haben, die Leute rieten den Fremden ab, in die Wildnis hinaufzusteigen, wo es nichts gäbe als lauter Gestein

und Eis, keine Gemse, keinen Vogel — alles tot. Die Fremden sagen, das wüßten sie wohl, und gerade deshalb wollten sie hinauf, und der Träger würde gut bezahlt. „Da habe ich mir gedacht, Herr Pfarrer," sagte die Regina, „ob nicht unser Rupert mitgehen könnte, das Heu ist im Stadl, der Hafer noch nicht schnittreif, so hätte er Zeit, sich etwas zu verdienen."

Warum nicht? Er ist, soviel ich weiß, schon mehrmals in den Felsen gewesen mit Gemsjägern und kennt sich aus, und den fremden Herren, die gewiß aus einer Stadt sind, wird es nicht schaden, wenn sie im hohen Gebirge die Herrlichkeit Gottes sehen.

Am 14. September.

Heute mittags sind die Bergsteiger zurückgekommen, die Kleider voller Staub und Risse, der Leib voller Schweiß, die Hüte voller Edelweiß. Die Herren liegen schon in den Betten, der Rupert kann nicht genug erzählen. In der ersten Nacht in einem Steinloch übernachtet, alle drei wie ein einziges Fatschenkind zusammengewickelt in große Wolltücher. Und dann dieses Birg! Dieses wilde Birg! Manchmal in Felsenkesseln, daß man vermeint, ringsum alles vermauert und kein Hinauskommen mehr! Nachher wieder das Klettern die Wände hinauf wie Fliegen, in engen Klüften mit angestemmten Ellbogen und ausgespreizten Beinen sich emporgeklemmt. Man hätte gemeint, nicht menschenmöglich wäre es, das Hinaufkommen, aber er (der Rupert) habe sich doch geschämt, zurückzubleiben, habe es auch so gemacht wie die anderen. Mit Seilen hätten sie sich alle zusammengehängt, hätten ein-

ander getragen, geschoben, gehoben, gezogen, hätten sich ineinander gestemmt, wären einer dem andern auf die Achseln gestiegen, und endlich wären sie oben gewesen. Die Herren hätten dann gesagt, das wäre noch gar nichts, da gäbe es ganz andere Aufstiege, dazu müßte man aber ausgerüstet sein. Auch in die Laudamushöhle hätten sie hineinkriechen wollen mitten durchs Wasser, da habe der Rupert wohl gesagt: Nicht ums ganze Alpenzeller-Stift, daß er mitkrieche! Oben hätten sie das schaudervolle Eis gesehen, zwischen Steinfelsen überall eingewachsen, wie ein Turm hoch, so dickes Eis, und oft noch viel dicker. Dort, wo es auseinander gesprungen, sehe man wie dick. Und ganz grün wie Glas, und Trümmer, größer wie die größten Häuser. Und überall zersprungen, schreckbar zersprungen, und wenn man in die Sprünge hinabschaue, sei es unten finster wie in einem Keller. Und so gehe es fort, soweit das Auge trage und man meine, es werde immer noch höher und wüster, und es gehe in alle Ewigkeit so fort. Die Herren hätten aber weiter gar nichts zu thun gehabt dort oben, als bloß wieder umzukehren und herabzusteigen, und man glaube nicht, was da oben für ein Sturmwind geht. Das Herabklettern sei noch höllischer gewesen, als hinauf. Dann in der zweiten Nacht bei den Oberalmhütten, da wäre es ihnen gut ergangen, und die Herren immer voller Jubel über das Steingebirge und das verdiene — hätten sie gesagt — weit um bekannt gemacht zu werden. Und endlich hätten sie ihm (dem Rupert) zehn Gulden gegeben, so daß er gar nicht wisse, was man sich davon denken soll.

Müssen ein paar von jenen Leuten gewesen sein, die jetzt umgehen in der Welt und gar keinen andern Lebens-

zweck haben, als dort hinaufzusteigen, wo es am allerunmöglichsten ist. Einmal möchte ich auch hinauf, aber freilich nur dort, wo es am leichtesten geht, doch werden mir keine jungen Füße wachsen, noch weniger Flügel, und werde ich halt auch so sagen müssen, wie der alte Bachfriedel. Als der Teichgräber Golo meint, er schaue die Berge am liebsten von unten hinauf an, giebt der Friedel zurück: „Und ich von oben herab, wenn ich einmal beim Gott Vater im Himmel sitze.“

Am 25. September.

Schulvakanzen. Die Kinder erholen sich vom Lernen im Freien — bei der Arbeit. Die einen helfen von den Feldern die Kornschöber, von den Wiesen die Heuhüffeln, von den Gärten die Kohlköpfe, die Rüben, die Kartoffeln einheimen. Die anderen hüten das Vieh, das nun frei in den Weiten umgehen kann, um das Gras abzufressen, wo es steht und welches Sichel und Sense übrig gelassen. Wie die Stierlein und Kälber munter hüpfen, daß der Hinterteil mit dem gehobenen Schwanze hoch in die Lüfte schnellt, die Vorderfüße aber tiefe Löcher in den Boden stampfen! Dann wieder gaukeln sie gegeneinander mit den Hörnern und belecken sich. Die Kinder unterhalten auf der Viehhut kleine Lagerfeuer, braten „Grundbirnen“, und das ist ein Gejohle und Gesinge allerwärts bis in den Abend hinein. Menschenvögelsingen, zu jeder Jahreszeit kann man's hören im frischen Bergvolke.

Der Lehrer ist gar nicht zu sehen, nur am Morgen hastet er schnaufend zur Kirche hinauf, und im vernehmlichen Zittern der Orgel tritt seine Aufregung hervor, die

er verbergen will. Seine Oper „Das Hemd des Glücklichen“ hat er zurückgeschickt bekommen mit dem Wunsche, sie im ersten und vierten Akte umzuarbeiten, dann sei sie annehmbar und könne aufgeführt werden. Die gewünschten Änderungen sind angegeben, und so arbeitet der glückselige Mann nun drauf los. „Das wird was, Herr Pfarrer, das wird endlich einmal was!“ raunte er mir heute im Vorbeieilen zu.

Ich wünsche ihm einen großen Erfolg, einen, wie er ihn erwartet — den allergrößten, beispiellosen. Was aber dann? Wird der berühmte Komponist Lehrer bleiben zu Sankt Maria im Torwald, oder werden wir die Musik verlieren, wenn andere sie gewinnen? Versteigern wird er sich nicht lassen, der Kornstock, dafür kenne ich ihn. Aber der Ehrgeiz! Er soll schrecklich sein, dieser Ehrgeiz, besonders bei Musikern, er soll grausam verheeren! Gott behüte und bewahre uns all' miteinander vor Geldgier und Ehrgeiz, Amen.

Am 27. Oktober.

Heilige Herbstruhe, die Vorfeier des Winters. Der Himmel hat keine Wolken mehr, nur Nebel, unendlichen, reglosen Nebel, der an den Bergen tief herabhängt. Im Thale liegen die Wälder schwarz hingebreitet, die Stoppelfelder und die Wiesen von Reif gebleicht. An den ruppigen Radfurchen des Feldweges klingen die Schuhe, der Bach hat am Rande dünne Eiskrusten, der Brunnen manch glasiges Spießlein nach unten. In den Gärten stecken noch die Krautkopfstengel und liegt das dürre Laub der Eschen und Ahorne, von denen manchmal eins erschrocken

aufhüpft. Die Bäume selbst stehen in starren Besen. Wer gute Ohren hat, der kann am Waldhang eine Elster schreien hören, oder eine Krähe, die mit schwerem Flügelschlag hinfliegt über das Stoppelfeld. An den finsteren Berghängen ist der Rand des Nebels nicht mehr scharf gezogen, ein durchsichtiges Grau greift tiefer herab und gegen Abend tanzen Flocklein. Sie tanzen sachte hin und her und manches weiß nicht, soll es nieder oder wieder aufwärts. Es düstert sich, die Flocken werden dichter, größer, die Wege und Dächer werden grau, das Stoppelfeld bekommt weiße Striemen, das Baumgeäste weiße Grate, die Hutkrempe eine weiße Hülle und an den Wangen prickeln die fliegenden Nadeln. Der Winter ist da. Behüt dich Gott, du Rasenscholle, in sieben oder acht Monaten sehe ich dich wieder — oder liege unter dir. — Es ist aber doch wonnig, wonnig ist es! Nichts Nervenerfrischenderes weiß ich, als in weißer Winterdämmerung so dahin zu wandeln im wirbelnden Geflocke. Es ist Natur, die gleichsam vom Himmel fällt — still und rein, wie es nichts reineres giebt auf Erden.

Am 28. Oktober.

Die Karren rasseln nicht mehr auf der Gasse. Alles weich und hoch und weiß gebettet. Der Schnee, meint man, rieche nach gar nichts, und die Luft riecht doch nach Schnee. Nachmittags bin ich eine Weile herumgegangen im Gestöber, man sieht nicht hundert Schritte vor sich hin, man ist so recht eingemauert in Natur, abgeschlossen in sich selbst und urfrisch in dieser Einheit.

Auf dem Rückwege habe ich nun einmal beim Korn-

stock zugesprochen. Für den wäre es auch nicht schlecht, wenn er Bart und Seele manchmal ein wenig ausbürsten ließe vom Wintersturm. Er hockt mir zu viel allein in seiner Klause, und da ist ja der Mensch weit einsamer, als im Freien. Weil seine Augen schwach sind, so hat er darüber einen grünen Lichtschirm um den Kopf gebunden. Den lüpft er wie einen Hut zum Gruß, wenn man eintritt, entschuldigt sich aber, daß er ihn nicht abnehme. Er ist gänzlich unbeweibt, so viel ich glaube. Kindergeschrei, gesteht er, sei nicht musikalisch. Eine alte Magd hält ihm wohl zur Not das Haus in Ordnung, zum Essen muß er ins Wirtshaus, wo er gern allein bei seinem Ofentische sitzt und Löffel und Gabel wie einen Taktstock schwingt. In seinem Wohnstübchen fliegen natürlich die Noten nur so herum, wie im Juli die Mücken. Aber sonst nicht ungemütlich. Er sitzt am schrillenden Spinett und komponiert.

„Auf *diesem* Instrument macht Ihr die Dinge? Auf diesem alten Klimperkasten?"

„Man hört ja keinen Klimperkasten!" antwortet er, „man hört das volle Orchester der Hofoper."

„Seid Ihr schon einmal in der Hofoper gesessen?"

„Noch nie. Bisher noch nie. Wird schon kommen."

Und er hört es doch. Es ist ein großes Geheimnis um die Musik. Das erinnert mich an meinen Amtsbruder Bernhard mit dem klugen Kopf und mit der schaudervollen Stimme. Er brüllte auf seinem Zimmer die halben Nächte lang und gestand mir einmal: Man hört ja sich nicht selber, man hört bessere. Die besten, von denen man denselben Gesang je einmal singen gehört. — Der Zimmernachbar hört die besten leider nicht.

Dann hat mir der Kornstock seine Kompositionen ge-

zeigt, zwei Laden und einen Koffer voll, und auf dem Bette liegen ganze Stöße. Wie er so recht entzückt auf die Notenstöße hinschaut, bin ich überzeugt, er hört im Augenblick aus allem die Musik hervor. Dann spielt er mir auch einiges vor, ich vernehme aber vom Hofopernorchester blutwenig, höre immer nur das vertrakte Spinett, wie es raschelt und näselt und scherfelt und röchelt. Und dieser Mann tadelte vor kurzem die Mangelhaftigkeit unserer Kirchenorgel; ein Seraph ist sie im Vergleiche zu diesem schnarrenden Seufzerschrank. Freilich, in ihr wird er etwa die Stiftsorgel hören wollen, und das dürfte allerdings nicht ganz stimmen. Der Schmied hat übrigens schon ausgesprochen, daß unsere Orgel renoviert werde. Vor allem muß sich nach meiner Meinung der Karl dran machen und den Blasebalg flicken. „Alles, was Atem hat, lobet Gott!" singt der Psalmist. Unsere Orgel hat aber manchmal keinen.

Der Lehrer zeigt mir eine Unmenge gesammelter Volkslieder und die Noten dabei, wie sie gesungen werden; manche derselben hat er schon in Kunstform ausgeführt und für geschulte Sänger eingerichtet. Er singt und spielt sie mit seinen Jüngern je nach Art auf dem Kirchenchor, im Freien, bei Hochzeiten, auch am Vorabend des Simonitages, wenn dem Schmied zum Namenstage gratuliert wird, und zu anderen Gelegenheiten. Mich haben sie auch schon angesungen, wobei meine Regina und die Ottilie sich vor Rührung die Augen rotweinen thaten. Am vorigen Michaelitage wollten seine Musikanten dem Kornstock selbst ein Ständchen bringen, er kam dahinter und soll gesagt haben: „Nur ein bissel Geduld, Leuteln, aufs Jahr um die Zeit nehm' ich alle Ehren und Würden an. Jetzt

bin ich noch nichts, als ein armer Schullehrer, und wenn ihr mir bei der Vorderthür hereingeiget, so lauf' ich durch die Hinterthür hinaus, ich sag' euch's!" Da haben sie's unterlassen.

Die Umarbeitung der Oper ist fertig. „Ein Kunstwerk!" versichert er, „ein großes Kunstwerk!" O rührende Zuversicht! Und dabei ist er die Demut selber. Wenn er von Beethoven oder Mozart oder Schubert spricht, da lüpft er allemal seinen Augenschirm. — „Sie sind nicht zu erreichen," sagte er mir einmal, „aber sie sind zu übertreffen."

Weil es im Zimmer hübsch heimlich ist, so habe ich ihn gebeten, daß er mir etwas von der neuen Oper erzähle. Mit ausgespreizten Fingern stürzt er aufs Spinett.

„Nicht so, Herr Kornstock, nur die Fabel."

„Das ist nichts," sprudelt er, „erzählen kann man's nicht. Wird ja ohnehin bekannt sein, das Märchen. Das Hemd des Glücklichen. Nicht? Aber wenn ich's spielen dürfte, Herr Pfarrer! Aus den Tönen versteht man den Text am allerbesten, besser wie bei jedem Lesen und Erzählen. Heißt das, wenn die Musik gut ist!"

Darauf verstünde ich mich zu wenig.

„Also gut, also gut," sagt er und beginnt, sehr hastig und sich immer überstürzend. „Ein König — ist halt einmal ein König gewesen. Sehr krank, sehr krank. Die berühmtesten Ärzte, und keiner hat ihm helfen können, und der weise Mann — ist nämlich ein weiser Mann gekommen aus dem Morgenlande und der hat's gemerkt, wo's fehlt. Majestät König, hat er gesagt, euch kann nichts helfen, gar nichts auf der weiten Welt, und wenn Ihr auch alle Reichtümer aufwendet, gar nichts — nur eins,

und das ist ein Hemd. Ist ein Hemd, muß aber einer am Leib getragen haben, der ganz glücklich ist, ganz glücklich und zufrieden und keinen Wunsch. Das Hemd soll der König anziehen, dann ist er gesund."

„Das Hemd eines Toten?" frage ich.

„Aber, Herr Pfarrer," fährt der Kornstock fort, „kennt Ihr die Geschichte denn nicht? Also hat jetzt der kranke König seinen Hofstaat zusammengerufen, hat sich auf die Reise gemacht durch sein weites Reich, daß er einen Menschen suche, der glücklich ist. Von dem und dem und dem wird ihm berichtet, der in Glanz und Ehren und Gesundheit dagestanden vor der Leute Augen. Aber wie der König sich näher erkundigen läßt nach dem Befinden, da hat's bei jedem was Ungutes gehabt. Der Gesunde hat kein Geld, der Reiche fürchtet sich vor Dieben, dem siegreichen Feldherrn bangt vor der Rache des Besiegten, der Künstler grämt sich an unbefriedigtem Ehrgeiz. Der osmanische Kaiser aber, der wird doch glücklich sein? Fünfzig schöne Frauen hat er, und gerade die liebste ist ihm entführt worden. Und so hat's bei jedem was, bei jedem hat's was! Zieht der kranke König weiter, immer weiter ins Gebirge hinein und kommt endlich auch in den Torwald. Der Kimpelschmied, was soll dem fehlen? Ein krankes Kalb hat er im Stall, und wenn ihm nur das Kalb gesund thät' werden! Verenden thut's. Sie gehen zur Pfarrwirtin Regina, zum guten Frauerl! die aber schon gewiß! Was hat's? Die Hühner wollen nicht legen und wenn auch, so stiehlt der Fuchs die Eier. So wird's doch der Herr Pfarrer sein: gesund und im gesetzten Alter, nicht reich und nicht arm, nicht Herr und nicht Knecht, alle Leut' haben ihn gern, gewißlich ein langes Leben und nachher

den Himmel. Was ist's? Der Pfarrer schüttelt den Kopf, sie fragen warum? er giebt keine Antwort. Jetzt haben sie aber noch einen, den Schulmeister Kornstock! Der hat eine warme Stube und einen guten Pfarrer, schreibt große Opern, die demnächst zur Aufführung kommen, Geld und Ruhm steht vor der Thür — der Schulmeister muß glücklich sein! — Der Schulmeister sagt, er hätte Herzklopfen, er könne keine Nacht schlafen vor lauter Glück, das kommen wird. Voller Unfried vor lauter Hoffnung. Daß nicht einmal so ein dummer Schulmeister ganz glücklich sein kann! — Der König, immer in Ach und Weh vor lauter Kranksein. Der Magen schmerzt ihn, weil er so viel hat essen müssen, der Kopf schmerzt ihn, weil die Krone drückt, in der Brust fröstelt ihm, weil das Herz kalt ist. Sagt nun der König: Im Torwald ist's auch nichts, ziehen wir weiter hinauf. Sie kommen in den Rauhgraben. Pfarrer, jetzt passet auf. Just wo das Wasser nicht rauscht — ein Jauchzen vom Berg herab, wie ein klingendes Raketel in die Luft, so ein Juchhezen. Der Weise des Königs, der spitzet die Ohren: Majestät, so jauchzt nur ein Glücklicher! Schnell steigen sie hinauf und finden den Steinfranzel beim Heumachen zwischen den Wänden. Und der singt und jodelt so. Warum er so lustig ist? fragen sie. Warum soll ich nicht lustig sein, mir fehlt ja nichts, sagt der Franzel, Arbeit haben wir, Essen haben wir, Schlaf haben wir. Meine Kinder: die Ottel ist beim Herrn Pfarrer, der Luzian im Stift, den anderen geht's auch gut, was soll uns denn fehlen? — Gut, er sollt' sein Hemd ausziehen. — Was, mein Hemd soll ich ausziehen? sagt der Franzel, das wird schier nicht geschehen. — Er bekomme dafür sieben Beutel voll Dukaten. — Ich brauch'

einen nicht, sagt der Franzel, was wir brauchen, das wachst aus der Erden. — Er bekomme für sein Hemd ein Schloß. — Vergelt's Gott, sagt der Franzel, ich hab' mein Steinhäusel. — Er bekomme ein Königreich. — Jetzt lacht er auf, und das ist seine letzte Antwort gewesen. Und weil er's nicht freiwillig mag geben, so gerät der König in Zorn und befiehlt, man solle ihm das Hemd mit Gewalt vom Leibe reißen. Und wie sie ihm mit Macht die Lodenjoppe ausziehen, steht er da, der nackende Franzl, und hat gar kein Hemd an. Und hat gar keins, Herr Pfarrer! Hat seine Joppe wieder angezogen, seine Sichel genommen, ist noch höher hinaufgestiegen und hat gejuchhezt. — Rasend will er werden, der König, und da sagt der Weise: Majestät König, haben wir nichts gelernt? Gar nichts? Ein bissel was doch: Die wahrhaft Glücklichen auf dieser Erde besitzen gar kein Hemd. Sind hablos. Besitzen gar keins. — Gut ist's, der König hat sein Reich von sich geworfen, hat sich eine Hütte gebaut in der freien Natur bei einfachen, unverdorbenen Menschen, hat keinen Arzt mehr gebraucht und keinen Weisen, und wenn Ihr ihm einmal begegnet, Herr Pfarrer: Ich laß' ihn schön grüßen."

Also hat der Kornstock erzählt.

„Und das," rufe ich aus, „das ist in Eurer Oper drin?"

„Und die Musik dazu, das Wimmern und das Klagen und das Singen und das Aufjauchzen zum blauen Himmel! Eine lyrische Oper, wenn Ihr wollt, alles ist drinnen. Groß wird sie! Groß wird sie!"

„Kornstock," sage ich noch, „der Pfarrer in Eurer Oper hat mich gerührt, ich danke Euch. Aber streichet ihn nur fort."

„Den Pfarrer kann ich wohl nicht wegthun," meint der Schulmeister, „er hat einen so schönen Baß."

„Es kann in der That was werden, Kornstock."

„Es wird, es wird, Herr Pfarrer, es wird gewiß! Morgen, wenn der Schmiedknecht fährt, schicke ich sie ab."

Solch ein heißes Bestreben geht einem zu Herzen. Schulmeister, ich mag dir's nicht sagen, aber sie ängstigt mich, die unheimliche Straße, nach der du jetzt ausschauest!

Am 9. Mai 1877.

Christi-Himmelfahrt ist da. Dies Jahr trifft das alte Wort fast zu, daß am Himmelfahrtstage die ersten Kornähren zum Himmel schauen sollen. Aber die Halme stehen schütter, und die Vöglein, deucht mich, singen nicht so hell wie sonst. Es war ein kalter Winter, wenig Schnee, und wie dann der Pflug in die Erde griff, staubten die Furchen. Auf den Wiesen, an tieferen Stellen stehen wohl die gelben Dotterblumen, sie stehen einschichtig auf fahlem Plan. Der Schmied hat schon am Ostermontage auf dem Kirchplatz verkünden lassen, wer noch Futter in den Scheunen habe, der solle es nicht über den Riedel hinaus verkaufen, sondern unter Dach behalten. — Mein Anliegen sollte derlei zwar nicht sein, für mich giebt es andere genug.

Der Peter Heissel ist wieder im Land. Beim Gral zu Oberschuttbach hält er sich auf. Gerne erzähle er vom Arrest, was es da für Essen, für Kameraden, für Unterhaltlichkeit gegeben, und spreche davon so unbefangen, wie ein Urlauber von der Kaserne. Sonst sei er nicht übel zu brauchen, sagt der Gral, der mir das heute mitgeteilt,

doch werde der Bursche auf ja und nein halt wieder eine Dummheit machen. Der Gral bittet mich, den Peter einmal in den Pfarrhof rufen zu lassen und ihn zu belehren, recht arbeitsam zu sein.

Die Arbeitsamkeit käme freilich dem Bauer zu gute, aber sie ist es nicht allein, es ist wohl noch was anderes! Ich bin gleich mit dem Gral gegangen. Will's probieren. Von Kindheit auf verwahrlost, was kann er dafür! Wenn man einmal recht eindringlich und herzlich mit ihm redet vom Elend der Schlechten, vom Vorteile der Braven, wie viel Segen, Achtung und Liebe dem Redlichen und Tüchtigen zu teil wird! Vielleicht findet man sein Herz.

Als wir zum Gralhofe kommen, ist dort Aufregung. Der Peter wäre wieder davon und habe dem Knecht Toni die Sackuhr und ein paar Stiefel mitgenommen. Der Knecht Toni ist bereits mit einem großen Stecken auf Verfolgung aus. Die anderen Hausleute wirbeln vor der Thür im Kreise um ein Weibsbild, das in der Mitte steht und mit heftigen Armbewegungen und Gekreische die Leute von sich abzuwehren sucht. Und das ist die Magd Katharina aus der Almau herüber, die Mutter des davongelaufenen Burschen. Sie hat in einem Bündel zwei Rupfenhemden, welche sie sich wohl von ihrer Lidlohn-Leinwand abgespart und in nächtiger Zeit genäht haben mag. Sie will dieselben ihrem Sohne bringen und dann den Bauer bitten, über Nacht bleiben zu dürfen im Gralhofe für den morgigen Feiertag zum Kirchgange. Und nun hört sie das Geschrei über den Taugenichts, den Dieb, den Galgenstrick! Und an seiner Mutter, heißt es, wäre die Schuld, der lüderlichen Person, die so wenig, wie der

diebische Lump wert sei, daß die Sonne auf sie herabscheine vom hohen Himmel.

Als die Katharina mich sieht, bricht sie durch den Knäuel und fällt vor mir auf die Knie. Für dieses Weib hatte ich freilich schon lange ein herbes Wort vorbereitet wegen ihres Jungen, und daß Hemden und Socken lange nicht ausreichen, um die Pflichten gegen ein leichtsinnig in die Welt gesetztes Menschenwesen wettzumachen; daß Gott einst ein zweifaches Gericht über sie halten werde, ob der sündhaften Ursache und ob der gewissenlosen Vernachlässigung des Burschen, die ihn zum zeitlichen und ewigen Verderben führen müsse. Mein Gott, als sie jetzt so daliegt vor mir und wimmert, wie hätte ein Mensch hart sein können! Wie soll eine arme, einfältige Magd, die selbst in immerwährender Dienstbarkeit, unter Arbeitslast ist, Zeit und Gelegenheit haben, ihr Kind zu erziehen! Sie hat halt gethan, wie es jede thut an ihrer Stelle: das Kind hingegeben dem erstbesten, der es nehmen wollte, und Gott gedankt, daß es irgendwo „gut aufgehoben" war. Die Sünden armer Leute straft der Himmel denn einmal viel härter, als die der bemittelten. Immer ist sie wohl auch nicht richtig, die Moral in Kornstock's „Hemd des Glücklichen".

Habe die Magd hernach mit in den Pfarrhof genommen, wo sie in der Scheune schlafen kann. Am Abende habe ich den Rupert noch in die untere Gegend hinabgeschickt, um nach dem Flüchtlinge zu forschen.

„Wenn sie ihn erwischen, was geschieht ihm?" hat die Magd meine Regina noch kummervoll gefragt, bevor sie schlafen gegangen. Wäre es ihr verraten worden, was wir machen wollen, so würde sie wahrscheinlich die ganze

Nacht zum Schutzengel gebetet haben, daß sie den Peter nicht finden möchten. O Mutterherz mit deiner heiligen Treue und deiner falschen Liebe!

Am 1. Juni.

Seit acht Wochen kein Tropfen Regen. Der Schmied schickt Ratschläge aus, recht viele Gartenfrüchte, besonders Kartoffeln anzubauen, denn man wisse nicht, wie es dies Jahr mit dem Korn sein werde. Auf den Äckern sieht man mehr gelbe Erde, als grüne Halme. Die angesetzten Kohlpflanzen sind alle gestorben; die Nächte sind umtrübt oder windig, da giebt's auch wenig Thau, der sonst in trockenen Zeiten unsere Rettung ist. Und wenn doch einmal etwas Thau kommt, wie heute Nacht, dann sieht man erst, wie schön er ist. Am Morgen bin ich lange an meinem Himbeerstrauch im Garten gestanden und habe die Blätter angeschaut. Dieses schillernde Farbenspiel der millionen Tröpfchen auf dem Blatte! Eine Welt von Schönheit, und ich weiß nicht warum, im Anschauen dieses Thaufarbenspieles ist die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur sei voller Erinnerungstafeln an unsere Vergangenheit, und vieles an ihr geht uns vielleicht nur darum so zu Herzen, weil es verloren geglaubtes inneres Leben wieder aufweckt.

Gestern haben wir unseren Frohnleichnamsumgang gehalten. Alle, die gehen können und viele, die noch getragen werden müssen, kommen aus dem Thale herauf, aus den Gräben hervor, von den Almen herab. Kinder und junge Mädchen haben Rosmarinkränze im Haar, weißes Kleid ist hier nicht der Brauch. In der Kirche

ist's fast betäubend vor lauter Rosenduft, die Weiber haben Blumen an ihrem Busen, die Männer auf ihren Hüten, die Altäre und Bilder sind mit Kränzen umwunden. Auf's zärtlichste geschmückt ist das Bildnis der heiligen Mutter Anna mit der kleinen Maria, um das sich Frauen in guter Hoffnung besonders zu schaffen machen. Wenn Weiber in ihrer Zeit der Segnung viel an die Jungfrau Maria denken und ans Christkind, so mag das ihrer Leibesfrucht wohl zu gute kommen. Das ist auch eine Art Vererbung, wer immer schöne und gute Menschen und Bilder sieht, der bekommt leicht schöne und gute Kinder. Das stimmt bei der Kreuzsteiger Familie. Der alte Kreuzsteiger und sein Weib gelten als die zwei häßlichsten Leute im ganzen Thal. Und dieses Ehepaar hat die schönsten Kinder im Torwald. Das käme daher, sagen die Leute, weil das Weib in der Kapelle so fleißig beten thäte. Nun haben sie in ihrer kleinen Kapelle ein altes, sehr schönes Bildnis der Verkündigung Mariens — der Erzengel Gabriel und die Magd des Herrn von großer Lieblichkeit. Solche Schönheit immer vor Augen gesegnet ihr die schönen Kinder. — Es geht ja alles so wunderbar zu auf diesem Reichsapfel Gottes!

Die Frohnleichnamsprozession geht diesseits den Kirchenriegel herab, um den Berg herum und hinten wieder hinauf. Die vier Evangelienaltäre sind beim Josef im Walde, bei der Schmiedlinde, unter den fünf Ahornen und oben an der Kirchhofsmauer. Die Besitzer des Grundes haben diese Altäre zu besorgen, indem sie den Tisch, die Bilder, Leuchter und andere Zier aus ihren Häusern hervortragen. Sie wetteifern in der Ehre, wer den schönsten Altar hat; aber dem Schmied kommt keiner

auf, der hat eigens für diesen Zweck geschnitzte Bestandteile, eine alte, gar nicht üble Kunstarbeit. Die stellt er zusammen und schmückt die Stätte mit großem Fleiße. Die Beter beim Umgange sind andächtig, schauen aber doch dabei gerne hinaus auf die Wiesen und denken vielleicht manchmal weniger an Gott, als an das Gras, das er wachsen läßt. Daß Gott persönlich und leibhaftig in Brotesgestalt unter ihnen ist, das finden sie ganz selbstverständlich, und darum die Gleichgiltigkeit. Der Karl? Der hat an diesem Tage seine weiße Chorpfaid an mit den kirschroten Aufschlägen, er sieht in seiner Würde fast priesterlich aus, schwingt das Rauchfaß und preist mit im Chore den, „der im allerheiligsten Sakrament zugegen ist als wahrer Gott und Mensch!" — Karl, wenn ich dich einmal umstülpen könnte wie einen Handschuh!

Der Kornstock hat das Pange lingua wunderschön singen lassen. Ihm ist es in der Seele Urgrund immer ernst mit dem, was er thut. Über seinen zu erwartenden ungeheueren Opernerfolg vergißt er nicht des schlichten Kirchenfestes im Torwald. Weil ihm für Kirchliches die ländlerartigen Tanzweisen und Märsche nicht gefallen, so hat er nun selbst eine Frohnleichnamskantate komponiert. Sie erinnert wohl ein wenig an die Melodie des geistlichen Liedes: „Die Sonn' geht auf und wieder zu," ist in Moll gehalten, und zu Allerseelen gespielt kann sie auch als Requiem gelten. Das macht nichts, haben wir ja doch für beide Feste auch das gleiche Vaterunser. — Wie wir mit unseren Fahnen und Lichtern die Dorfgasse hinabziehen, stehen auf den Thürschwellen des Wirtshauses drei fremde Herren in Gebirgstracht und glotzen her. Zwei ziehen säumig ihre Hüte vom Kopf, der dritte kann sich

dazu nicht entschließen. Von einem Niederknien, als das Allerheiligste vorüberkommt, keine Rede. Daß sie sich darüber lustig machen, will man bemerkt haben. Solche Gaffer habe ich schon in der Stadt gern gehabt! Und erst mit ihrer gottüberlegenen Bildung auf dem Lande! Dem Schmied ist die Rosenkranzschnur gerissen, weil's ihm so in den Armen gezuckt haben soll. — Beim dritten Evangelium unter den Ahornen hat der Wind die Blätter des Evangeliumbuches, das mir der Knabe offen vorhält, hin und hergerissen und mir den Weihrauch in die Augen getrieben. Ich unwirsch gegen die Ministranten: „Halt's die Sachen nicht so dumm!" Erst wie mich die Leute groß anschauen, merke ich das Ärgernis. Wohl sehr habe ich mich geschämt und das Sakrament aus ganzer Seele um Verzeihung gebeten, ehe wir weiter gegangen sind.

Wenn etwa vor zehn Jahren des Sommerwerktages ein Fremder da unten beim Wirt eingekehrt ist, so hat er die Stube leer gefunden, hat müssen aufs Feld hinausrufen, er wünsche ein Glas Wein. Und vom Felde her hat man ihm geantwortet, wenn er Durst habe, solle er zum Brunnen gehen, sie könnten von der Arbeit nicht weg. Wo in der weiten Welt antwortet so ein Wirt? Im Torwald ist's gewesen. Hat der Fremde gewartet bis zum Abend, so war der Wein gerecht und kostete mitsamt dem gebackenen Huhn und der Nachtherberge im reinlichen Bette fünfundvierzig Kreuzer, und wenn er etwa aufmerksam gemacht, daß der treffliche Salat nicht berechnet worden, so antwortete die Wirtin: „Ei, der paar Salatblotschen da! Deren haben wir im Garten genug, die kosten nichts."

Die heutigen Fremden haben das gründlich geändert — gebessert natürlich! Einst war dem Wirt zu Unterschuttbach das Wirtshaus Nebensache, heute ist's ihm die Bauernwirtschaft. Die Fremden haben lange Wolle, sagt der Wirt. — Er wäre nicht klug, hatten sie gefunden, ein Huhn für fünfundzwanzig Kreuzer zu geben, im Hotel koste es das Vierfache. -- Sollen doch im Hotel bleiben, wenn's ihnen bei uns zu billig ist! Aber sie wollen ja immer auf die Hohe Rauh. Dies Jahr sind schon mehrere Herren dagewesen, der schönen Berge wegen, und der Schuttbachwirt hat Betten aufschlagen lassen müssen und will jetzt auch ein Extrazimmer einrichten, wo statt Wandbänke Strohsesseln stehen, die Tische mit einem roten Tuch gedeckt sind und Zeitungen drauf liegen. Auch eine Gebirgskarte ist vorhanden, die der Herr Führer Semmerl aber zumeist verkehrt in der Hand hält, was vorläufig weiter keine Folge hat, als daß die Sonne im Westen auf- und im Osten untergeht. Derlei Neuerungen kosten Geld, und wenn die Touristen steigen wollen, meint der Wirt, so werden halt auch die Preise steigen. Und finden wir uns hübsch alle miteinander in aufsteigender Linie. —

Wenn man von der hinteren Eising, wo die letzten Bauerngütlein stehen, hinaufsteigt gegen die Hohe Rauh, so kommt man hinter dem ersten Wall zu einer Felsenhöhle, genannt das Laudamusloch. Dieser Name soll daher kommen, weil jeder, der aus Neugierde hineingekrochen und glücklich wieder herausgekommen, aus heiliger Dankbarkeit ein Te deum laudamus anstimmt. Seit vielen Jahren soll niemand mehr hineingekrochen sein, und den großen Schatz, der drinnen von schwarzen Höllenhunden bewacht ist, überlassen sie den zukünftigen Torwaldleuten.

Vor Zeiten soll man aufrecht in die Höhle haben gehen und sich durch enge Spalten haben hineinwinden können, bis zu den Hallen, in welchen, wie es heißt, die Kirche von Sankt Maria mitsamt ihrem Berge Platz hätte! Und fabelhafte Tropfsteingebilde, ganz versteinerte Märchen aus der Unterwelt! — Seit Jahren sind die Löcher angeschwemmt mit Gerölle und Schutt, so daß man durch die Schlurfe kriechen muß wie ein Molch, und solches nur im Herbste, wenn das Wasser niedrig ist. Denn vom Hochgebirge braust durch die Schluchten ein Wasser herab, welches fast krachend in den schwarzen Rachen des Laudamusloches stürzt. Die Stelle, wo es wieder aus dem Berge fließt, weiß kein Mensch; man sagt, viele Stunden weiter auf der andern Seite des Gebirges. Die Leute meinen, wenn das Anschwemmen so fort geht, dann wird in wenigen Jahren das Loch verstopft sein, das Wasser in der Hochschlucht einen See bilden und endlich herabbrechen ins Thal. Für lange hinaus ein recht hinlänglicher Vorrat von Katastrophen! — Ein Hirtner, der vor Jahren in der Höhle gewesen, um eine hineingeschwemmte Ziege zu suchen, will die Ziege versteinert gefunden haben und ist schließlich froh gewesen, mit eigenem Leibe wieder heil herauszukommen ins liebe Licht Gottes. Ein lautes „Großer Gott, wir loben dich!" zuerst, und dann erzählt, daß den Leuten der Verstand ist still gestanden. Endlich hat er sich die Hände ins Gesicht geschlagen und aufgestöhnt: „Ihr Christenleut', es ist schauderhaft!"

Mit dieser Laudamushöhle fangen jetzt die Stadtleute an, die Touristen. Sie wollen hinein. Auswendig sind ihnen die Berge nicht mehr seltsam, sie kriechen ins Innere. Die Berggipfel sind schon alle benamset, da kann man

keinen neuen Namen mehr aufspießen. Aber die Höhlen, in diesen kann der mutige Entdecker sich verewigen. Jetzt sind wieder etliche da, die ins Loch wollen. Einer davon heißt Krötel und will als Schlammkriecher unsterblich werden. Wenn so einer versteinert wird im Loch, wie die Ziege, dann hat er gleich sein Denkmal.

Am 4. Juni.

Gestern nach dem Gottesdienste hat meine Regina die alte Gralin in die Pfarrhofküche geführt. Ein Löffel warmer Suppe, daß sie dann heimgehen mag. Zum Niedersitzen hat sich die Greisin nicht lange bitten lassen, und die Semmelbrocken weicht sie hübsch auf in der Suppe, um sie dann hinter den eingekniffenen Lippen emsig noch mit den zahnlosen Kiefern zu zermalmen. Ich habe mich ein wenig zu ihr gesetzt und sie gefragt, was es denn sei mit dem Hundertsten im August? — An dem Tage eine heilige Messe für ihre Verstorbenen hat sie sich von mir erbeten; sonst aber „wohl nichts! kein Grandl nit!“ Da müßte sie sich wohl zu Tode schämen, wenn man ihr deswegen eine Ehr' anthun wollte. Dem Herrgott müsse man danken, der habe sie alt werden lassen, sie selber habe nur den guten Willen dazu gehabt! — Fast heftig hat sie solche Worte herausgesagt, und ich habe gedacht, das sollte man den jubiläumssüchtigen Städtern kund thun: Im Gebirg gibt's noch Leute, die sich schämen, wenn sie geehrt werden.

Am 25. August.

Gestern abends sind wir doch oben gewesen beim Gral, um der Hundertjährigen unsern Gruß zu bringen. Der

Kornstock mit seinen Leuten hat vor den Fenstern ein schönes Lied angestimmt. Als sie das zweite singen wollen, kommt der Gral heraus: „Die Mutter greint schon, sie laßt sagen, aufhören sollt's. Sie möcht' schlafen!"

So haben wir noch alle miteinander gerufen: „Vivat, Gralmutter!" und sind abgezogen. Weil der Vollmond so schön gewesen, so sind wir auf den Kreuzhügel gestiegen, unter welchem die Verschütteten ruhen, und haben „die Ehre Gottes" gesungen. Der Gral bringt etliche Krüge Apfelwein — hat ihn aus den Stiftsgärten, dann wird es lebhaft, die Leute werden lustig auf dem Grabhügel und singen Schelmenlieder. Ich sitze da, ans Kreuz gelehnt, und schaue ihnen zu. Sie heben drollige Spiele an und machen allerlei Sprünge, einer über den andern. Bursche und Dirndlein legen einander den Arm um den Hals und jauchzen süße Jugendluft hinaus ins monddurchsponnene Thal. Nach und nach fangen sie an, stiller zu werden — heimlich zu schäkern — da muß ich wohl mit dem Stocke ans Kreuz schlagen. Sieht der gestrenge Pfarrer auch nicht in die Ewigkeit voraus, wie dort das heimliche Schäkern angeschrieben wird, so doch auf ein Jahr. Sie aber sehen gar nichts. — „Saget den Toten gute Nacht und gehet nach Hause!" Die Hausväter haben ihre Leute zusammengesucht, und viele sind mit mir hinausgegangen in das Kirchdorf.

Heute, gleichwohl ein heller Werktag, ist die Kirche voller Leute gewesen. Auf die Bank der Gralin hat man einen Strauß von roten und weißen Rosen hingelegt. Die Jubilantin hat sich heute aber dort nicht hingesetzt, ist ganz hinten in der letzten Bank unter dem Gewölbe geblieben und nachher auf ihrem Stocke hastig heimwärts

gehumpelt. Den ganzen Tag gehen Boten hinauf nach Oberschuttbach mit Butter, Kuchen, Eiern, Hühnern, Honig und anderen Geschenken. „Narren!“ soll sie gesagt haben. „Heirat' ich denn, daß ich so Sachen krieg'?“ Und kein Wort, wie sehr es sie freut, daß die ganze Gemeinde diesen Tag so mit ihr begeht. Ihr Zittern, ihrer alten glasigen Augen Leuchten hat's verraten, sonst hätten wir nimmer wissen können, ob unsere gute Meinung ihr zur Lust oder Last ist. — Ganz gelassen, wie aus ihrem ersten Jahrhundert heraus, geht sie in ihr zweites hinein. Es scheint, sie hat im Sinne, noch etwas Besonderes zu erleben.

Am 11. September.

Ein trauriges Ernten in diesem Jahre. Es zahle sich gar nicht aus, die Sicheln zu dängeln, sagen sie. Mancher hat nichts mehr in der Truhe und wartet schon mit Magenbrummen auf frisches Korn. Das magere Vieh muß billig verkauft werden, weil das Futter fehlt. Was soll das für ein Winter werden!

Nun hat dieser Tage der Schmied etwas Merkwürdiges gethan. Er hat die Gemeinderäte zusammengerufen, mich auch dazu, und wir sind von Haus zu Haus gegangen. Jeder Besitzer hat seinen Getreidevorrat angeben und die Kammern aufmachen müssen. In vielen Häusern könnte kein Vogel satt werden am vorrätigen Korn, in anderen ist leidlich Rat. Was vorhanden, das hat der Schmied messen lassen und aufgeschrieben und hat gesagt: „Das Korn kauft die Gemeinde.“

„Aber Jesseles, ich werd' heuer mein Korn verkaufen!“ jammern sie.

„Kannst nicht gefragt werden, Nachbar. Es gehört der Gemeinde, wird dir derweil gut geschrieben und im nächsten Jahr abgestattet zu gerechtem Preise."

Beim Müller Hainz haben wir drei große Truhen voll Korn, Weizen und Mais und drei Truhen voll Hafer gefunden. Der Mann wehrt sich aber. Da muß ich vortreten, den Hainz bei der Hand fassen und sagen: „Pfarrgenosse! Die Gemeinde steht vor einer großen Not, sie kann ihre Armen nicht verhungern lassen und weiß sich nicht anders zu helfen. In solchen Zeiten müssen alle für einen und einer für alle sein. Müller! Vor einem Jahr habet Ihr Euer Weib, Euere zwei Töchter ins Grab gelegt. Wir alle sind Euch beigestanden in Euerem Unglück. Ihr seid unser Bruder, den wir nicht verlassen. Erkennet es, Müller. Eueren Seligen zu Lieb'! Leihet der Gemeinde, was Ihr habt."

Habe nichts weiter mehr zu sagen gebraucht. Aufgebrüllt hat er, mit dem Ellbogenwinkel ist er sich über das Gesicht gefahren, hat nachher mir und dem Schmied die Hand hingehalten, abgemacht ist's. Das Korn gehört uns allen. — So hat mancher Mensch ein dünnes Eiskrustlein um sein Herz, ein warmes Wort bringt's zum Schmelzen.

Der Sulzer im Karn ist aus anderem Holz. Der setzt sich auf die Korntruhe, stemmt die Hände drauf und sagt, lebendig nicht, daß er von seinem schwer erworbenen Eigentum lasse!

„Ist das dein letztes Wort?" sagt der Schmied finster, „so bist ausgestrichen im Torwald und die Haberer trudern dir das Haus!"

Springt der Sulzer fluchend von der Truhe herab und wir messen das Korn.

Auch heute sind wir noch herumgegangen, bis alle Höfe aufgenommen wurden. Die Gemeinde besitzt jetzt gegen dreihundert Metzen Korn, mehr ist nicht in der Gegend. Das Korn wird nun gleichmäßig verteilt, so daß auf jede Person der gleiche Anteil kommt. In besseren Jahren wird Vergütung sein. Daß es der Schmied durchgesetzt, ich hätte es nicht gedacht! Jetzt wissen wir, daß die Gemeinde Sankt Maria im Torwald in Zeiten der Not keine Bande von Haderlumpen ist, sondern eine einzige starke Person. — Knapp wird's hergehen, verhungern wird keiner.

Am 1. Oktober.

Vor einigen Tagen ist eine Gesellschaft von fremden Männern auf Karren aus dem Vorlande hereingekommen und gegen das Hochgebirge hinaufgewandert. Sie sollen allerhand Werkzeuge und Instrumente bei sich gehabt haben zum Messen. Es heißt, sie wollen nächstes Jahr auf der Hohen Rauh, mitten im Eise, ein Unterstandshaus bauen für Touristen. Zehntausend Gulden sollen dafür gezeichnet sein. Es giebt viel Geld auf der Welt.

In der hinteren Rauh ist eine Engschlucht und in derselben soll, sagt man, um diese Jahreszeit die Sonne jeden Tag siebenmal aufgehen. Dieses Wunder kommt, wie mir ein Alpenreisender erzählt, von sieben Felszacken, hinter welchen die aufsteigende Sonne wiederholt verschwindet und hervorsteigt. Derselbe Gelehrte hat mir auch die Erscheinung erklärt, weshalb das Lichtel auf der Hohen Rauh an

manchen Abenden mehrmals zu leuchten anhebt, oft noch zur Zeit, wenn es längst dunkel geworden ist, und die Sonne niedergesunken in die andere Welt. Bei der unterschiedlichen Dichtigkeit und Feuchtigkeit der Luftschichten würden die Sonnenstrahlen kurvenartig gebrochen, so daß sie gleichsam um die Ecke scheinen und die höchsten Bergspitzen in eitler Nacht mit Glut übergießen. — Fürwahr, es ist leicht zu begreifen, daß die Menschen solche Wunder Gottes aufsuchen und verehren.

Am 29. November.

Der Peter Heissel ist wieder in der Gegend. Im Sommer hat er sich wohl draußen in fetteren Landschaften herumgetrieben. Der Winter jagt ihn den Dächern der Heimat zu. Aber er getraut sich nicht in die Häuser; in einer verlassenen Holzhütte des Muhrgrabens haust er, und man sieht täglich den Rauch aufsteigen. Grals Knecht will ihn mit etlichen Kameraden und Knitteln fragen gehen, wie seine Sackuhr geht und wie ihm die Juchtenstiefel taugen. Ich vermute, diese Stiefel, wenn er sie noch an den Füßen hat, kriegen vorzeitig das Laufende.

Wollte er doch auch mir einmal zulaufen, der schlimme Junge! Möchte wohl wissen, ob denn ganz und gar kein ordentlicher Mensch aus ihm zu machen ist. Heute Nacht hat mir geträumt, ich hätte den Peter in den Pfarrhof aufgenommen und ihm Kleidung, Nahrung und sogar Tabak gegeben, damit er nicht mehr versucht werden könne zu stehlen. Er wäre aber nicht besser geworden, sondern hätte mir auch noch die Ottilie schlecht gemacht. So bin ich im Argwohn schon um eine Spanne weiter, als er es verdient — und da sollen solche Leute brav werden können!

Am 29. April 1878.

Ich glaube, aus dem Gröbsten sind wir heraus. Ein hoher Schnee hat den Boden wohl durchfeuchtet, und die schon aperen Stellen grünen im Sonnenschein. — Strohmehlbrot hat's gegeben in diesem Winter. Das Korn ist doch zu wenig geworden, das Jungvieh zu schlachten hatte der Schmied verboten. Im März sind zahlreiche Erkrankungen vorgefallen, gestorben unter den Anzeichen des Hungertyphus ist nur der Farl-Hans. Der große Esser, gerade für den habe ich gefürchtet. Früher in guten Zeiten soll er an den Sonntagen nach dem Gottesdienste im Wirtshause eine Schüssel Suppe, zwei Portionen Rindfleisch mit Knödeln und Krauttunke, hernach Rahmstrudel mit drei Semmeln verzehrt haben und dann nach Hause gegangen sein zum Mittagessen. In diesem Winter ist im Wirtshause nicht viel zu bekommen gewesen und zu Hause auch nicht. Mit der Gemeindekost hat er sich zufrieden geben müssen und daran ist er, dieweilen wir anderen bloß mager geworden sind, verhungert. Darin lag im Grunde eine kleine Ungerechtigkeit, die Wohlhabenden haben es schärfer verspürt als die Armen.

Als zu Ostern vom Stifte ein Brotkarren gekommen ist, mit dem Auftrag, den Inhalt desselben an die Armen zu verteilen, haben wir uns nicht zu raten gewußt. Wer sind jetzt die Armen? Die das Darben gewohnt gewesen, oder die es nicht gewohnt gewesen? In einem alten Buche heißt es: „Ehe die Tage sich vollenden, wird eine große Bedrängnis kommen, die Reichen werden arm und die Armen reich sein.“

Weil der Schmied zu den wohlhabenden Grund-

besitzern gezählt wird, so wollte er nicht, daß es hieße, er halte es mit seinesgleichen, darum hat er das Klosterbrot doch an die Kleinhäusler verteilen lassen. Darüber ist ein Aufruhr entstanden.

Als in der Osterwoche die Neuwahl des Gemeindevorstandes kam, wollten die Großhöfe ihre Stimme nicht mehr dem Kimpelschmied geben. Der Zaunstiegelhofer ist so einer. Der ist bei der Wahl auf den Tisch gesprungen und hat es dem Schmied ins Gesicht geschrien: „Du, Schmied, hörst du! Dich können wir nimmer brauchen, du bist eine Zwingzang'! Die alten Erzräuber haben es auch so gemacht — die Habenden ausplündern, die Bettelleut' zu Tod füttern. Will gegen unsere Kleinhäusler nichts gesagt haben, bin ihnen nichts neidig. Aber der was hat, der hat's auch nicht gestohlen. Und auf einmal alles weggeben müssen, und daß es gleich ist, ob einer fleißig hat gearbeitet oder ein Faulpelz ist gewesen! Das schmeckt uns nicht. Ich frage dich, Schmied, hast du das Recht dazu gehabt? Bist ein Richter? Bist der Kaiser? Nichts bist, ein Gemeindevorstand bist und hast kein Gesetz zu geben. Bei der hohen Behörde anzeigen hättest du unser Bedräng können. Hilfe verlangen, ihre Anordnungen ausführen, das hättest du können und sollen! Aber eigenmächtig zugreifen, das ist wohl ein großer Fehler gewesen, mein lieber Simon! Wenn wir wollten, in die Schmier könnten wir dich bringen, du Sozialdemokrater! — Ihr Nachbarn, ihr Besitzer und Großwähler, ich frage euch, ob ihr einverstanden seid, wenn wir's jetzt einmal mit einem andern Gemeindevorstand probieren."

Hierauf ist der Zaunstiegelhofer vom Tische herabgesprungen und hat rings um sich geschaut. Vielen hat

er zu Gehör gesprochen, das habe ich gleich gemerkt. Nur ein alter Häusler, der Eisinghüttler, schreit von seinem Ofenwinkel herfür: „Der Schmied ist eh recht! Der denkt auch auf die armen Leut'!"

Der Kimpelschmied ist zuerst ganz ruhig geblieben. Jetzt steht er auf, der große hagere Mann, das schimmelige Haar geht ihm schütter über die Stirn herab. Er spricht nicht oft, wenn er aber einmal den Mund aufthut, da hört man ihm zu. Jetzt steht er starr aufrecht und sagt: „Zaunstiegelhofer! Den Erzräuber, den du mir vorgeworfen hast, laß ich laufen. Der geht mich nichts an. Wenn Du mich eine Zwingzang' nennst, so kannst wahr haben. Buchstabenrecht hab' ich keins gehabt, das Korn aus den Speichern zu nehmen und es zu verteilen, ich hab' es doch gethan, und wenn's drauf ankommt, so werd' ich's wieder thun. Damals ist keiner gegen mich aufgestanden. Hat's dem oder dem weh gethan, so ist's kein Wunder. Jeder hat die Not gesehen und das Muß, so ist's ihnen recht gewesen und deswegen ist's auch mein Recht gewesen. Im Buchstaben stehen nur die kleinen Rechte, die großen verstehen sich von selbst, merkt euch das, Nachbarn. Die Behörden hätte ich anrufen sollen! Zaunstiegel, ich frage dich, kennst du die Behörden? Bis Bescheid von der Behörde kommt, wächst schon lange wieder Gras — vielleicht auch auf den Gruben der Verhungerten. — Heut', weil die Not schier vorbei ist, ist's leicht reden und schuldig sprechen. Wäre nicht geteilt worden, wir hätten mehr Truhen auf den Kirchhof getragen, als dem Farl-Hans seine, ich sage es euch!"

„Geld aufnehmen!" redet einer drein.

„Geld aufnehmen! So!" entgegnet der Schmied. „Uns

draußen verschulden auf Jahr und Tag! Ihr Männer im Torwald, was ist unser Stolz? Daß wir unser eigen sind, unabhängig, festständig, zusammenhältig. — Die Waldherren! nennen sie uns spottweise. Machen wir das Wort nicht selber zum Spott. Seit alter Leute Wissen hat der Torwälder kein Anlehen gemacht bei fremden Leuten, einer hat dem andern geholfen. Die paar Gulden, die wir brauchen, statten wir ab mit Holz und Vieh, und weiter lassen wir uns nicht ein. Und wenn ich jetzt meine Stelle niederlege, so gebe ich euch den einzigen Rat: Haltet es fürder so, wie es die Vorfahren haben gehalten, lasset euch nicht ein mit fremden Händlern und Feilschern, das Bauernhaus ist kein Handelshaus. Bargeld macht fremd, merkt es euch! Die Ketten der alten Sklaven sind von Eisen gewesen, liest man, die Ketten der neuen Sklaven werden von Gold sein, und solche führen in ein weit härteres Elend, als ein Hungerjahr. Der jetzigen Zeit ist gar nicht zu trauen, ich sage es euch! Aber nicht verzagen! Festbleiben! Wird wieder besser. Das Stift schießt uns derweil für die Arbeitskräfte vor. Schon heuer verspricht unser Herrgott ein fruchtbares Jahr, dann kriegt jeder sein Korn. Wenn's der Hagel schlägt, so kriegt er's nicht. So kriegt er's später. Ich verantworte mein Thun. Und jetzt kann die Wahl anheben."

So beiläufig hat er's ihnen gesagt. Ich stehe auf: „Jeder soll wählen wie der Will'. Ich gebe meine Wahl dem Simon Eschgartner."

„Wir haben keinen bessern!" sagt der Ulrich am Lindenbaum.

Eine halbe Stunde später und der Schmied ist auf fünf weitere Jahre Gemeindevorstand im Torwald. Der

Mann sagt nur: „Ich nehm's wieder an und bleibe so, wie ich bisher gewesen bin." Weil aber ein Schmied weiß, daß man das Eisen schmiedet, so lange es heiß ist, so sagt er jetzt noch etwas:

„Weil wir just beisammen sind, Nachbarn, so möcht ich euch eine wichtige Sach' vorbringen. Fremde Geher kommen und wollen uns haben für ihre Versicherungsanstalten gegen Feuer, Hagel und für Leben und Sterben. Auch in Geldnöten wollen sie helfen. Ablaufen lassen. Wir können uns auch allein helfen, ihr habt es gesehen. Ihr wisset ja, wie es die Tannen und Fichten machen in unseren Wäldern. Damit ihnen nicht fremdes Strauch- und Struppwerk unter die Füße kommt und das Mark aussaugt, was thun sie? Zusammen stehen sie. Ihre Häupter und Kronen halten sie so eng aneinander, daß nicht Sonne und nicht Luft durchkann und die fremden Anzüchtlinge zu ihren Füßen verkommen müssen. Passet auf, was geschicht, wenn die Waldbäume aufklärungssüchtig werden und viel Licht niederlassen auf ihre Gründe! Die Schmarotzerpflanzen werden stark, die Bäume werden dürr. Der Mensch soll's nicht dümmer machen, wie das Holz. Zusammenstehen! Nicht in Not und Brauch allein, auch in Wirtschaftssachen. Wir verbinden uns mit etlichen Nachbargemeinden weiter draußen herum, mit den Mönchthalern, mit den Haslauern, mit den Schwarzauern, mit denen zu Sankt Johann, wir stehen alle füreinander ein. Trifft das Unglück einen Ort, so helfen die anderen. So bleibt unsere Sach' im Land, und wir sehen es mit eigenen Augen, was damit geschieht. Die Schriften darüber kann ich schon vorweisen. Wollen es bald richtig machen, wenn es euch recht ist."

„Und wenn es euch nicht recht ist, so macht er's allein, euer König und Kaiser!" So rief noch der Zaunstiegelhofer laut in der Stube, dann nahm er seinen Stock, den Hut hatte er ohnehin auf dem Kopfe, und ging polternd bei der Thür hinaus. —

Altständigkeit! Hatte ich einst nicht ein Ideal? War es dieses? Waren meine Neuerungsversuche nicht ein Suchen nach dem Alten? In Kornstocks Oper, die dieser Tage endlich zur Aufführung kommen soll, heißt es zwar, daß auch der Pfarrer im Torwald nicht glücklich sei. Ich bin's ja doch. Mich freut dieser Schmied. Aber manchmal schreckt mich etwas auf, als wäre durch die Luft ein Ungetüm geflattert. Als ob etwas Unerhörtes kommen müsse über unser Torwaldthal. Ein Bergsturz am Beilerstein? Eine Sündflut? — Thorheiten, die Sündflut hat draußen bequemer Platz, in der weiten Welt. Unser Alpenthal soll eine Arche sein.

Am 2. Mai.

Im Wirtshaus des unteren Dorfes sind heute zwei Herren aus München angekommen, die den Sommer über dableiben wollen, um Gebirgsstudien zu machen. Auch ihre Familien möchten sie auf etliche Wochen herbringen, wenn sie Wohnungen finden. Sie zahlen gut. Es ist erfreulich. Am Unterstandshaus auf der Hohen Rauh soll schon gearbeitet werden. Die Steinwände bauen italienische Maurer, den Dachstuhl und die Verschalung hat der Zimmermann Sepp übernommen. Dem Schmied sind die Schlosserarbeiten angetragen worden, er hat nein gesagt, er sei kein Schlosser, sei nur ein Schmied.

Vor etlichen Tagen hat sich ein Alpenverein angefragt, ob die Gemeinde Torwald einen Beitrag an Geld oder Arbeit leisten wolle, wenn vom Stifte herein ein ordentlicher Weg angelegt werde. Der Schmied hat eigenmächtig sagen lassen: „Für die Torwälder thut's der alte Weg, und denen er zu schlecht ist, die sollen draußen bleiben.“ — Seit der Wiederwahl hat er einen besonders harten Kopf. Ich wollte einen besseren Weg gar nicht verachten. Da sagt heute der Schmied: „Der Landwind von unten herauf hat sein Lebtag nichts Gutes gebracht für den Torwald. Geldleckerig werden unsere Leute. Die Fremden sollen kommen und Geld bringen. Mir hebt an zu grausen.“

Die zwei fremden Herren standen heute morgens bei den Ahornen und schauten hin auf die hohen Berge. An dem Schierkofel, auf welchem stellenweise noch viel Schnee liegt, stand ein schwarzer Jägersmann. Mit Weidtasche, Gewehr und einem Federbusch auf dem Hute stand er da und war riesengroß. Weiter hinten war der Hund. Zu Mittag stand der Jäger immer noch an hohem Hange, war aber ein dicker Herr geworden, der Hund sah aus wie ein großes Mastschwein. Etwa um drei Uhr nachmittags waren Jäger und Schwein zusammengewachsen zu einem Ungetüm. Die Fremden ergötzten sich baß an diesem Naturspiele. So abgefeimt die Stadtleute sonst auch sein mögen, in manchen Dingen sind sie Kinder. Wenn man Zeit hätte zum Auslegen, ganze Bilderbögen wären da oben zu sehen im Frühjahre, wenn der Schnee schmilzt und die aperen Stellen allerhand Figuren spielen. Im vorigen Frühjahre sah man auf dem

Schierkofel einmal tagelang ein Paar mit verschlungenen Armen, bis es nach und nach ganz ineinander floß, und eine schwarze, knieende Frauengestalt daraus wurde......

Am 13. Mai.

Fast unfähig, es aufzuschreiben. Der Kornstock!

In den letzten zwei Wochen ist nichts mehr mit ihm zu machen gewesen, vor lauter Aufregung über die bevorstehende Opernaufführung. In der langen Erwartung war mir mein Schulmeister ganz mager geworden. Im Gesicht manchmal blaß wie Lehm, dann wieder brennend — hat mir gar nicht gefallen.

Heute bin ich gerade unten beim Schmied, wie der Holzfuhrmann ankommt von Alpenzell her. Der Kornstock steht abseits unter dem Vordach der Schmiede, weil es regnet. Er hat seinen hohen, schwarzen Strohhut auf, so steht er da und schaut herüber.

Sagt der Fuhrmann Leopold: „Für den Schulmeister einen Brief habe ich. Schon seit vorgestern im Sack und allemal darauf vergessen. Wie heute die Postmeisterin den Zettel verlangt, hab' ich noch den Brief. Da schilt sie mich aus. Nau, wo ist er denn? Der Schulmeister — der wäre da, — aber der Brief! Am End' hab' ich den Schmarrn verthan. Das wär' so was! Könnt' ich Straf' zahlen!" Während der Leopold in aller Gemächlichkeit seine Taschen durchsucht, steht der Kornstock da. Ich kann es nicht sagen, wie er dagestanden ist, werde es nie vergessen. Der allergrößte Theatererfolg, so dachte ich, kann es nicht wett machen, was du jetzt leidest, du armer Mensch! —

Endlich ist der Brief gefunden. Ein hübsch viereckiger und hübsch vermudelter Brief, mit dem großen Siegel. Der Kornstock unterschreibt auf dem Pferdetrog den Empfangsschein. Wenn dieser Namenszug gelten soll! Des Schullehrers ist er nicht, so arg hat die Hand gezittert. Dann steckt er den Brief ganz demütig in den Sack und geht davon. Ich schaue ihm nach. So leicht und lind wie ein Knabe geht er dem Schulhause zu.

Ich bin noch eine Weile vor der Schmiede herumgestanden, dann auch vor dem Pfarrhof, in der Meinung, er würde nun bald kommen mit der Neuigkeit. Wer aber nicht kommt, wer mich nicht zum Mitwisser seiner Freude machen will, das ist der Kornstock. Mir wird die Sache unangenehm, ich gehe zum Schulhaus hinüber, zu sehen, was er denn macht. Auf mein Klopfen kein Herein. Ich mache die Thür auf — da liegt er in dem Winkel, auf einem Fußschemel liegt er und weint. Auf dem Boden herum Zeitungsausschnitte und der offene Brief. Ich einen Blick darauf: „Bedauern. Oper vom Publikum abgelehnt.“

„Na, Kornstock!“ rufe ich ganz resch. Dann beuge ich mich zu ihm nieder, streichle sein langes Haar: „Kornstock! Was macht Ihr denn? Steht auf. — Abgelehnt. Was weiter, ist anderen auch schon passiert. Sogar dem Mozart. Seid doch klug, Schulmeister. Pfeifet auf das dumme Theater, Ihr habt besseres zu thun, und auch schon gethan. Ihr habt im Torwald gute Musik eingeführt, herzliebe Lieder der Vergessenheit entrissen, leitet den Kirchenchor zur Ehre Gottes. Mein Freund, das ist ein größeres Verdienst, als in den Städten gelangweilte Müßiggänger unterhalten, die nichts verstehen und zum Danke noch

schimpfen.“ So rede ich ihm zu, er hält sich abgewendet und stöhnt vor Herzleid. Ich fahre fort: „Ihr seid zu gut für jene. Unsere Gemeinde ist auch ein Zuhörerkreis und ein dankbarer, und ein treuer, loben thut er freilich nicht viel, aber vergessen thut er Euch's auch nicht. Denket nur, die Unsterblichkeit auf den Theatern, die dauert nicht lang, was im Volke lebt, das dauert länger. Stehet doch auf, Kornstock, und habet guten Mut. Die Oper müssen sie Euch auf der Stell' zurückschicken, sie sind derselben gar nicht wert; weiß Gott, wie sie verhunzt worden sein mag. Da getraue ich sie mir mit unserer Jugend anders darzustellen, im Winter einmal, da sollet Ihr Euere Freude haben! Kornstock, gescheit sein!“

Er hebt seinen Kopf ein wenig und schaut mich starr an. Gott, hat der Mensch ein fremdes Gesicht bekommen!

Am 19. Mai.

Wir haben schon gedacht, es wäre aus mit dem Schulmeister. Etliche Tage wütendes Fieber. Endlich war er doch so weit, daß er sich wieder selbst quälen konnte. Alle Zeitungen hat er sich kommen lassen, in welchen die Oper „Das Hemd des Glücklichen“ verhöhnt wird. Verhöhnt! Die Menschen sind grausam. Der Kornstock liest die Auslassungen, lächelt wehmütig, und zucken ihm dabei die Mundwinkel. Die Musik sei sein Heiland, sagt er mir heute. „Eben darum,“ antworte ich, „jeder Heiland trägt ein Kreuz.“ Unterzukriegen ist er doch nicht. Da zeigt er mir ein Zeitungsblatt: „Leset, Herr Pfarrer!“ Der Gesangverein „Krone“ in Wien hat bei seinem Gründungskonzert zwei Lieder von Michael Kornstock gebracht, die

„ein nicht gewöhnliches Talent verraten, der Volkston meisterhaft getroffen und dabei von tiefer Empfindung. Der neue Gesangverein scheint uns berufen zu sein, derartige Kompositionen besonders zu pflegen, er verfügt über frische, ursprüngliche Kräfte, nur schade, daß der Dirigent seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein scheint." So die Notiz, die ich mir deshalb abschrieb, weil sie den Kornstock gesund gemacht hat.

Er ist aufgestanden. Gegen Abend hat er mich im Pfarrhof besucht, ist aber still vor mir dagesessen und endlich wieder fortgegangen. An der Thür packt er mich plötzlich bei der Hand und schreit mir ins Gesicht: „Nicht bös sein, Herr Pfarrer. Nicht vergessen auf mich!" — Das habe ich nicht verstanden.

22. Mai.

Jetzt verstehe ich's freilich, was er hat sagen wollen, als er bei mir gewesen vor einigen Tagen. Durchgegangen ist er. Einen Zettel an mich, einen an den Schmied, er halte es nimmer aus, es sei ihm ganz unmöglich, Schullehrer zu bleiben, er reise nach Wien, würde bald Erfreuliches von sich hören lassen. Die Zettel finden heute früh Schulkinder. Nachts zuvor ist er davon. In Unterschuttbach sollen sie ihn mit seinem Handbündel laufen gesehen haben. Der Schmied ist so zornig, daß er ihn durch Knechte einholen und zurückbringen lassen will. — Zornig kann ich nicht sein über einen so kranken Menschen. Der ist ja schwer krank. Freilich zurückholen. Ich habe ja immer gehört, die Musiknarren sind die allergrößten.

Am 7. Juli.

Es ist ein wahres Kreuz. Schulhalten. Das leiste ich zur Not. Aber der Gottesdienst ohne Orgel! — Gestern ist ein Brief von ihm gekommen. Er bitte kniefällig um Verzeihung, aber endlich hätte er seinen richtigen Platz gefunden. Er sei im Gesangverein „Krone" mit Jubel aufgenommen worden. Er habe schon ein paar Proben geleitet und hoffe in kürzester Zeit die Dirigentenstelle zu erhalten. Sein Oratorium „Moses" werde jetzt einstudiert und alles sei überzeugt, daß er sich damit eine glänzende Künstlerbahn eröffnen werde. Ans liebe Sankt Maria und die guten Leute daselbst denke er wohl recht oft, aber es müsse einmal so sein. Er bitte nur um ein gutes Andenken und um sein Bettzeug, das wir ihm gütigst nachschicken möchten.

Also wüßten wir wenigstens, wo er ist. Den Ausreißer mit Gewalt heimzuholen, wie der Schmied gemeint, davon sind wir abgekommen. Wie es jetzt mit ihm steht, wäre er für uns doch nicht mehr zu brauchen. Und es mag ja sein, daß er sich's besser macht, daß er ein berühmter Mann wird. Wenn einer alles daran setzt, aber so gar alles, da mag's ja doch glücken. — Seine Sachen nimmt morgen der Fuhrmann mit.

Am 20. Juli.

Heute am Nachmittage ist die Ottilie von der Weide gekommen und hat berichtet: „Auf dem Schmied-Anger, neben dem Wassergraben liegt einer. Er ist eingeschlafen und hat vergessen, die Augen zuzumachen."

Bin ich langsam hinausgegangen. Wenn einer eingeschlafen ist und vergessen hat, die Augen zuzumachen, so ist das bedenklich. Ich gehe zwischen den Haselstauden und Hagebutten hin, ich steige über den Steinhaufen und schreite über den Anger. Dort neben dem Bächlein liegt der Rolf, streckt die Beine gerade aus und die Arme kreuzweise von sich und schaut mit offenen Augen ins Firmament hinein. Ganz unbeweglich.

„Rolf!“ rufe ich, „wenn man so in die Sonne schaut, da kann man erblinden.“

Jetzt springt er auf und wird rot im Gesicht, als ob ich ihn bei etwas Bösem ertappt hätte. Dann springt er über den Wassergraben und den einen Fuß herüben, den andern drüben, hebt er an, mit den Fingern einen Tümpel zu graben. Ich schaue ihn fest an, da zuckt er mit dem Auge und sagt: „Der Herr Pfarrer hat einmal gesagt, ich darf fragen, wenn ich was nicht verstehe. Bei diesem Evangelium bin ich mir nicht gescheit genug.“ Da ihm die Haarlocken über die Augen herabfallen, so streicht er sie mit der nassen Hand zurück und dann gleichsam ins rieselnde Wasser hinein redet er: „Heißt es, er ist vom heiligen Geist gekommen und hat keinen menschlichen Vater. Und das Stammbuch Jesu Christi leitet ihn väterlicherseits von David ab, bis zum Josef. Wenn Josef aber doch nicht der Vater ist!“ Ich habe aufgehorcht. Die Frage kann einem Theologen wohl nicht neu sein, der muß wissen, was die Kirche darauf zu antworten pflegt. Mir ist aber jetzt gar keine Antwort eingefallen, und der Bursche legt eifrig Steine rings um den Tümpel.

„Lieber Rolf,“ sage ich, „so wenig du mit deinem Baue hier das Wasser abdämmen wirst, weil es ewig herab-

rinnt vom Berge, und weil es schließlich alle Dämme bricht, ebenso wenig wirst du mit deiner kleinen Gehirnschale die Geheimnisse Gottes erfassen."

„Ich kann halt nichts dafür, daß mir so Sachen einfallen," sagt er. „Hätt' gern eine Aufklärung. Wenn einem der Herrgott Gedanken giebt und man soll nicht denken. Das ist just so, wie wenn er einem den sündhaften Leib giebt und man soll nicht sündigen. Und wegen was der Herrgott sündigen läßt, wenn er's nicht will! Und das Tier im Wald hat keine Sünden und muß doch auch leiden. Wo er's doch selber hätte einrichten können, daß alles gut wäre. . . ."

„Jetzt wirst mir aber aufhören mit deinen Lästerungen!" rufe ich aus.

„Mir ist halt immer einmal so viel hart," sagt er ganz traurig und thut emsig mit den Steinen um.

„Sage mir, Rolf, was willst du denn nur mit dem Wasser dort?"

„Einen Trog machen, daß die Rehe trinken können."

„Und hat sich erst gestern dein Vater beklagt, daß euch die Rehe den Kohl fressen!"

„Die Tiere können nichts dafür, sie haben halt Hunger und Durst."

Ich habe getrachtet, fortzukommen. Mit diesem Burschen ist's manchmal verdammt schwer reden. Was soll man denn sagen zu dem Bedenken über den Stammbaum des Messias und über die Vorsehung Gottes? Doch nur das, womit ich mich bei solchen Gedanken selber tröste: Dein Auge, o Mensch, ist schwach, du kannst das Licht Gottes nicht vertragen.

So viel studieren in der heiligen Theologie, und die natürlichsten Fragen eines einfältigen Menschenkindes nicht beantworten können!

Am 29. Juli.

Wieder ein Erlebnis, auf das ich nicht gefaßt gewesen.

Nachdem der Prälat mich schon mehrmals brieflich hat fragen lassen, ob denn der Herr Pfarrer festgefroren sei im kalten Sankt Maria, weil er sich gar nie sehen ließe im Stift, oder ob ihm die vielen Kindstaufen nicht Zeit dazu gönnten — Anspielung auf drei paar Zwillinge, die dies Jahr in meinem Sprengel geboren worden sind — habe ich mich am vorigen Freitage gerüstet. „Nun, Ottilie!" rief ich in den Stall hinein, „willst du mir einen Gruß mitgeben an den Luzian?" Sie schickt ihm einen Silberzehner und läßt ihn fragen, ob er schon Messe lesen könne.

Die Regina ist auch zur Stelle gewesen und macht mir Vorwürfe, daß ich immer nur so an der Stallthür vorbeiginge, ohne auch nur ein einziges Mal die brave Nutsch anzuschauen, sie ersticke uns in Speck noch vor dem Advent! Über Mastschweine erstreckt sich meine Seelsorge nicht; wenn sie auf den Tisch kommt, werde ich ihr schon Ehre anthun. Trotzdem schaue ich jetzt hinein und sage der Regina zu Gefallen: „Saperlot, das ist ein Trumm! Aber jetzt behüt' euch Gott miteinander, morgen abends bin ich wieder da."

Dann bin ich davongegangen. Zu Fuß in viereinhalb Stunden, das geht schneller und angenehmer als zu Karren.

Die Laterne, der Wurmlucken wegen, läßt man in der Almhütte am Riedel zur Aufbewahrung für den Rückweg.

Zum Gang in das Stift habe ich meinen besonderen Anlaß. Unsere Kirchenorgel hat jetzt vollauf Zeit, daß sie sich renovieren lasse, damit der neue Schullehrer — einmal werden wir doch wieder einen bekommen — das Zeug in Ordnung findet. So gehe ich zum Prälaten bitten um eine Beisteuer für die Orgel. Im Stifte habe ich einen sehr angenehmen Abend zugebracht. Der Luzian ist ein hübsches Studentel geworden, hat mich treuherzig ausgefragt, wie es daheim hergehe, und auch nach den Hirschen und Gemsen im Rauhgraben. Der Prälat legt dem Jungen seine weiße Hand auf die Achsel, macht ein finsteres Gesicht und sagt: „Das ist halt unser ganz Braver, das! Wird einmal Prediger! Seine Lunge reicht für die Peterskirche aus.“ Ei, denke ich in meinem Herzensübermut, wenn er Papst würde, der Luzian, das wäre! Da hätten die Torwalder nachher wieder keinen einheimischen Pfarrer! — Seine Gnaden ist etwas eingegangen seit ein paar Jahren. Wenn diese Würde einmal zu besetzen sein wird! Daß dich der Himmel beschütze, mein Luzian!

Das Stift ist jetzt in froher Aufregung der neuen Eisenbahn wegen, die gebaut wird mit der Endstation Alpenzell. Am Fuße des Calvarienberges wird schon gegraben und gesprengt, dort soll der Bahnhof stehen. Der Stiftsbibliothekar hat mich angelassen, weshalb ich denn gar so wenig Gebrauch machte von seinen geistigen Schätzen? Je nun, mein Buch ist der Torwald, das habe ich noch lange nicht ausgelesen. Nur ein Büschel alter Zeitungen manchmal, habe ich mir erbeten, daß man den Weltlauf nicht ganz aus den Augen verliert. Im Übrigen ziehe ich den

geistigen Schätzen jetzt die weltlichen vor. Am nächsten Morgen, schon reisefertig, nehme ich mir das Herz und komme dem Prälaten mit dem Orgelanliegen. „Schön, schön, Herr Pfarrer," sagt er, „ihr habt eine gute Kapelle in Sankt Maria, da gehört freilich auch eine gute Orgel dazu. Fehlt's auch sonst noch irgendwo?" — „Danke sehr ergeben, alles in Ordnung," antworte ich ganz unbedacht. Fünfhundert Gulden giebt er mir auf die Hand. Darauf bin ich gar nicht gefaßt, ich hatte nur gemeint, der Orgelbauer, er ist schon bestellt, könnte vom Stifte aus bezahlt werden. Nun ich das Geld auf der Hand habe, mache ich sie zu, wie sie ja sagen, daß die „Pfaffen" so gerne thun. Schon wie ich gegen das kalte Thor hereinkomme, tupfe ich mir auf die Stirn: Da drinnen hat's halt wieder einmal gefehlt, heute! Wie steht's denn mit dem Schindeldach auf deiner Kirche, Herr Pfarrer? Hast du den feuchten Flecken nicht gesehen, der sich hinter dem Erzengel Gabriel herabzieht gegen den Altar? Hast nichts davon gehört, daß die Pfarrkinder eine neue Kirchenfahne haben wollen mit den Heiligen Sebastian und Rochus, den Nothelfern in Wasser- und Hungersnot? Ist nicht das Monstranzlein schon ganz verbogen und verblindet. Und du auf seine gütige Frage, ob nicht sonst auch noch was fehle: alles in Ordnung! — Er hatte den Geldsack offen gehabt. Jetzt wird er wieder fest zugebunden, und du kannst lange warten auf eine solche Gelegenheit.

Es hat sich aber an diesem Tage gewiesen, daß der blöde Pfarrer eher zu viel als zu wenig Geld im Sack gehabt. Kommt mir hinter der Hütte auf dem Riedel einer nach. Wäre es etwa der Holz-Hoisel gewesen, so hätte ich mich gefürchtet, es ist aber der Heissel Peter.

Der Bursche erbietet sich, durch die Wurmlucken mir die Laterne zu tragen. Ich frage, woher des Weges. Bei der Eisenbahn thäte er arbeiten, und er gehe nach Oberschuttbach, um seine Schulden zu bezahlen. Brav, sage ich und denke an die entwendete Uhr und die Stiefel. Er ist doch nicht so schlecht wie sie sagen. Und ein ganz stattlicher Bursch ist er geworden. So gehen wir hinein.

„Da in dieser Wurmlucken soll vor Zeiten ja ein Lindwurm gehaust haben," hebt er unterwegs an zu plaudern.

„Das ist eine Sage," antworte ich, „der Herr wird die Höhle wohl den Torwaldern zu Lieb geöffnet haben, sonst wäre kein Zugang möglich."

„In der Franzosenzeit haben sie die Wurmlucken ja gar vermauert, daß der Feind nicht herein hat mögen," sagt der Peter.

„Eine ganz gute Festung," antworte ich, „auch bei den Türkeneinfällen ist sie abgesperrt worden, wie man liest."

„Oha, Hochwürden Herr!" ruft der Peter, denn ich war gestolpert. Und fährt fort: „Wer weiß, wozu der schlechte Zugang sonst noch gut ist."

Dumm ist er nicht, denke ich, der schlechte Zugang schützt vor manchem Weltübel. Da ist's auf einmal stockfinster. Die Laterne ausgelöscht, der Bursche packt mich am Arm und pfaucht: „'s Geld will ich haben!" Oho! kann ich noch denken, so steht's! Pfarrer, jetzt wehre dich um die Orgel. Bin nicht einmal viel erschrocken. Wir ringen, fahren an die eine Wand, fahren an die andere. Scharf drauf los, der Zorn ist ein starker Kamerad, und ich hätt's gar nicht gedacht, daß der alte Wolf noch so raufen kann.

Wir stolpern im Gestein, stürzen mit einander hin. Weiß selber nicht wie, daß ich auf seiner Brust kniee, sein Hosenband losreiße und ihm die Hände binde. Schier ungeschickt wehrt er sich, und seine Zähne höre ich klappern. Zu wimmern hebt er an, ich möchte ihn doch auslassen, er habe ja nichts thun wollen, nur zeigen, wie es vor Zeiten die Franzosen gemacht hätten, wenn sie ins Torwald gekommen wären. Eine Dummheit wäre es gewesen, und er wolle jetzt ordentlich werden.

„Einsperren muß man dich und gar nimmer auslassen!“ Ich hatte schon Zeit zum Sprechen, er war gebändigt.

„Nur nicht wieder einsperren, Hochwürden Herr, ich bitt! Weil man drinnen so viel verdorben wird. Mit mir wär's nimmer so weit gekommen . . .“ da schluchzt er gar erbärmlich.

Mich dauert der Schelm. Es mag ja sein, daß der Arrest ein Verderben ist für junge Leute. „Wenn du mir einen heiligen Eid schwörst, Peter, bei deiner Mutter, die sich deinetwegen zu Tode kränkt, bei deiner armen Seel', die einmal vor dem Gericht Gottes stehen wird, wenn du schwörst, von jetzt an brav zu sein und ein guter Christ, so lasse ich dich aus.“ Er hat's versprochen, und noch dazu, daß er fleißig beten wolle.

„So schau', daß du weiter kommst!“ sage ich und lasse ihn liegen mit seinen gebundenen Händen. Ihn frei zu machen, so groß ist mein Vertrauen doch nicht gewesen. Ich selber habe mich gesputet, aus dem Loch zu kommen. Über allerlei Gestein gestolpert, an alle Gewände gerannt, bin ich endlich wieder im Tageslicht, aber an der unrechten Seite, gegen den Riedel hin. Mein erstes ist

jetzt, daß ich nach dem Gelde greife, es ist noch da. Das Leben ist auch noch da, mich wundert es fast.

Weil ich nicht noch einmal durch die Lucken mag, so gehe ich zur Riedelhütte hinüber. Kaum vor der Thür auf der Bank sitzend, ist eine Ohnmacht gekommen, und ich habe in der Hütte nächtigen müssen. Des Sonntagsgottesdienstes wegen bin ich am nächsten Morgen um zwei Uhr aufgestanden, und der Hirtner-Lenz hat mich durch die Wurmlucken begleitet. Mein Peter ist nicht mehr da, der Lenz thut mir nichts und so steht der Wolfgang endlich glücklich auf der Torwaldseite, wo der Hirtner verabschiedet wird. Vom Thale kommen mir Lichter entgegen, die Männer von Sankt Maria steigen wegsher, um ihren Pfarrer zu suchen. Schon am Vorabend soll sich das Gerücht verbreitet haben, in der Lucken wäre ein Raubmord verübt worden, und wie ich nicht nach Hause komme zur verabredeten Zeit, soll die Regina ganz schreckbar durchs Dorf gerast sein, um die Leute zusammenzurufen. — Dann haben sie mich heimgebracht.

Aber die Freude im Pfarrhof hat einen gallbitteren Beigeschmack. Vor die Hausthür eilt mir die Regina entgegen: „Weil Ihr nur da seid! Aber das Unglück! Mein Gott, ich soll's nicht gleich sagen. Wie die Ottilie — erschrecket nur nicht, Herr Pfarrer! — wie die Ottilie voreh mit dem Luderschaffel in den Stall geht, ist sie weg. Die Rutsch ist weg! Das Thürl spatzenschnabelweit offen, und die Sau ist hin. Gestohlen und nicht anders!" — Zuerst mir das Blut zum Herzen, nachher hab' ich lachen müssen. Die ganze Nacht soll der Rupert Hundegebell gehört haben, er ist der Meinung gewesen, der Hunds-Christel sei vorhanden und nichts weiter.

Nach der Messe habe ich nachgedacht über mein gutes Werk. Verzeihen ist doch was schönes! Dann kann der freigelassene Räuber seinem Handwerk weiter nachgehen.

Am 30. Juli.

Den Peter Heissel haben sie gesucht, die Sau haben sie gefunden. Aber nur zur Halbscheid. Weit oben im Stangelwald, von Raben verraten, ist sie gelegen, ohne Hinterteil. Daneben ein verglosendes Feuer und Knochen. Meine beiden Weibsleute haben das Ereignis großartig aufgefaßt. Seit Erschaffung der Welt wäre ein so unerhörtes Verbrechen nicht verübt worden!

In anderen Gegenden kommen die Landwächter wenigstens drei oder vier Tage nach dem Diebstahl, um amtlich festzustellen, was gestohlen worden und welchen mutmaßlichen Weg der Dieb eingeschlagen habe. Im Torwald kommen sie gar nicht. Das ganze Kriegsheer des Reiches, meint die Regina, müsse aufgeboten werden, um den Erzlumpen einzufangen.

Anfangs August.

Meine Pfarrkinder können jetzt viel lernen. Diese Touristen! Wissen thun sie alles, und was in Glaubenssachen seit tausend Jahren nicht ausgetragen ist, das thun sie mit ein paar Worten ab. Hat gestern so ein Weltweiser mit dem Rolf gesprochen, der ihn auf den Dreispitz begleitet. Über die himmlischen Freuden! Diese bestünden in gut essen, trinken und schönen Weibern. Beim Rolf ist's ohnehin gefährlich, aber er hält sich diesmal ganz

brav und sagt, die ewige Seligkeit bestehe in der Anschauung Gottes. — Müßte mit der Zeit verdammt langweilig werden! meint der Tourist, darauf der Rolf: „Warum steigt der Herr denn auf den Berg? Da oben sieht man ja gar nichts, als lauter Herrlichkeit Gottes.“ Dummer Junge, wenn du glaubst, daß alle diese Herren aus Liebe zu Gottes freier Natur auf die Berge steigen. Das wäre ja endlich auch Gottesdienst. Der Stadtherr hat's dem Rolf anvertraut, warum er so gerne einkehrt in den Sennhütten; der Rolf wird darüber eine rote Stirn bekommen haben. Mir hat's ein Holzer erzählt. Der Schmied mag wohl recht haben, er will einführen, daß in Zukunft lauter Senner auf die Alm zu schicken wären. Der Zaunstiegelhofer soll darob ausgerufen haben: „Da seht ihr ihn wieder! Anstatt Fremde herbeizuziehen, will er sie verscheuchen!“

Man hat noch den Beichtstuhl, hat noch die Kanzel. Wenn ich jedoch in der Kirche einen Fremdling weiß, da werde ich verwirrt, predige zornmütig über die verderbte Welt, über die Mißachtung der katholischen Kirche, denke dabei immer nur an die Fremden, und meine Pfarrkinder kennen sich nicht aus.

Am 4. August.

Der Kornstock hat geschrieben. Der Musiknoten wegen auf dem Chor. Er vermacht sie der Kirche. Und daß es ihm gut gehe, nichts weiter. Von seinen Opern hört und liest man auch nichts. Aber von einem Agenten aus Wien, der dieser Tage bei unserem Krämer zugekehrt ist, um seine Kaffeesorten anzubieten, haben wir doch einiges erfahren.

Der Mann ist ein Vereinsgenosse des Kornstock gewesen, aber der Kornstock ist nicht mehr bei dem Verein „Krone", mit dem Dirigenten soll er Händel gehabt haben, da sei er ausgeschieden worden und bringe sich jetzt irgendwo mit Notenabschreiben durch.

Das hast du not gehabt, alter Knab', daß du dich in Künstlerränke einlassest.

Mit Notenabschreiben! — Aber so komm doch wieder nach Sankt Maria!

Am 12. August.

Verspielt, Kornstock! Es ist ein anderer da.

Heute ist der neue Lehrer gekommen. Ein junger Mann, trägt zwei schwarze Schnurrbarthörner wie ein Husar. In Hirschlederhosen und Bundschuhen geht er wie die Bauern, nur viel schöner. Alles neumodisch. So viel der Neuwirt weiß, soll er sehr lustig sein und eine große Kraft haben. Die Kugelbahn ist ihm zu kurz, er wirft die Kugel im Bogen bis ans Kreuz hinaus. Weil die Orgel gerade in der Arbeit ist, so weiß ich noch nicht, wie schön der neue Herr Lehrer Sandor Uilaky musizieren kann.

In der Schule soll er gleich schneidig eingesetzt haben. Das anständige Benehmen der Kinder hätte er zwar recht belobt, aber mit ihrem Wissensdrange sei er nicht zufrieden gewesen. Von Physik, Chemie bei den Kindern keine Spur, von Perikles, Julius Cäsar nie etwas gehört. Von Kolumbus aber wußte ein Knabe, daß er das Ei erfunden habe, und von Karl dem Großen erzählte der Fockbauer Bub', daß er bei der Messe das Rauchfaß schwinge und schöne Hosen machen könne. — Daß er einmal so bequem

in die Weltgeschichte kommen sollte, wird sich der Karl Groß auch nicht eingebildet haben.

(Hier hat die Handschrift des Pfarrers eine größere Unterbrechung, aus der zu schließen ist, daß im Sprengel alles beim alten blieb, gegen zwei Jahre lang. Manches mag sich in dieser Zeit so allmählich umgestaltet haben, daß es dem harmlosen Manne gar nicht auffiel. Wir merken aber wesentliche Veränderungen, die sich schon in der nächsten Folge des Tagebuches offenbaren.)

Am 5. Mai 1880.

Im 1880er Jahre muß ich noch lernen, wie man Wölfe fängt.

Die italienischen Arbeiter unten in den Bärenschluchten müssen ein Versteck gesprengt haben, es ist sonst nicht zu fassen, woher jetzt auf einmal Wölfe kommen sollten. In früheren Zeiten sollen sie zwar massenhaft dagewesen sein, noch heute sieht man in Oberschuttbach und im Rauhgraben die Gruben, in denen man sie gefangen hat. Der Fockbauer macht's anders. Nachdem ihm der Wolf zwei Ziegen gefressen hat, treibt er auf der Hauswiese, nahe dem Waldrand, einen Pflock in die Erde und hängt mit langem Strick einen Widder dran, der geht im Kreise herum und blöckt; hinter der Dachluke paßt der Fockbauer mit dem Stutzen. Dauert nicht lange, so kommt vom Walde her mit schleifendem Schweife und funkelnden Augen der Wolf auf den Widder zu, aber wer plötzlich stirbt, das ist er selber. So hat der Bauer schon mehrere Kinder des Stammes Isegrimm erlegt; der Schmied und ich haben heute den Spaß mit ansehen wollen, es kam aber nichts. Dafür hat uns der Fock die schönen Felle gezeigt, aus denen er sich eine Bettdecke machen lassen will.

Durch die Wildnis, aus der die wilden Tiere herauf-

gekommen, und in der vor zehn Jahren noch ein Bär gehaust haben soll, bauen sie jetzt die Straße. Landbezirk und Alpenverein geben Geld dazu her. Uns Torwäldlern wollen sie eine Mauthschranke errichten, weil wir nichts beigesteuert. Dann fahren wir durch die Wurmlucken wie bisher, sagt der Schmied, das Holzjoch lassen wir uns nicht über den Kopf spannen.

Im vorigen Sommer haben wir mehrere Stadtfamilien in der Gegend gehabt. Es soll ihnen wunderswie bei uns gefallen, sie kommen wieder. Und bis erst die neue Straße fertig ist! Die Bauern richten Fremdenstuben ein, die tragen ihnen in zwei Monaten mehr Geld, als Feld und Wiesen das ganze Jahr. Sogar für Wildkirschen und Waldbeeren geben die Fremden bares Geld! Auch sonst wissen sich die Leute besser zu einander zu schicken, als man gedacht hätte. Die Stadtherren gehen mit Hämmern, Kräuterbüchsen, Karten, Kompaß und Schußgewehren im Gebirge umher; die Frauen und Kinder nehmen sogar manchmal den Rechen und helfen heuen. An den Abenden sitzen sie im Wirtshaus, essen und trinken fleißig, begehren täglich frisches Fleisch und Bier in Flaschen, was dem Wirte viel Mühe und Gewinn macht. Dabei erzählen sie sich ihre Abenteuer in Wald und Flur. Auch der Herr Lehrer sitzt gerne bei ihnen und weiß von waghalsigen Bergtouren, von Jagden und Kraftproben, oder sagt den schönen Frauen Artigkeiten und beschenkt sie mit Blumen. So gerne sie sich sonst mit dem stattlichen Herrn Sandor unterhalten, auf sein Orgelspiel fliegen sie gerade nicht. Auf meine Predigten auch nicht. Sie möchten schon in die Kirche gehen, Sonntags, sagen die Herrschaften, wenn der Berg nicht wäre. Hingegen auf die Hohe Rauh!

Der Führer Semmerl verdient sich so viel Geld, daß er nicht mehr auf dem Heu schlafen kann. Beim unteren Schuttbachwirt hat er sich ein Zimmer aufgenommen, einen wunderschönen Spiegel drin aufhängen, ein Federbett hineinstellen lassen und seine Johanna zu sich genommen. Sie essen Braten mit Salat und schlafen, wenn er nicht im Gebirge ist, mitten in den Tag hinein. Er ist mein Feind geworden, weil ich ihm das Heiraten geraten habe. Im Gesetzbuche weist er es mir und dem Schmiede nach, daß wir sie nicht zusammen- und nicht auseinander thun könnten, wenn sie selbst nicht wollten. Weil dieser Führer leicht an der Gemeinde ein Verführer werden könnte, so hat ihn der Vorstand fortjagen wollen, zuständig ist er in Schwarzbach draußen. Er weist wieder das Gesetzbuch und geht nicht.

Das neue Alpenhaus auf der Rauh soll im vorigen Sommer von mehr als zweihundert Personen besucht worden sein. Jetzt kommen sie auch schon von der hinteren Seite herauf und steigen herab ins Torwaldthal. Manchmal spricht auch im Pfarrhof ein Fremder vor und erkundigt sich nach geschichtlichen Urkunden über diese Ansiedelung. Ich muß sie höflich ins Stift Alpenzell weisen, weil hier nichts vorhanden ist. Andere untersuchen mit Instrumenten Wasser, Boden, Erdreich und Gestein. Im vorigen Herbste stand einmal einen ganzen Tag lang einer hinter dem Kirchenriegel und betrachtete den roten Bruch, wo anno 1875 die Lahn niedergegangen ist, dann schleppte er eine Tasche voll Steine mit sich.

Lauter sehr närrische und sehr artige Leute, aber heimlicher ist es früher gewesen in diesem Thale.

11. Mai.

Der Michael Kornstock, der alte Schullehrer, soll gestorben sein. Man hatte lange nichts mehr von ihm gehört. Es sind noch einige Sachen hier vorhanden, die sein Eigentum, er hat sie nie geholt, so schlecht es ihm auch ergangen sein soll. Sie sagen, sehr schlecht! Mir thut manchmal das Herz weh wegen seiner, und daß er sich von dem dummen Künstlerehrgeiz so hat hetzen lassen. Gebe Gott, daß er jetzt mit den Engelein musizieren kann im hohen Himmel oben!

Am 5. Juni.

Als ich heute das erste Mal aufwache, dämmert es im Zimmer. Sollte es schon tagen? — Mit diesem Gedanken bin ich wieder eingeschlafen. Am Morgen, wie der Rupert mir die Stiefel bringt, ist seine Frage, ob ich schon zum Fenster hinausgeschaut hätte? Ich thue es und sehe im Thale blaue Dunststreifen, jenseits am Fuße der Schattleiter steigt ein breiter Rauch auf. „Herr Pfarrer, der Zaunstiegelhof ist abgebrannt heut' bei der Nacht."

Nach der Messe bin ich hinübergegangen. Unterwegs höre ich der Leute Meinung über die Ursache des Brandes. Im Hofe ist Silbergeld versteckt gewesen, von dem der Besitzer selber nichts gewußt hat. Und wenn Silbergeld neunundneunzig Jahre lang an einem Orte liegt, so hebt es zu brennen an. — Der alte Christel humpelt auch des Weges und jedem nickt er zu: „Hat ihn doch der Himmelvater gestraft, den Geizhals! Gehst weg, Hundsvieh!" Denn ein kleiner Kläffer hatte ihm ins Beinkleid geschnappt.

Auf der Wiese standen Rinder und Schafe umher im langen Futter. Aber sie grasten nicht, sie schauten mit gehobenen Köpfen herüber. Das Feuer ist mit dem alten Hofe fertig, etliche Kohlenbrände rauchen in der weißen Asche. Nur Herd und Ofen stehen noch fast unversehrt, man könnte darauf gleich wieder kochen und backen. Wie klein ist so ein Fleck, worauf ein Haus gestanden! wie klein, wenn die Wände gefallen und das Räumlein aufgeht in den freien Weiten! Auf diesem Viereckein, das jetzt nur noch von kohlenden Holzbränden eingerahmt wird, sollen all' die Geräte gestanden, die Menschen hin- und hergegangen sein und Platz gehabt haben für ihr häusliches Walten! — Auf dem Anger liegen einige Küchengeräte und Wassereimer herum. Am Brunnentroge wäscht sich das Weib, die Zaunstiegelhoferin. Sie ist im Untergewande. Nachdem sie sich mit demselben rasch die Hände getrocknet, kommt sie auf mich zu: „Herr Pfarrer, das ist eine saubere Wirtschaft bei uns! Gar nichts haben wir mögen ausbringen. Wie wir munter werden — über und über alles im Feuer. Kaum das Vieh aus dem Stall! Die Ferkeln sind hin! Alles verbrunnen! Meine Leinwand, mein Kübel Schmalz, die Truhen voll Haar (Flachs), alles verbrunnen!"

„Wo sind Euere Kinder, Bäuerin?"

„Die hat der Schmied fort."

Dieser kam schon wieder vom Dorfe her: „Nachbarin, sie sind gut aufgehoben. Da schickt dir meine Alte Gewand, leg's an. — Ja, Herr Pfarrer, jetzt giebt's wieder einmal zu thun."

Der Zaunstiegelhofer hatte oben bei der Brandstätte des Stalles mit einer langen Stange in den Aschen umhergewühlt, jetzt ging er langsam herab. Er war ohne

Rock, ohne Hut, ohne Schuh, war berußt am ganzen Leib. Als er gegen den Schmied kam, faltete er die Hände: „Verlaßt's mich nicht, meine lieben Nachbarn!“

„Weißt ja, wie's der Brauch ist im Torwald,“ antwortete der Schmied ernsthaft.

„Daß ich dazumal, vor zwei Jahren, bei der Wahl — weißt eh, Schmied — wirst es eh wissen — daß ich so gegen dich hab' geredet . . .“

„Das ist soweit recht gewesen,“ sagte der Schmied. „Bei so einer Gelegenheit muß alles beredet werden. Im Hungerjahr bist ja doch für uns gewesen, wenn auch nicht gern, so werden jetzt wir für dich sein. Mit Gottes Hilf' wohnst aufs Jahr in deinem neuen Haus. Jetzt nimm dein Weib und gehet eine warme Suppe essen, ihr wohnet beim Fock.“

Nachher, als wir, der Schmied und ich, herübergegangen sind, hab' ich ihm's sagen müssen, wie das brav ist, daß er dem Zaunstiegel nichts nachträgt.

„Hau!“ lacht er auf, „wem's der Herrgott so unter die Nasen reibt, wie dem Zaunstiegel! Da wäre wohl jedes harte Wort eine Sünde. Ich habe gutes Bauholz und will ihm auch die Eisensachen liefern. Der Sagmeister giebt die Bretter, der Zimmermann wird von der Gemeinde bezahlt, und die sonstigen Arbeitsleute werden von den Nachbarn geschickt. Werden ihn bald wieder auf den Füßen haben, das macht mir keine Sorge. — — Wenn ich keine andere Sorge hätt', Herr Pfarrer . . .“

Bin ich stehen geblieben und habe ihn angeschaut.

„Wollt Euch einmal um Rat gebeten haben, Herr,“ sagt der Schmied. Ich habe ihm zureden müssen, bis er herausrückt. Seines Buben wegen ist es.

„Was ist's denn mit dem Rolfel, Schmied? Er ist schon lange nicht mehr bei mir gewesen."

„Bei mir auch nicht," antwortet er kurz. Nachher hat er mir's erzählt. Der Rolf ist schon seit längerer Zeit im Dreibrunnwald oben bei den Holzhauern. Und warum? Weil er das nächste Mal zur Soldatenstellung soll, und weil er nicht will. Zweimal habe der Vater schon hinaufgeschickt, der Junge habe zurücksagen lassen: Machet was ihr wollt, zu einem Soldaten laß ich mich nicht brauchen. „Es ist ein dummes Reden," fährt der Schmied fort, „ob er will oder nicht, da wird er wohl kaum gefragt werden, aber der Trutz! Der Trutz bei dem Buben jetzt auf einmal! Wo er sonst ein folgsames Kind ist. Daß er nicht von heim fort will, das glaube ich. Macht auch mir keine Freud', wenn er zum Militär soll. Wenn er mir aber eine Letfeigen thät sein, Herr Pfarrer! Ich wollt's nicht erleben! — Am siebenten ist die Stellung, die übrigen Burschen sind alle zum Hernehmen, ihrer eilf haben wir heuer. Und der meinige richtet sich sauber zu einem Ausreißer zusammen. Ein Elend. Mit Gewalt, hat er mir sagen lassen, sollten sie ihn holen, dann ginge er mit. Sonst nicht. Er soll sich nicht spaßen! Um so einen sind sie schneller da, als wenn ein Dieb einzufangen ist! Jetzt, was heb' ich an?"

Mich wundert's. Sonst ein Mann wie von Eisen, regiert die ganze Gemeinde, und weiß mit seinem sanften Bübel nichts anzufangen.

„Ihr kennt ihn nicht, Herr, Ihr kennt ihn nicht!" ruft er aus. — Nun freilich, es wäre ja möglich, daß er der Sohn seines Vaters ist. Dann hat er freilich seinen Kopf für sich. — Ich werde zu ihm hinaufgehen.

Und noch an diesem Tage sind wir oben gewesen. Über Steinhalden, durch steilen Wald, über Geschläge drei starke Stunden. Der Wald gehört dem Stifte, das viel Holz schlagen lassen will, wir haben im Thal ja bald die neue Straße. Die Holzknechthütte ist kaum zu finden, so steckt sie, von Büschen und Bäumen verhüllt, in einer Engschlucht. Der Schmied hat mich begleitet, ist aber draußen unter einem Lärchbaum sitzen geblieben. Ich gehe in die Hütte; anfangs sehe ich nichts als Dunkelheit, bald sehe ich, daß sie recht gut eingerichtet sind. Ein großer Kochraum und zwei Stuben. Die Holzknechte sind alle ins Thal gegangen, weil Feierabend ist, der Rolf allein ist da. Seit ich ihn bei der Fastenbeichte zum letzten Mal gesehen habe, ist er größer geworden; kriegt schon einen leichten Backenbart, einen goldbraunen — gar kein übler Junge. Ist eben daran, sein Rasiermesser am ledernen Hosenträger zu wetzen, um sich das junge Haar wegzuschneiden — als wollt' er doch auch in der Wildnis seinen Sonntag heiligen. Und dieser sittige Mensch will ein Soldatenflüchtling werden?

Dann hat aber eine gar absonderliche Unterredung zwischen uns stattgefunden. Auf so etwas sollte man sich vorbereiten können.

Zuerst wundert er sich über mein Erscheinen in der Waldhütte. So schlechte Wege den Berg herauf!

„Ja, mein lieber Rolfel," sage ich, „für nichts und wieder nichts steigt einer nicht so herum. Um dich bin ich da. Deine Kameraden warten auf dich, morgen mittags müßt ihr fort, daß ihr am Montag rechtzeitig in Altstadt seid."

„In Altstadt? Dort habe ich nichts zu thun." Trotzig sagt er's und sein Auge zuckt.

„Du? Ist das dein Ernst? Und soll der Sohn des Dorfrichters, des braven Kimpelschmieds Sohn, ein Soldatenflüchtling werden?"

„Kann schon sein."

„Geht nicht jeder? Fehlt dem Soldaten etwas heutzutage? Er ist ein Herr gegen den von ehemals."

„Ich will kein Herr sein. Es ist nicht deswegen. Ich bleibe lieber heroben bei der Sonne."

„Rolf, du liesest so gerne in guten Büchern. Ist dir darin nie ein Gebot aufgefallen, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse?"

„Ich will arbeiten und redlich sein und niemandem Unrecht thun. Dieses Gesetz erfülle ich, und damit soll die Obrigkeit zufrieden sein."

„Wenn du nur solche Gebote erfüllest, die dir selber gefallen, so gehorchest du nicht der Obrigkeit, sondern dir selber."

„Ist auch wahr," sagt der Bursche. „Ich bin ein junger Mensch und mag mit meinem Pfarrer nicht streiten. Aber hinab gehe ich nicht."

Ich überlege, was da zu sprechen wäre und sage endlich: „Streiten braucht's nicht, Rolf, aber den Grund deiner Widerspenstigkeit will ich doch wissen. Von dieser Seite kenne ich dich nicht, Rolf!"

Nun legt er sein Rasiermesser auf das Fensterbrett, steht auf und spricht: „Wenn es der hohen Obrigkeit einfällt, mir zu befehlen, daß ich meinen Bruder totschlagen soll! Wie es im Preußenkriege hundertmal vorgekommen ist —?"

„Was geht dich der Preußenkrieg an! Wir haben unser Land vor dem Feinde zu schützen, und wer für sich

und seine Sach' Schutz und Ordnung vom Staate braucht, der muß dem Staat auch was dafür leisten."

„Herr Pfarrer!" drauf der Bursche, „Ihr wisset es so gut oder besser als ich, daß wir Torwalder unser Schutz selber gewesen sind seit Menschengedenken, und daß wir unsere Ordnung selber machen. Wenn die Gemeinde ruft, oder die Pfarre, dann werde ich nicht der letzte sein, der kommt."

„Hast es bewiesen, Rolf. Wird aber bald anders werden. Wenn die Luft vom Vorland hereinstreicht, so kann man's hören, wie das Pulver kracht draußen in den Bärenschluchten. Ist erst die Straße fertig, dann sind wir schon fester an den Staat gegliedert, und für die Pflichten werden wir auch unsere Rechte haben."

Darauf springt er über: „Mein Vater hält sich fest, nicht wahr? Und giebt doch zu viel nach. Die neue Straße hätten wir nie erlauben sollen, die bringt nichts gutes. Früher haben wir bei der Wurmlucken jeden Feind aufhalten können — ohne Handstreich. Wie wird's künftig sein? Auf goldenen Rädern wird er hereinfahren, wie es in einer alten Schrift steht."

„Und so, Rolf, so spricht ein junger Mann, der in die weite Welt soll und mitthaten an der großen Menschenarbeit, die uns alle angeht!"

„Ja, Herr Pfarrer, Feldwebel werden, nachher, wenn's gut geht, Hausmeister in einer Stadt, oder Werksknecht, nachher Bettelmann, der aber nicht betteln darf, der in einer großen Totenfabrik versterben muß, oder im Straßengraben."

„Mensch, wie kommst du auf solche Vorstellungen in deinem finsteren Walde?"

„Man sieht's ja. Wie geht's dem Perner-Sepp und dem Rambacher Johann, die seit ihrem Soldatenleben nicht mehr heimgegangen sind? Haben eh gerade vor einer Woche verscheiden geläutet für den Johann auf unserem Kirchturm, dieweilen er zu Wien ins Massengrab geworfen worden ist. Der Stegleger Ferdinand hat mir's geschrieben. Die Leute gehen draußen zu Grunde und ihre Wirtschaften herinnen."

„Darum also willst du nicht zur Stellung, Rolf!"

Sagt nun der Bursche: „Von der Hauptsache sind wir abgekommen. — Ich hab's noch keinem gesagt, warum ich nicht Soldat werden mag. Euch sage ich es; wenn mich einer versteht, so wird's mein Pfarrer sein. In der Schrift steht's, daß alle Menschen Brüder sind. Ihr habt es auch schon oft gesagt. Jetzt frage ich, Herr Pfarrer: Wie kann man Menschen töten? Nicht einmal am Feinde soll ich Rache nehmen. Und erst Unschuldige, Unbekannte, die mir nie was angethan haben!"

„Mein lieber Rolf, im Leben geht's halt nicht allemal so, wie es in der Schrift steht. Mußt nicht vergessen, daß Christus auch das Schwert gepredigt hat. Wie du denkst, das heißt das Schwert an der Schneide anfassen."

„Schon recht, dann hat man ein Kreuz in der Hand."

„Wenn du dich vor dem Feinde nicht wehrst, so tötet er dich."

„Soll er's! Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun."

„Rolf! Vor einiger Zeit habe ich dir die Geschichte Karls des Großen gegeben. Hast du sie gelesen?"

„Der ist kein rechter Christ gewesen. Hat das Christentum mit Feuer und Schwert eingeführt."

„Und ist doch heilig gesprochen worden!"

„Das hätte ich nicht gethan," antwortet der Rolf. „Mit schlechtem kann man nichts gutes machen. Ihr sagt es ja selber, Herr, und Euere Bücher sagen es, und jetzt seid Ihr heraufgekommen, und ich soll hinab zum Leuterschießen."

Also hat er geredet, und ich habe nicht gewußt, wie mir geschieht. Voller Unmut bin ich gewesen. „Rolf!" sage ich, „was kann ich, was kann deine Familie für die weltlichen Einrichtungen! Und du willst es uns erleben lassen, daß Gendarmen dich wie einen Verbrecher hinausführen?"

Jetzt wird er stutzig. „Wenn sie das thun, so thun sie Unrecht, weil ich ein freier Mensch bin!" ruft er laut aus. „Ich will meinen Leuten keine Schande machen, und ich will nicht Ursache sein, daß ein Unrecht geschieht. Ja, Herr Pfarrer, ich gehe. Ich werde willig gehen. Ich werde Soldat sein, ich werde das Gewehr tragen, ich werde laden und werde zielen gegen die Menschen. Aber losdrücken werde ich nie — nie!"

„Das wird sich schon geben, mein Sohn, packe dich nur auf und gehe mit."

Gestern sind sie unter Sang und Jauchzen fortgezogen, mit Bändern geschmückt wie zur Hochzeit. Auch zur Walstatt werden sie so gehen, es ist wunderbar genug. Junge Leute ziehen mit der gleichen Lust zum Sterben wie zum Traualtar, es ist wunderbar genug! — Heute am 7. Juni, während ich das Erlebnis zu Ende schreibe, wird über das Los unserer Burschen entschieden.

Am 9. Juni.

Sechs Rekruten sind heimgekehrt. Fünf sind geblieben. Unter letzteren der Rudolf Eschgartner. Ein Mönchsthaler Bursche, der nicht mehr an die Reihe gekommen, soll sich für ihn angetragen haben. Der Rolf hätte ihn abgelehnt mit den Worten: „O nein, mein Lieber! Du thätest losdrücken!“

Die Offiziere sollen an dem kräftigen Jungen ihre helle Freude gehabt haben. Der Schmied erträgt's trotzig. Und ich frage: Wie wird's bei dem nächsten Kriege sein, wenn der Soldat nicht losdrücken will ...?

Da predigen wir immer Christentum, Christentum! Und wenn darauf hin wirklich einmal einer Christ wird, ist der Staatsverbrecher fertig.

Am 30. Juni.

In unserem Gaue giebt's keinen Richter und keinen Rechtsanwalt, so müssen sich die Leute, wenn sie streiten, allemal wieder selber aussöhnen. Das ist langweilig und geht ohne Knall ab, so ziehen es die meisten vor, sich lieber gar nicht zu entzweien.

In anderen Gegenden herrscht die Gepflogenheit, daß zwei Feinde sich so lange gegenseitig schlagen, bis sie Freunde werden. Hier im Torwald will dieses Mittel nicht wirken; je heftiger und länger sich ein paar prügeln, desto feindseliger werden sie gegeneinander; außer es wird einer totgeschlagen, in welchem Falle dieser die Feindseligkeiten einstellt.

Anfangs habe ich mich in Rechtshändel eingemischt,

in der Absicht, milden Ausgleich zu erzielen. Hat nicht getaugt, sind nur noch trotziger geworden.

Wirksam ist der Schmied. Er geht manchmal zu den Streitenden, löst den Knoten aber nicht, sondern zerhaut ihn. Das thut allemal beiden Teilen weh, sie fürchten es und ersticken den Handel lieber insgeheim.

Vor etlichen Wochen hat der Schmied ein gar drakonisches Urteil gefällt. Kommen von den Schattleiten zwei Bauern herab. Der Sohn des einen hat an der Tochterkammer des anderen zu nachtschlafender Stund' das Fenster zerbrochen. Der Beschädigte verlangt Ersatz. Der Schmied sagt: „Manner, da giebt's keinen Ersatz. Der Bursch', der das Fensterglas zerbrochen hat, muß das Mädel heiraten!"

Seit die Fensterscheiben so teuer geworden sind, will das Fensterln schier ein wenig außer Gebrauch kommen. Der Pfarrer mit seiner Hölle, deucht mich, wirkt manchmal nicht so klapp, wie der Richter mit der Heirat.

Am 16. August.

Oft ist mir der Gottesdienst in der Kirche ein Herzensbedürfnis, oft auch fühle ich ihn wie eine Pflicht. Es giebt halt Tage, wo den Priester am Altare das Heu auf der Wiese oder eine neugekaufte Kuh mehr beschäftigt, als das heilige Geheimnis. Die gewohnheitsmäßigen Beter wirken auch lähmend, und darauf kann ich den ganzen übrigen Tag oft eine gewisse Verstimmung nicht von der Seele bringen. Leute giebt es, die das Messehören für ein tägliches Geschäft halten, wie etwa das Ankleiden oder das Kochen, oder die nur darum in die Kirche kommen, weil

sie dem Pfarrer damit einen Gefallen zu erweisen glauben. Und so kommt manchmal der Gedanke, ob es wohl gut ist, das heilige Opfer täglich zu verrichten, ob es nicht besser wäre, nur zu gewissen Festen oder bei besonderen Anliegen die göttliche Handlung zu vollziehen.

In den ersten Jahren meiner Seelsorge hier ist Sonntags während des Hochamtes in unserer Kirche allemal ein alter Mann umhergegangen, der hat am langen Stabe ein Holztrühlein gehabt, und das hat er den Leuten links und rechts in den Bänken unter die Nase gehalten und dabei in halblautem Murmeln seine Bemerkungen gethan, z. B. „Nau, Ulrich, heut' thut's ein schlechter Kreuzer nit, heut' schwitz' einen Groschen, hast gestern den Jock beim Kuhhandel angeschmiert! Vergelt's Gott!" — Oder er tupfte mit dem Trühlein an die Hutkrempe eines alten Weibes: „Du, Berghoferin, deinen Hut nimm ab! Oder glaubst, du bist des Herrgotts Base, weil du den Hut nit willst abnehmen in der Kirchen! Was doch die Weiber so hoffärtig mögen sein! Da, wirf ein Gröschel hinein, nachher bin ich wieder gut. Vergelt's Gott!" Wo einer in seiner Bank schlief, da rasselte der Absammler mit dem Trühlein und sagte: „Wo bist denn umhergeschlossen heut' bei der Nacht, daß du nit ausgeschlafen hast? Loter, du magst heut' schon was silbernes büßen. Vergelt's Gott!"

Den humoristischen Mann habe ich damals abgeschafft und statt des Sammeltrühleins einen Opferstock aufrichten lassen an der Kirchthür. Aber siehe, der Opferstock hat das ganze Jahr nicht so viel getragen, als das Trühlein

an einem Sonntage. Wir konnten die Kerzen nicht mehr anschaffen und den Weihrauch für den Gottesdienst. Heute rasselt während des Amtes das Sammeltrühlein wieder umher, nur habe ich den stummen Bernhard dazu angestellt; der kann wohl mit seinen gutmütigen Augen recht eindringlich betteln, doch vor öffentlichen Sittenschilderungen sind bei ihm die Leute sicher.

Am 28. August.

Vor dem Gottesdienste pflege ich nicht durch die Sakristei in die Kirche zu gehen, sondern durch das rückwärtige Thor und zwischen den Bankreihen entlang dem Hochaltare zu. Den Leuten, besonders im rückwärtigen Teile der Kirche, schadet der wachende Blick nicht, und für mich habe ich dabei den Vorteil, den Altar auch wieder von jener Seite aus zu sehen, für die er berechnet ist. Das Volk hat einen schöneren Anblick vom Inneren des Gotteshauses, als der Priester. So möchte ich manchmal von der hintersten Kirchenbank aus meiner eigenen Messe beiwohnen oder der Predigt zuhören. Das letztere dürfte sehr zu empfehlen sein; ein Priester, der als Zweiter seine eigene Predigt hören könnte!

Heute morgens durch die Kirche schreitend, sehe ich, wie in einer Bank mehrere Männer leise, aber lebhaft miteinander sprechen. Das möchte ich schon wissen, was es hier Wichtiges zu verhandeln giebt! Es war der Mühe wert. Von Touristen sprachen sie, die vor einigen Tagen ins Gebirge gegangen und seither nicht wieder gesehen worden sind. Sieben junge Stadtleute, welche die Absicht hatten, in die Laudamushöhle zu kriechen und darinnen Forschungen anzustellen nach dem verborgenen Schatze.

Der Schmied, heißt es, habe schon Männer hinaufgeschickt. Es ist Regenwetter.

Wir müssen alle hinauf. Vor der Höhle ist ein Rucksack und ein Bergstock gefunden worden, daneben Spuren, daß sie hinein sind. Eine gewissenlose Waghalsigkeit! Ein Hirtner will sie bei der Nacht mit Fackeln haben hineinkriechen gesehen durch den Bach. Seither ist das Wasser gestiegen, es schießt und wirbelt nur so ins Loch und es will sich schon stauen. Wenn sie wirklich drinnen sind, so genade ihnen Gott! Ein Holzknecht, der mehrere Teile der Höhle kennen will, sagt zwar, es könne ihnen nicht viel geschehen, wenn sie trockene Stellen erreichen, so hätten sie leidliche Wärme, hätten Wasser. Rechte Pfründner müßten sie sein, wenn sie sich nicht zu helfen wüßten! — Diese Möglichkeit der Rettung verpflichtet uns noch mehr, zwingt uns geradezu, die denkbarsten Anstrengungen zu machen. Ich habe gleich nach Unterschuttbach und in die Schattleiten um Leute und Werkzeuge geschickt. Ein Almer hat fragen lassen, wer ihn verlöhnen wolle; dafür haben ihn die anderen ausgelacht, denen ist Gott noch gut für ein Tagewerk. Wie gerne würden die Eingeschlossenen all' ihr Hab und Gut hergeben, wenn sie glücklich wieder ans Tageslicht kämen! Vor der Hand wissen wir nicht einmal, wer sie sind. Beim Schuttbachwirt haben sie sich als Höhlenforscher eingetragen. Fexen sind's! sagte jemand. Ich lasse das Wort nicht weiter, sonst geht mir keiner dran mit Gefahr seines Lebens. Lebendig begrabene Menschen sind's, mehr brauchen wir nicht zu wissen. Keinen Sonntag giebt's im Torwald, ehe sie nicht heraußen sind, so oder so.

Am 30. August.

Es ist unmöglich, hinein-, noch unmöglicher, herauszukommen. Nebel und Regen, daß von allen Runsen die Bäche rinnen. Mit schrecklicher Gewalt schießt das Wasser die Schlucht herab und in den Rachen. Es ist eine fast schwarze, muschelförmige Riesennische, die sich drinnen verengt in zahllose Löcher und Schlurfe. Mehr als vierzig Menschen arbeiten an der Abdämmung des Wassers, an Sprengung der Felsen, an Wegschaffung der angeschwemmten Erdmassen und des Bruchholzes, das sich in der Mündung verklemmt hat. Es mangelt an Arbeitern, an Pulver. Ein italienischer Teichgräber schwamm an ein Seil gebunden tief hinein, als man ihn zurückgezogen hatte, war er ohnmächtig.

Auf ein paar Tage sollen sie Nahrung mitgenommen haben. Das wundert mich, wenn sie an Hochfluten gedacht hätten, da wären sie doch gewiß gar nicht hineingekrochen. Ein Gerücht geht, im Rauhgraben habe es eine Flasche aus dem Berge geschwemmt mit einem Zettel: „Um den Willen Gottes, ihr lieben Leute, rettet uns! Wir sind dem Tode nahe, Hunger, Wasser, Kälte, Finsternis, Wahnsinn!“ Ein anderes Gerücht weiß, daß sie sich durch die Höhlungen des Gebirges fortgeholfen hätten und oben aus einer Eiskluft ans Tageslicht gekommen wären. Gleichzeitig heißt es, man habe aus dem Berge schrille Pfiffe und lautes Weinen gehört. — Ich fürchte, sie sind alle schon tot, vom Wasser in die Abgründe geschwemmt. Wäre es nicht das Bessere? Können sie nicht auch, in einem trockenen Raume eingeschlossen, verzweifeln in der ewigen, brausenden Nacht? Vier Tage sind eine Ewigkeit in der Höhle,

ohne Trost, ohne Licht! Ohne Licht! wer das ausdenkt! — Der Schmied hat an einem Seile ein Fäßchen hineinrinnen lassen mit Lebensmitteln und Kerzen. Das Seil ist gerissen, das Fäßchen wird in die Tiefen gefahren sein.

Aus Wien ist die Anfrage gekommen wegen sieben Touristen, die nach den Gegenden der Hohen Rauh ausgezogen und nicht nach Hause gekommen wären. Nach allen Seiten hin rufen wir um Hilfe, und von allen Seiten kommen die Leute mit Rat und That. Der Bezirkshauptmann von Schwarzau hat Soldaten und Pulver mitgebracht und arbeitet eigenhändig mit bei den Sprengungen. Alles glüht, um zu helfen. — So sonderbar ums Herz, wie jetzt, ist mir noch gar nie gewesen.

Am 31. August.

Die Sprengschüsse knallen Tag und Nacht. Die Männer vom Torwald arbeiten im Wasser, in den Tiefungen wie die Helden. Während der Arbeit spürt keiner was von den Fluten, die ihnen oft bis an die Brust gehen, erst wenn sie rasten, klappern und beben sie vor Frost und Fieber. Ein fremdes Weib ist da, das kauert an der Felswand und schreit in dieselbe hinein: „Mein Mann! Mein lieber Mann, sei getrost, es kommt Hilfe!" Aber die Wasser brausen und von den Eingeschlossenen kein Lebenszeichen und kein einziges. — O wüßten sie, wenn sie noch leben, was hier geschieht, um sie zu retten, und wie von allen Gegenden hier schon Leute beisammen sind mit allen möglichen Mitteln. Aber kein Trompetenschall und kein Pulverdonnern dringt hinein durch die ungeheuern Wände und sie wissen nichts. — Wenn wir nur

die letzte, traurige Gewißheit hätten, daß sie schon in Ewigkeit rasten!

Aufgeben dürfen wir sie nicht, sagt der Schmied. Das Wasser absperren, ein anderes Mittel giebt es nicht. Weiter oben kann ein schmaler Bergwall durchbrochen werden, dagegen aber wehrt sich der Hies im Grund, über dessen Wiesen das abgeleitete Wasser niederfahren würde, bis an sein Haus hinab. Ich mache ihm Vorstellungen, wenn es sich um Menschenleben handelt, kann von Wiesen und Hof keine Rede sein. Er aber hält den Kopf mit beiden Händen und schreit: „Wie komm' ich dazu, wegen der Dummheit fremder Leute mein Hab und Gut zu verlieren? Was haben sie denn zu suchen gehabt im Loch, die Thoren?" Andere stimmen ihm bei und gehen nicht dran, den Wall zu durchschlagen. Der Regen hat nachgelassen, im Hochgebirge liegt Neuschnee, aber das Wasser will nicht sinken. Der Teichgräber will sich mit Lebensmitteln in eine Kuhhaut einnähen lassen und es noch einmal versuchen, an einem starken Seile sich hineinschwemmen zu lassen. — Gendarmen sind da, die gestatten den Versuch nicht, sie sagen, besser sieben Tote, als acht. Sind sie denn aber tot? Wenn sie nur Licht hätten!

Am 1. September.

Seit fünf Nächten kein Auge mehr geschlossen. Die ganze Gegend ist in größter Aufregung. Sie wollten sich nicht kümmern um die Feren, sagen die Leute, und kümmern sich doch. Wer kann eine ruhige Minute haben, wenn er denkt: Sieben Menschen da oben lebendig begraben. Nahe bei uns, und doch unerreichbar. Du

Menschheit, du mächtige! was hast du nicht schon alles überwältigt auf dieser Erde! Seen getrocknet, Meere verbunden, Berge durchgraben. Und dir sollte es nicht möglich sein, in diese Höhle zu dringen? Nein, wir dürfen nicht aussetzen, wir dürfen nicht. Das ganze Land muß herbei mit allen Kräften. Mir schwant, es ist noch nicht zu spät!

Man sagt, bei Wasser könne es der Mensch lange aushalten. — Nach Jahr und Tag werden wir sie rufen und klagen hören da drinnen, wenn wir jetzt erlahmen, und das wird das böse Gewissen sein. Daß es gerade uns, den armen Torwaldleuten, aufgesetzt sein muß, das Unmögliche zu leisten! Aber sie warten auf uns, die armen, armen Menschen in der Bergestiefe. Wenn sie nur Licht hätten! Ich kann es nicht denken. Alles ist nichts gegen die ewige Finsternis.

Keine günstige Wendung will eintreten, und die Hoffnung schwindet doch nicht, sie belebt sich immer wieder. Gearbeitet wird ununterbrochen. Die Wirte schaffen Lebensmittel hinauf, und im Gesteine werden Trinkbuden errichtet, wie auf einem Jahrmarkte.

Gestern sind der Schmied und ich noch einmal beim Hies im Grund gewesen und haben ihm gesagt, er solle sein Haus räumen, es könne Wasser kommen, der Wall müsse durchstochen werden. Er schreit, das gestatte er nimmer, das sei sein Eigentum. „Es wird dir alles vergütet!" sagt der Schmied. „Von wem?" frägt er, „von den Stadtleuten?" Er lacht brüllend auf und läuft davon.

Und heute bald nach Mitternacht ist er hinaufgekommen in die Hochschlucht, die von Männern, Fackelschein und Wasserrauschen wild belebt ist. Er könne diese Nacht

nicht länger mehr ertragen. Der Mensch ist schreiend geworden in ihm. Laut verlangt er, sie sollten den Wall brechen, lieber alles verlieren, als sein Lebtag den schreckbaren Vorwurf haben: Deinetwegen sind sie zu Grunde gegangen! — So arbeiten jetzt seit frühestem Morgen achtzig Männer an der Durchstechung des Bergwalls, in zwei Tagen, meinen sie, könne es geschehen sein.

Die Begrabenen! Labe sie mit deinem Troste, barmherziger Heiland! Lasse die Liebe und Opferwilligkeit so vieler Menschen nicht zu Schanden werden!

Angehörige der Eingeschlossenen sind angekommen, eine Mutter, ein Bruder, zwei Schwestern, ärmere Leute, wie es scheint. Ihre Verzweiflung ist grenzenlos. Wie sie das wilde Loch sehen, wird eine der Frauen ohnmächtig. Ich suche zu trösten mit allem, was Erde und Himmel mir eingiebt, mit vielem, was ich selbst nimmer für möglich halte. Die kranke Person lasse ich hinabschaffen in den Pfarrhof, und wie sie sieht, daß dort viele Betten aufgerichtet werden für die Geretteten, wird sie voller Zuversicht und weint vor Freude, daß es ein so glückliches Ende nimmt.

Wie werde ich diese Leute aufrecht halten, wenn es nicht gelingt?

Die Scharte am Wall, die das Wasser ableiten soll, vergrößert sich von Stunde zu Stunde, und die Hoffnung der Leute wächst wunderbar.

Auf einem Felsrücken unweit der Höhle ist ein großer Stoß von dürrem Gefällholz aufgeschichtet worden. In dem Augenblick, als die Rettung vollzogen ist, wird er angezündet, dem Torwaldthale zur Botschaft. Auf dem Riedel wird auch ein Scheiterhaufen angezündet, damit es die von

Sankt Johann und Alpenzell wissen. Auf dem Kirchturm zu Sankt Maria wird die weiße Fahne ausgesteckt, wenn sie glücklich gerettet sind, und die schwarze, wenn es anders ist.

Nur ein Gedanke ist im Lande weitum, nur ein Gefühl. Den Stolz, ein Mensch zu sein, noch nie habe ich ihn so empfunden, als jetzt.

Am 3. September.

Einen Ruf will man gehört haben aus den Tiefen der Höhle. Das war ein neuer Kraftblitz in die Arme der Arbeiter. Man zählt die Zeit bis zum Gelingen nur noch nach Stunden. Alle Berghänge ringsum sind besetzt von Menschen, die alles andere vergessend auf den Augenblick warten. Jetzt noch schießt das Wasser brausend in die dunkle Laudamushöhle hinein. Mein Gott, wenn sie noch Te Deum laudamus singen könnten! — Der erste, der hineindringt, sagen die Leute, wird gute Nerven haben müssen. Vielleicht findet er Wahnsinnige, die sich gegenseitig zerfleischt haben. Abgemagert zum Skelett werden sie sein, stumpfsinnige, stammelnde Greise mit ergrauten Haaren. Und wenn einer noch unter ihnen ist, der ein Fünklein Seele bewahrt hat, mit welchen Gefühlen wird er sein Auge aufschlagen zum ewigen Lichte! Welchen Schrei unendlichen Dankes wird er zu Gott rufen und den Rettern um den Hals fallen! Verklärt zu einem Heiligen wird er geworden sein in der neuntägigen Grabesnacht! Weinend wird er die Leute um Verzeihung bitten für den Leichtsinn, der ein solches Meer von Aufregung und Mitleid verursacht hat. Alle kleinlichen Schrullen werden wie Schlacken von ihm gefallen sein, ein reiner

Mensch, ein großer Mensch wird hervorgegangen sein aus der Unterwelt, und als solcher noch wird er niedersinken aufs Knie und die Fäuste an die Brust gepreßt stöhnen: Ich bin's nicht wert, ich bin's nicht wert, was für mich geschehen ist! —

Und mit welchem Jubel werden wir sie auf den Händen tragen, die lieben Auferstandenen! Wird uns eine solche Freude beschert sein?

Ich nehme die heiligen Sakramente mit hinauf.

Am 4. September.

Sie sind gerettet! Sie leben! Alle sieben, sie sind gerettet! — Großer Gott, wir loben dich! — —

Schon gestern abends war das Werk vollbracht. Das Wasser schoß in breiten Strömen über die Lehnen hinab gegen den Hof des Hies im Grunde, der bald krachend zusammenbricht und verschüttet ist. Der Eingang in das Laudamusloch ist frei, zehn oder zwölf Männer waten mit Lichtern, Seilen, Krampen und Beilen durch Schlamm und Wust hinein, und an der Mündung stehen andere mit Fackeln und allerlei Lebensmitteln in Bereitschaft die ganze Nacht. An den rotbeleuchteten Hängen ringsum hört man laut beten. Ich selbst habe die Litanei von den Heiligen Gottes vorgebetet.

Und gegen morgen, just als der Tag ein wenig zu grauen beginnt, sind sie erschienen.

Im Fackelschein blutrote Gestalten, so sind sie, von den Rettern geführt, hervorgekommen und herangeschwankt zwischen den triefenden Wänden.

Der Freudenlärm, der sich jetzt erhoben hat, ist wohl unbeschreiblich, die Leute umarmten einander und schluchzten laut. Nur die Geretteten schritten schweigsam dahin und schauten verwundert um sich, was denn die vielen Menschen da zu bedeuten hätten? — — So haben wir es uns nicht gedacht. Die Umarmungen und Küsse der Angehörigen lassen sie kalt über sich ergehen, einer macht sogar abwehrende Bewegungen, gleichsam: was soll denn das? Und ein anderer sagt: „Ihr seht es ja, wir haben nichts gefunden!" Voller Lehmkrusten sind ihre Kleider, sonst unterscheiden sie sich kaum von anderen. Von Jammergestalten keine Rede. Als man sie auf die bereiteten Tragbahren legen wollte, rief einer: „Sind wir denn Kinder, daß wir uns sollen tragen lassen?" — „Wir danken Euch, liebe Leute!" sprach einer der Geretteten zu den Umstehenden, „wir danken euch schön für euere Mühe. Mit der Zeit hätten wir uns wohl auch allein herausgearbeitet." An die Notwendigkeit, ihnen laue Milch einzuflößen, hatte man gedacht, sie zogen aber Wein und Branntwein vor. Ein paar junge Burschen, die man herausgeholt, stülpten ihre Hüte schief auf den Kopf und lachten einander zu: „Das war ein Abenteuer, was? Aber ein Luderslock ist's!"

Was man sich nur da denken soll. Ich ging nahe den Geretteten einher über die Steine, und als das Meer des Morgenrotes leuchtete, und als dort hinter den fernen Gebirgen das glühende Rad der Sonne langsam und groß heraufstieg, da dachte ich, jetzt und jetzt wird einer auf's Knie niedersinken und ein Dankgebet zum Himmel thun. — 's ist keinem eingefallen. An dem weißen Rauch haben sie sich ergötzt, der vom angezündeten

Holzhausen in dichten Wolken aufstieg, dann haben sie sich verneigt „für die Ehr' und Auszeichnung"!

Über mich ist ein großes Schamgefühl gekommen, ich weiß nicht, ob meiner Enttäuschung oder ob des Stumpfsinnes und der Danklosigkeit dieser Menschen. Wenn es auch nur Leute geringen Standes sind, so möchte man doch auch bei diesen auf den Takt des Herzens nicht verzichten. Aber das ist die Großstadt. — Der Mensch kennt den Menschen noch immer nicht, und wir haben erst erfahren müssen, daß auch aus der Laudamushöhle kein anderer herauskommt, als hineingekrochen ist. — Als sie dann eingeladen wurden, im Pfarrhofe auf den bereiteten Betten sich auszuruhen, war ihre Antwort, sie ließen schön danken, sie blieben lieber beisammen im Wirtshaus.

Dann habe ich mich abseits geschlichen und bin allein nach Sankt Maria gegangen. Hinter Oberschuttbach in einer Scheune treffe ich die Familie des Hies im Grund; sie klagen und weinen, sie sind heimatlos. Von ihrer stattlichen Behausung rinnen die Trümmer heraus auf trübem Wasser durch das Thal. Diese armen Leute habe ich nun mitgenommen in den Pfarrhof.

Am 6. September.

Wie eine unerlöste Seele bin ich herumgeirrt einen ganzen Tag lang. Was sind das für Leute! Was sind das für Leute! — Daß ich doch so gar kein Menschenkenner bin! Ich hätt's nicht gedacht. Gestern abends beim Unterschuttbachwirt habe ich ihren Erzählungen zugehört. Die große Gaststube ist voller Menschen den

ganzen Tag, von weither kommen die Leute, um die Schicksale der Höhlenbären aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Mehrere der Geretteten wollten anfangs Eintrittsgeld nehmen, dagegen haben sich doch die anderen ausgesprochen unter der Begründung: es könnte sich etwa nicht schicken. — Aber wenn man ihnen den Wein zahlt, den sie bei ihren Darstellungen trinken, so haben sie nichts dagegen.

Einen der älteren, ein Kunsttischler soll es sein, hörte ich das Folgende erzählen: „Wir unser sieben Kameraden haben uns verabredet, einmal, wenn arbeitslos oder Urlaub, zusammen ins Gebirge zu gehen und in große Höhlen zu kriechen. So sind wir jetzt herauf, und vom Schatz in der Laudamushöhle haben wir auch gehört. Den könnten wir brauchen. Nachdem wir am Donnerstag früh in die Höhle eingedrungen, haben wir angefangen, mit unseren Fackeln dieselbe nach allen Richtungen hin zu durchsuchen. Von einer Höhle kommt man in die andere, hin und her, auf und ab. Schneeweiße Steine hängen wie Zapfen herab. Aber gefunden haben wir nichts. Ich sage, das nächste Mal müssen wir uns mehr links halten."

„Was habt ihr denn gesucht?" wird der Mann gefragt.

Darauf antwortet er nicht, sondern fährt fort:

„Zuerst sind wir immer tiefer hinabgekommen in die Wassertümpel. Kröten und anderes Getier, der Buchbinder hat Angst gehabt vor den Drachen. Von fern her haben wir donnern gehört, dem sind wir zugegangen. Die Höhle ist groß geworden wie eine Kirche. Und sind wir auf einmal vor einem Abgrund gestanden, da ist das Wasser hinabgefahren wie in einen Trichter und ein Nebel ist

aufgestiegen, und unsere Fackeln haben Regenbogenräder bekommen, wie Heiligenschein. Wir reden zu einander und verstehen uns nicht. Da haben wir uns angefangen zu fürchten und sind umgekehrt. — Und am Nachmittag, wie wir hinauswollen, wo wir hereingekommen, ist Wasser da und allerlei Holzwerk hat den Ausgang verklemmt. So, schön! haben wir gesagt, jetzt heißt's warten, bis das Wasser abläuft, gut, daß wir Sachen bei uns haben. Das habe ich alleweil gesagt, wer aufs Meer geht oder in Höhlen, der muß Sachen mitnehmen. An trockenen Stellen haben wir uns zusammengesetzt, Kerzen an die Wand gesteckt und gewartet. Das Wasser steigt alleweil höher herauf, von oben tropft's herab, was Trinkwasser giebt. Die Lebensmittel haben wir in sieben gleiche Teile geteilt, und ich habe gesagt: So und so viel darf jeder im Tag verzehren, aber nicht mehr, denn weil wir nicht wissen, wie lange es dauern kann. Mit den Kerzen haben wir auch gespart und sind viel im Finstern gesessen. Die ersten Tage haben wir noch gesungen und Kurzweil getrieben. Nachher ist uns das Kurzweiltreiben langweilig geworden. Sind still geworden, haben nicht viel miteinander geredet. Der Buchbinder hat gezeichnet, später hat er das Zeichenheft zum Feuermachen hergeben müssen. Brennholz hätten wir genug gehabt, lauter angeschwemmtes, aber naß. Und Rauch, daß wir bald erstickt wären. Haben das Feuermachen sein gelassen, und wenn's kalt ist worden, haben wir Holz gespalten oder Steine hin und her gewälzt. Der Schirmmacher hat eine Uhr gehabt, haben gut auf die Zeit Acht gegeben. Um neun Uhr abends haben wir uns allemal zum Schlafen gelegt. Alle sieben zusammen in einen Plaid gewickelt, der hat dem Buchbinder gehört. Geschlafen

wie die Ratten. Die Nacht vom Freitag auf Samstag ist schrecklich gewesen, und das Wasser ist fort gestiegen und gestiegen. Einer hat immer Wasserwacht halten müssen. Alsdann am Sonntag ist das Faß gekommen mit Schinken, Speck und Käse — aber das Brot ist nicht zu essen gewesen, ganz durchweicht. Wenn wir nicht just die verklemmten Balken wegräumen wollten vor dem Schlurf, hätten wir das Faß gar nicht bemerkt, ist ganz verklemmt gewesen im Holzwerk. Sie suchen uns, wir gehen ihnen schon ab! haben wir gesagt. Nur Tabak, wenn wir noch hätten! — Alsdann haben wir auf einmal schießen gehört. Wird's Loch bald offen sein, haben wir gesagt. Später hat das Schießen nachgelassen und lange nichts mehr, so daß wir gemeint haben, die Letfeigen hätten den Mut verloren. Dann ist's ein bissel langweilig worden. Wir sind dagesessen, Spielkarten, wenn wir eingesteckt hätten! Thut's lieber beten! sagt der Schlosser. Haben wir auch einmal gebetet, der Buchbinder hat das Vaterunser gekonnt. Alsdann wieder nichts und manchmal wie betäubt. Der kleine Commis ganz verzagt: Kommen wir denn nimmer hinaus? Müssen wir denn sterben in diesem Loch? — Wirst gleich den Mund halten! sag ich, Trübsal blasen, das ginge uns noch ab! Er hat sich an die Wand gelegt und nicht mehr gemuckst. Endlich hat das Schießen wieder angefangen. Wir machen uns neuerdings an die Arbeit, aber die Verklemmung will nicht weichen, und das Wasser, das Wasser! So geht's wieder eine Weile fort, sagt einmal der Schirmmacher: Heute ist schon der achte Tag, wie viel haben wir noch Kerzen? — Ein einziges Stumpfel. — Zünden wir's an, damit sie Licht sehen, wenn sie kommen. Auf einmal hören wir das Wasser

nimmer, so daß ich schon denke, wir wären taub geworden. Da schreit wer vom Schlurf her: Seid ihr da? — Ja! rufen wir hell. — Wie geht's euch? — Hoi ho, uns geht's gut! — Aber gefreut hat's uns doch."

So die Erzählung des Tischlers. Seine Genossen hatten ihn dabei mehrmals unterbrochen, jeder vertrat seine persönliche Erfahrung und Ansicht, aber davon, wonach ich ausgehorcht, war kein Hauch zu vernehmen.

Wenn man's aber klipp und klar nimmt, es war ein tapferes Aufrechtbleiben. Heldenhaft, könnte man sagen. Robinson hat's auch nicht anders gemacht. Alles haben sie für ganz natürlich und selbstverständlich gehalten — auch die Rettung. Ist Pflicht der Mitmenschen, für die man sich nicht erst viel zu bedanken braucht. — Zugegeben. Wenn ich nur in einem ihrer Augen etwas Nasses gesehen hätte, nur in einem einzigen. — Um sie ist so viel geweint worden. Da gab's keinen Ständeunterschied, alle Welt von ferne wie von nah vereinigte sich in fieberhaftem Eifer zur Erlösung der sieben Personen. — Die Geretteten mögen nun ihres Weges ziehen, der Wert des Erfolges liegt in den Rettern. — Wie es auch sei, ich danke dem Himmel für dieses Ereignis, für diese elementare Offenbarung der Menschenliebe. Es war ein heiliges Aufleuchten des ewigen Lichtes . . . . .

Am 7. September.

Die Auferstandenen sind abgereist. Nur den kleinen Commis haben sie zurückgelassen, er liegt beim Wirt im Bette und fiebert. Und endlich ist es doch! Er hat mich bitten lassen, zu ihm zu kommen, es ist ganz erschütternd

gewesen. An meine Brust hat er sein Haupt gepreßt und hat sich ausgeweint. Gesagt hat er nicht viel, nur immer geschluchzt und mich fest bei der Hand gehalten und sie geküßt, gewiß an hundertmal. — — Gleichsam, als ob alle Todesangst, aller heiße Dank von sich und den anderen bisher gewaltsam zurückgehalten worden wäre, aus Trotz, aus Schamgefühl, aus irgend einem Grund, und jetzt auf einmal bricht's hervor. — Ich habe auch nichts anderes zu sagen gewußt, als immer nur: „Gott segne dich, mein Sohn, Gott segne dich!"

So glückselig ist mir jetzt zu Mute, so unbeschreiblich dankbar für ihre Dankbarkeit!

Am 8. September.

Heute beim Gottesdienst ist der kleine Commis in der Kirche gewesen, und die Regina sagt, er hätte die Hände über der Brust gehalten und kein Auge abgewendet vom Altare. Am Nachmittage hat er sich einem Hirtner angeschlossen und ist noch einmal hinaufgestiegen zur Laudamushöhle. Geredet — sagt der Hirtner — hätte er unterwegs kaum zehn Worte, aber oben hätte er lange ins Wasser niedergeschaut, das jetzt schon wieder in die Höhle schießt. Was er sich gedacht haben wird? — Auf dem Rückwege kommt er an dem zerstörten Anwesen des Hies im Grund vorbei. Der Hirtner erzählt ihm, warum das hat geschehen müssen, da soll der junge Herr sein Taschenbuch herausgezogen und was hineingeschrieben haben.

Morgen will er zurück in seine große Stadt.

Zweites Buch.

Am 18. Juli 1881.

Das Wetter im Torwaldthale wird unruhig. Seit die neue Straße durch die Bärenschluchten und die Schwarzklamm herauf fertig ist, geht ein anderer Wind. Kein Mensch hätte es vor vier Jahren noch geglaubt, daß da, wo nicht einmal die Gemse ihren Steig hat finden können zwischen den Wänden an der wilden Eising, jemals eine solche Herrenstraße führen sollte. Stellenweise braucht der Wanderer nicht einmal einen Schirm, wenn es regnet, so weit hängen die Felswände über, in die der Weg eingesprengt worden ist. Kommen nun vom Alpenzeller Bahnhofe her feine Rößlein angetrabt mit vornehmen Kutschen und was hineingehört.

Im vorigen Sommer schon ist jede auch nur halbwegs entbehrliche Kammer vermietet gewesen in unseren drei Dörfern. Nur der Schmied hat keine entraten können, obschon die des Rolf seit langem leer steht. „Er will in seinem Hause Herr sein und nicht Fremdendiener.“ Ich dächte, ein bischen Wohnungszins könnte auch dem Schmied nicht schaden, mit dem Gewerbe geht's, so viel ich merke, nicht aufwärts. Das Eisenzeug kommt fertig von draußen herein. Sogar die Holzknechte kaufen ihre Hacken und Sappeln beim Großkaufmann in Alpenzell. Man glaubt gar nicht, wie gerne die Leute kaufen, wenn sie Geld

haben. Kaufen ist leichter, als selbermachen. Die hereingekauften Eisenhacken sind gar glatt und glänzend, springen aber lieber entzwei, als die vom Kimpelschmied.

In diesem gegenwärtigen Sommer haben die Fremden auch schon Besitz genommen von den Berghäusern drüben an den Schattleiten. Das stattlichste Haus dort hat der Zaunstiegel, dem es vor einigen Jahren abgebrannt ist. Er hat's nicht nach dem alten Alpenhausstil der Torwalder bauen lassen; gemauerter Bau, weiße Tünche, mehr Fenster als Wand, flaches Schindeldach mit drei hohen Schornsteinen, aus denen fast zu jeder Tageszeit das Rauchwölklein steigt.

Beim Zaunstiegelhofer wohnt jetzt auch eine vornehme Familie, gar aus Pest her. Der Herr trägt einen kohlschwarzen Vollbart und auf der schönen großen Nase einen güldenen Zwicker. Trotzdem schon eine Glatze da ist und ein rundliches Bäuchlein, macht er sich noch fast jugendlich, trägt stets ein modern geschnittenes Stadtkleid, sehr frische Wäsche mit Goldknöpfen und ist überaus artig mit seiner Frau, die auch sehr elegant ist, manchmal aber etwas schläfrig dreinschaut. Dann sind bisweilen erwachsene Söhne anwesend, reisen aber allemal bald wieder fort. Ich merke mir diese Herrschaften darum besonders an, weil sie die einzigen sind, die beim Schmied und bei mir ihre Karten abgegeben haben. Isidor Ritter von Yark. Weil die Leute den ganzen Namen nicht aussprechen können, so nennen sie ihn den Jagdritter (Yark-Ritter) oder kurzweg den Ritter. Dieser Familie gefällt es so gut im Torwald, daß sie sich ein Sommerhaus bauen will. Mit dem Gral in Oberschuttbach ist der Ritter in Unterhandlung wegen des Baugrundes, aber die Alte sagt:

„Vom Gralgrund keine Handvoll Erden, so lang ich noch leb'!" Sie ist jetzt alt hundert und vier Jahre, aber der Ritter scheint etwas ungeduldig zu sein; einstweilen kauft er im Gebirge Waldgrund zusammen, für seinen Lieblingssohn Hermann, der ein großer Jäger sein soll. Dem Hies im Grund, der sein Haus nicht wieder aufbauen kann, hat er auch die Gründe abgekauft. Vom Hies sagen die Leute, jetzt sei er der Hies ohne Grund. So hat der arme Mensch, der sich für die Höhlenbären opfern mußte, zum Schaden auch noch den Spott.

Von allen Sommerfrischlern sind Herr und Frau von Yark die einzigen, die an Sonn- und Feiertagen regelmäßig in die Kirche kommen. Sie haben sich die vorderste Bank an der Weiberseite gemietet und dafür auf ein Jahr den zehnfachen Preis des sonst üblichen Bankgroschens gezahlt. Anfangs haben die Einheimischen ein wenig geschmunzelt, als der dicke Herr mit dem Zwicker auf der Nase so unter den Weibsleuten sitzt. Die Geschlechter sind sonst in der Kirche ja gesondert, die Männer an der rechten, die Weiber an der linken Seite. Seit der Ritter aber die große Fahne — pure schwere Seiden — mit den Heiligen Rochus und Sebastian gestiftet hat, genießt er auch in der Kirche großes Ansehen. Wir dürfen alle froh sein, wenn unser Gotteshaus einen großmögenden Gönner gefunden hat. Nur der Schmied mag ihn nicht und sicherlich steckt er dahinter, wenn jetzt etliche alte Bauern Geld zusammenschießen für eine andere Kirchenfahne, damit man die vom „falschen Rittersmann", wie sie ihn nennen, wieder hinauswerfen könne. Daß doch jedem guten Werke der Undank nachlaufen muß!

Der Touristen ziehen so viele durch, daß schon drei

„geprüfte" Bergführer sind; der Semerl ist der gesuchteste. Der Unterschuttbachwirt hat ein eigenes Touristenzimmer einrichten lassen, da giebt's Zeitungen, an den Wänden hängen Alpenbilder, Gebirgskarten, Führerlisten und sogar ein Ehrendiplom, das der Wirt vom Alpenverein erhalten hat, weil er so gute Herberge giebt und einen Fußsteig hat anlegen lassen über seine Alm auf den Dreispitz. Trotzdem ist davon die Rede, daß hinter Oberschuttbach am steilen Felsenufer der Eising ein Touristenhotel erbaut werden soll. Dieses Gebirge, sagen sie, sei ganz ungeheuer schön. Besonders, wenn man wieder fortgehen kann, sobald schlecht Wetter wird. Gestern sah ich eine Briefadresse aus Pest mit der Aufschrift: Torwald, Luftkurort! Das geht ja ganz erstaunlich vorwärts! Neu-Torwald soll die Kranken gesund machen! Der Schmied sagt, er sei schon zufrieden, wenn es die Gesunden nicht krank macht. — Luftkurort Torwald! Nicht übel.

Am 31. Juli.

Gestern, bei der Bestattung eines alten Kräutlers, der tot im Walde gefunden worden, hat sich auf dem Kirchhofe ein kleiner Zwischenfall ereignet. Nachdem ich am Grabe die üblichen fünf Vaterunser gesprochen hatte, sagt in der Menge jemand laut — und es ist der krump Christel: „Gott tröst' sein' arme Seel! Wer weiß, wie's ihr schon heiß wird sein, daß sie ohne Beicht und Kommunion hat fort müssen!"

„Schau du auf deine arme Seel', Betbruder verdächtiger!" grollt der Meßner Karl und haut dem Alten das Rauchfaß ans Hinterteil, daß die Funken stieben.

Muß dem Karl darob eine Rüge erteilen. Wenn aber ich zur Zeit neben dem Christel gestanden wäre und hätte das Rauchfaß in der Hand gehabt — es könnte sich auch so etwas zugetragen haben.

Heute früh haben wir den reichen Stegleger aus Unterschuttbach begraben. Das ist ein etwas hoffärtiger Mann gewesen, Gott habe ihn selig, und hat der große Thalbauer auf die armen Berghüttler stark von — oben herabgeschaut. Und wird Folgendes erzählt: Setzt sich im Wirtshaus einmal der Kräutler Andresel zu seinem Tisch, da steht der Stegleger auf und sagt: „Ah na, mit so einem Schwarz-Knödel-Fresser mag ich nit beisammensitzen!"

Auf das soll der Kräutler geantwortet haben: „Wart' nur, Großkopfeter, du willst nit neben meiner sitzen, du wirst sogar noch neben meiner liegen, und wir werden hübsch miteinander Schwarz-Knödel essen."

Das war vor drei Monaten. Heute liegen sie knapp nebeneinander unter den schwarzen Schollen.

Am 3. August.

Schmieds Rolf ist heimgekommen auf Urlaub für unbestimmte Zeit. Am dritten Tage schon hat er seinen Buckelkorb und sein Holzschlägerwerkzeug genommen und ist in seine Wälder hinaufgegangen. Die Weibsleute sollen ihm nachgeguckt haben. Ich glaub's, der Soldat steht ihm gar nicht übel. Man sagt, er schaue sich nach keiner um. Wenn er nicht bei der Arbeit sei, liege er irgendwo in der Sonne. Das ist mir auch wieder nicht

ganz recht. Anfangs, wie er so plötzlich nach Hause gekommen ist, bin ich erschrocken. Es ist aber alles in Ordnung mit seinem Urlaubsschein.

Aus den Augen lassen darf man den Burschen nicht. Sein Vater? Der hat jetzt andere Sorgen.

Am Bartholomäustage.

Immer schon meine Bangigkeit, ich wußte nicht warum. Jetzt ist es da. — Die Messe war besonders gut besucht gewesen, aber vielleicht weniger des heiligen Apostels und Märtyrers Bartholomäus wegen, als eines anderen Anlasses halber, wie sich nach dem Gottesdienste bald gezeigt hat. Ich sitze noch beim Frühstück, als der Zimmermann Sepp ins Zimmer tritt: Der Herr Pfarrer möchte sogleich zum Neuwirt kommen, ließen die Bauern bitten. — Was es giebt, das habe ich bald gesehen.

Die Wirtsstube voller Leute. Der Schmied ist auch da, er sitzt heute bei einem Nebentisch. Die Leute reden nicht, murmeln manchmal nur so und bohren ihre Augen in die Tischplatten. Zumeist jüngere Hausbesitzer. Anfangs meine ich, es ginge mich an, aber es ging auf den Schmied. Es war zu sehen, wie der Zaunstiegelhofer den Krämer-Wastel mit dem Ellbogen stupfte: „Jetzt fang' an!"

Der Krämer, sonst ein kleines eingetrocknetes Männlein, macht sich groß auseinander, hüstelt sich aus und hebt an: „Warum wir heute da sind, werdet ihr wissen. Gutes und Ungutes. Für unser Thal will jetzt einmal eine bessere Zeit kommen, was hilft's, wenn wir sie doch nicht annehmen. Ja — wir möchten sie schon annehmen, ich und ihr und andere. Aber unser Dickkopfeter thut da-

gegen, was er kann, und daß wir in unserer Bettelhaftigkeit verbleiben sollen. Zum Glück kann er nicht alles, was er will, aber viel bringt er leider noch zu Schaden. Wie sie auf der Hohen Rauh das Fremdenhaus gebaut haben, ist er dagegen gewesen. Wie die neue Straße angelegt worden, ist er dagegen gewesen. Wie wir in den Landes-Fremden-Verkehrsverein eintreten sollen, ist er dagegen gewesen. Wie wir von Alpenzell herein die Postkutsche hätten kriegen sollen — er ist dagegen gewesen. Wie wir unseren Gemeindewald, wo eh kein Holz herabzubringen ist, zu gutem Geld hätten machen können — er ist dagegen gewesen. Wie wir das Fischwasser vorteilhaft an die Sommerfrischgesellschaft hätten verpachten mögen — er ist dagegen gewesen. Und so könnte ich noch eine ganze Litanei hersagen, wie er Schaden thut. Ich frage euch, Gemeindegenossen, heißt das mit so einem Vorstand nicht sich selber den Hals zubinden?"

„Ist so! Ist richtig wahr!" murmeln sie Beifall.

Der Krämer fährt fort: „Wie der Herr Ritter von Park der Gemeinde den Griesriegel abkaufen will, ein schönes Geld hat er geboten für das Steinschüttel — das Gras, das drauf wachst, kauf ich nicht um dreißig Kreuzer, ein Herrenhaus stund lange gut auf dem Stein; — was ist's? Dagegen ist er und abwehren thut er, der Schmied! Daß ja kein Groschen hereinkommt zu uns armen Bauern, wo die Zeiten ohnehin schlechter werden von Jahr zu Jahr! Und so einer heißt Gemeindevorstand? Gemeinderückstand soll er heißen, oder Gemeinde-Unverstand, ist's nicht wahr? Mit dem kommen wir an den Bettelstab, während draußen in Schwarzau, in Haslau und überall die Geschäfte blühen und die Leute reich werden."

„Ganz recht hat er, der Wastel!“ murmeln die Leute einander zu.

Der Krämer fährt fort: „Unser Boden ist mager, der Wind ist kalt. Täglich die größte Mühsal, daß wir uns vor dem Bettelstab schützen, ihr wisset es. Wenn der Schwache gescheit ist, so verbindet er sich mit dem Starken, der Arme mit dem Reichen. Ihr glaubt es gar nicht, Leute, wie viel Geld es giebt auf der Welt. Geld regiert die Welt und nicht der Kimpelschmied. Seine erste und letzte Red' ist allemal: Zusammenhalten! Gut, wir werden jetzt einmal zusammenhalten, aber gegen ihn. Unser Verlangen ist, der Simon Eschgartner soll abdanken!“

Wie er desgleichen gesprochen hat, der zungenfertige Krämer, da ist's einen Augenblick so still, als ob ein Engel durchs Zimmer ginge. Und ich denke noch: was wird's für ein Engel sein, und was wird jetzt geschehen?

Steht langsam der Schmied auf. Etwas nach der Seite geneigt steht er da und sagt so ruhig, als ob er einen Krug Most verlange: „Meine Zeit ist noch nicht aus, und abdanken will ich derweilen nicht.“

„So!“ schreit jetzt der Zaunstiegelhofer von seinem Tisch herüber, „traurig für dich, Schmied, wenn du nicht so viel Ehr' im Leib' hast.“

„Zaunstiegel, du kannst still sein!“ ruft der alte Ulrich, genannt der Bauer am Lindenbaum. Von der Ofenbank ruft er's her: „Beim dortigen Tisch wird heut' alleweil vom Bettelstab gesprochen. Ich sehe in unserer Gemeinde keinen Bettler, der arbeiten kann. Aber du, Zaunstiegelhofer, du wärest einer, und ein richtiger mit Stecken und Speckſack, wenn dir der Schmied das abgebrannte Haus nicht hätt' aufbauen lassen!“

„Das hat die Gemeinde gethan und nicht der Schmied!" schreien mehrere Stimmen.

„Wenn wir diesen Vorstand nicht hätten, so hätt's die Gemeinde nicht gethan," sagt der Ulrich, „und ich sage das, so lang der Schmied steht, fällt von uns keiner."

„Und darum," setzt der Schmied gelassen bei, „darum werde ich nicht abdanken. Jetzt nicht. Ein schlechter Hirt, der die Herde verläßt, wenn ringsum die Wölfe lauern."

Jetzt erhebt sich ein Hohngelächter und ein großes Geschrei. Der Schmied wartet, bis sie ausgeschrien haben und fährt dann fort: „Der Krämer Wastel hat gesagt, daß es draußen in Schwarzau und Haslau reiche Leute giebt. Das ist richtig, nur sind es keine Einheimischen, sondern Fremde. Die Einheimischen sind ganz verarmt, in Dienstbarkeit gekommen oder ausgewandert. Die Fremden haben sich festgesetzt, holzen die Wälder ab, saugen den Boden aus, und wenn's nichts mehr zu holen giebt, werden sie wieder davongehen. So geschieht's nach kurzer Zeit auch im Torwald, wenn ich abdanke. Befehlen kann ich ja ohnehin nicht, meinem Rat ist freiwillig gefolgt worden, wer dadurch zu Schaden gekommen ist, der soll's mit sich selber ausmachen. — Ich werde bleiben und unser alteigenes Erdreich und unsere Selbständigkeit hüten so lange ich kann. Wenn die Jahre aus sind, möget ihr wählen, bishin bin ich euer Vorstand. Das ist meine Antwort und jetzt gehet heim zur Arbeit!"

Da rücken sich Stühle, daß es rollt in der Stube wie ein Donnern. „Von dir lassen wir uns nichts mehr schaffen!" rufen mehrere aus. Dann ist's wieder still. Ich sehe, wie dem Schmied die Hand zuckt. Der Zaunstiegel stichelt mit halblauter Stimme, weil das nicht kleckt, ver-

liert er auf einmal die Fassung und schreit hin: „Der will Torwald zu einer Wildnis machen, damit er selber drin der Räuberhauptmann sein kann!"

Jetzt sehe ich, wie der Schmied die Fäuste auf den Tisch stemmt und seinen Kopf weit vorneigt. Der Zaunstiegel soll still sein! winke ich, der aber gießt Wein in seine Gurgel, lacht auf und fährt fort: „Deswegen hat er seinen Buben ja schon in den Dreibrunnwald hinaufgeschickt, daß er sich vor dem Kaiserrock flüchten soll und eine Bande einrichten!"

Kaum das gesagt ist, wirft der Schmied den Tisch um.

„Das ist zu viel! Das ist zu viel!" stöhnt er und fährt wütend gegen den Zaunstiegel los. Ich falle ihm in den Arm: „Hüte dich, Simon!" Er vorwärts, da packen sie ihn, schleudern ihn rücklings, er stürzt zu Boden, daß es grausig kracht. Er springt auf, taumelt umher, bricht wieder zusammen — da sind schon die Blutbäche über den Boden hin. — An die Tischkante hat er sein Hinterhaupt geschlagen..... Eine gräßliche Wunde. Tief ins Mark. — —

So hat's enden müssen an diesem Bartholomäustag!

Als er dagelegen ist auf der Bank, ausgestreckt und regungslos wie ein Toter — nur leise gestöhnt hat er — da ist die Stube leer geworden. Wenige seiner Anhänger sind Zeuge gewesen des Jammers, wie sein Weib kommt, die sonst so sanftmütige Schmiedin ...

Im vorigen Jahre hat sich ein junger Arzt wollen niederlassen im Torwald. Der Schmied hat damals gesagt: Unsere Arzenei ist Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Kräuterthee. Jetzt hat diese Arznei wenig mehr geholfen.

Der Doktor freilich auch nicht. Der kam ja um Mitternacht von Alpenzell herein. Gerade recht zum Ende.

Bei der letzten Ölung hat er mir noch die Hand gedrückt, mich angeschaut, aber nichts mehr sagen können.

Das ist eine Trauer. „Fahre hin, o Freund, in Frieden!" Dieses Lied haben sie am Grabe begonnen zu singen. Aber nicht beendet, 's hat ihnen die Stimme verschlagen. — Jetzt scheinen es wohl alle zu verstehen, was das bedeutet. Der Zaunstiegelhofer, der Krämer und andere halten sich im Hintergrund und manchmal hört man einen unsicheren Ausruf: „Daß er aber gar so unglücklich hat fallen müssen!"

Einer der betrübtesten und einer der ruhigsten bei dem Begräbnis ist der Rolf gewesen. Als sie den Sarg seines Vaters ins finstere Grab gesenkt, hat er nicht mit einem Blick hinabgeschaut. Sein Auge, groß und feucht, war gegen die sonnigen Bergspitzen gerichtet — so ist er bewegungslos dagestanden, als ob er allein wäre auf der Welt.

Etliche Vorladungen, Verhöre, Gutachten seines Todes wegen, weiter nichts. Ein Unglück. Ein Zufall. Und die Sonne geht auf und nieder wie immer.

Das Menschenleben ist ein Taumel und sonst nichts. Man taumelt so dahin, wacht halb, träumt halb — und versäumt alles. Daß die Freuden des eigenen Leibes versäumt werden, daran liegt nichts. Aber treue Menschen!

Man sieht sie alle Tage und erkennt sie nicht, und wenn sie fort sind .... Der Kornstock. Der Schmied. — Die Traurigkeit geht bis ins tiefe Herz, und mittlerweile versäumt man auch diejenigen, die noch leben.

Ich bin voller Angst. Der Anker ist gebrochen, was wird jetzt werden? Wie soll ich schwacher Mensch das Schiff leiten? Auf den Gewässern wird es unruhiger von Tag zu Tag. Der starre Wille ist unterlegen. Thut's der milde Sinn? — Mein Kompaß soll die Liebe sein.

Am 29. August.

Ein Unglück kommt nie allein. Noch zittern die Herzen des Schmiedes wegen, der unter dem Rasen liegt, und schon wieder neues Unheil. Und unerhörtes! — Gestern schon habe ich's gelesen, aber nicht geglaubt. Heute ist es amtlich da. — Der Peter Heissel hat auf offener Straße einen ungarischen Schweinetreiber erstochen. Er ist eingeführt und bereits bei dem Vorverhöre des Raubmordes überwiesen worden. Er soll gar nicht viel geleugnet haben, hingegen geweint und gebeten, man möchte ihm nur diesmal noch verzeihen, er würde es gewiß nicht wieder thun. Für so grenzenlos verkommen hätte ich ihn doch nicht gehalten. Gar keine Ahnung zu haben von der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens.

Das Gericht will nun vom Pfarr- und Gemeindeamt die Urkunden über ihn haben. Etliche Leute hier sind ganz vergnügt über den Fall. Nun sind wir vor ihm sicher, sagen sie. Welche Schmach er auf die arme Pfarr-

gemeinde wälzt! Auf dem Hochgericht hat bisher noch keiner geendet, der im Torwalde geboren war. Vielleicht doch, daß sie seiner großen Jugend wegen Abstand nehmen.

Seine Mutter! Ich habe ihr mitteilen lassen, daß er wieder etwas angestellt hat — etwas größeres als sonst. Sie muß vorbereitet werden.

Ende August.

Über den Ritter von Yark glaube ich kaum, daß der Schmied, wenn er noch lebte, große Klage zu führen hätte. Der Herr will sich hier zwar etwas breit niedersetzen, aber er kennt auch die Gemeindepflichten und ist überall voran, wo es sich um gemeinnützige Angelegenheiten handelt.

Und doch bringen ihm die Leute, mit wenigen Ausnahmen, ein merkwürdiges Mißtrauen entgegen; dann sind sie auch wieder zuschnappig, sobald er die Hand aufthut. Ich kenne mich nicht recht aus.

Noch weniger kenne ich mich aus bei der Gnädigen. Sie ist eine sehr sittenstrenge Dame. Zuwider sind ihr die nackenden Knie, mit denen bei uns im Gebirge die Männer umgehen. Auch gegen das Barfußgehen der Dirnen hat sie Bedenken. In ihrer Stadtwohnung, die unerhört prachtvoll wäre, soll die Dame nie in ihres Gemahls Zimmer gehen, weil er mancherlei so bedenkliche Sächelchen an Bildwerken hat. In unserer Kirche, am Altar der heiligen Anna, stehen zwei kerzentragende Engel, die kein Gewand haben. Und da ist bemerkt worden, daß die Frau bei der Messe niemals nach derselben Seite hinblicke. Am vorigen Sonntage, und das sah ich selbst, hat

sie während des Gottesdienstes plötzlich mit fast heftigen Schritten die Kirche verlassen. In ihrer Nähe saß nämlich eine Bäuerin, die ihr junges Kind bei sich hatte, weil sie sich mit demselben an diesem Tage versegnen ließ. Das Kind fing während der Predigt an sich zu melden, worauf die Mutter ihm ohne weiteres die Brust reichte. Und deswegen ist die Dame fortgegangen. Die Leute sollen darüber recht gelacht haben und ihre losen Mäuler gewetzt an der dicken Stadtfrau mit dem „vielen Hinterwärts“, womit sie den hohen Sattel ihres Kleides meinen.

Die Frau ist nicht mehr ganz jung, soll aber ein großes Interesse für fremde Sprachen haben, so daß sie sich jetzt einen Sprachlehrer hält, einen armen Studenten, mit dem sie englisch lernt. — Die Leute munkeln. Ich glaube nicht alles. Vor einigen Tagen bin ich aber doch hart gewesen. Die Dame hat mir ihr Stammbuch geschickt, wie solche jetzt wieder Mode sind, und ich möchte freundlichst ein Sprüchlein hineinschreiben. Ich schreibe ins Stammbuch: „Prüderie ist ein Zeichen von Verworfenheit.“ Mit einer solchen Kugel schießt man nur, wenn man einen ganz besonderen Vogel auf der Mücke hat. Am nächsten Tage begegnet sie mir auf der Straße und winkt mit ihrem Fächer aus dem Wagen: „Recht, recht großen Dank! Das war zu liebenswürdig, Herr Pfarrer! Und wie wahr, wie wahr! Nochmals tausend Dank!“

Wenn zur sich steigernden Rohheit unseres Volkes auch noch die Heuchelei der eleganten Welt käme! Ich hoffe nur, diese beiden Tugenden vertragen sich nicht miteinander.

September.

Auch der Glockenstrick muß in die Chronik.

Als heute mittags auf dem Kirchturm Eilf geläutet wird, will die Glocke nicht aufhören. Sie glöckelt und schrillt und läutelt und kommt nicht zur Ruhe. Das nimmt mich Wunder, erst stehe ich noch eine Weile am Fenster, endlich nehme ich den Hut und gehe hinauf. Unterwegs begegnet mir des Wirts kleiner Johandl: „Herr Pfarrer, raufen thun's!" Oben vor der Kirchthür sind Hunde, große und kleine, ich glaube vom ganzen Dorf beisammen. Sie bellen und keifen, einer und der andere schießt knurrend ins Thor und wieder zurück. Unter dem Thor, am Glockenstrick hängt der Karl, ganz bis zum Gewölb hat er sich hinaufgesponnen, und auf dem Pflaster steht der krump Christl und schlägt mit seiner Krücke an den Strick empor. Das eine mal schreit er gegen den jämmerlich die Beine an sich ziehenden Karl hinauf: „Höllenbraten du! ich werd' dir helfen! Mir mit dem Rauchfaß so auf den Buckel, damals! Da hast eins dafür!" Dann gegen die Hunde: „Kuschen sollt's, Bestien!" Und fuchtelt und torkelt umher wie verrückt.

Mein Erscheinen hat dem schrecklichen Religionskriege ein Ende gemacht. „Er hat's Kappel auf dem Kopf behalten in der Kirche beim Läuten!" klagt der Christl. „Oh Tropf," sage ich, „der Herrgott schaut ja nicht aufs Kappel, er schaut aufs Herz!" „Ja!" schreit der Christl, „dem sein Herz! Das hat freilich kein Kappel auf, das hat Hörner auf, dem sein's! Wenn der noch lang Lichtel anzünden thut! Nit um einen Groschen einen Glauben hat er, Hochwürden Herr!"

So schreit der Krumme noch lange herum, und der Rupert hat ihn heimjagen müssen.

Im Herbst.

Der Zaunstiegelhofer hat's durchgesetzt. Er ist Gemeindevorstand. Auch der hohe Rat ist ein neuer, weil der alte sofort nach dem Tode des Schmiedes abgedankt hat. Und jetzt geht's vorwärts. Die Gemeindewaldungen in den Schattleiten sind sofort größtenteils an den Ritter verkauft worden. So auch der Griesriegel, auf welchem dieser Herr sich ein Sommerhaus baut; es werden bereits die Grundfesten gegraben. Das Fischwasser ist an eine Gesellschaft verpachtet. Seit zwei Wochen geht täglich ein Postwagen aus und ein zwischen Alpenzell und Sankt Maria. Die Leute schwimmen in Freude und Geld und preisen die neue Gemeindevertretung. Überall werden Wege und Stege gebaut, man spricht auch von einer Badeanstalt an der Eising, von einem Kurhaus, welches den Torwaldern von ihren Gönnern geschenkt werden soll. Sogar von einer Eisenbahn ist die Rede! Der Ritter hat mir die schmeichelhafte Äußerung gemacht, die Torwalder wären ein sehr aufgewecktes Volk, aus dem lasse sich etwas machen, und er freue sich, zum Aufblühen ihrer wirtschaftlichen Lage beitragen zu können. — Der Herr sieht aber nur die wenigen, so vorne stehen. Die im Hintergrunde haben eine andere Meinung über den Herrn Isidor Ritter von Yark und seinen wirtschaftlichen Aufschwung.

Ursprünglich soll er Isak geheißen haben; bei der Taufe hätte er den Namen Isidor gewählt, um auf Wäsche und Geräte das Monogramm nicht ändern zu müssen.

Das Gerede wird wohl nur ein Spaß sein sollen — jetzt ist wieder eine Zeit für solche Sachen. Gegen wen sie's einmal haben, bei dem legen sie alles schlecht aus, und so sagen sie auch, zum Christentum wäre er übergetreten, damit er bei den Leuten in Handel und Wandel ein größeres Vertrauen und Ansehen hätte. Sein Kirchenbesuch ist auffallend fleißig; bei reichen Herrschaften ist man eine so bekenntnisfrohe Frömmigkeit gar nicht gewohnt. Sein ältester Sohn Hermann steigt viel im Gebirge um und hat nun auch die Gemsjagd an den Rauhwänden gepachtet. Er soll ein guter Geschäftsmann sein und ist der Liebling des Vaters. Mit dem zweiten Sohne, dem Josef, soll der Ritter nur geringe Freude haben. Das sei gar ein eigensinniges Bürschlein, welches wenig Arbeitslust und Geschäftssinn habe, seiner eigenen Wege gehe und sich bisher auch nicht habe convertieren lassen. Nur zu verwundern, daß der junge Herr Josef bei unserer Bevölkerung gerade deshalb eine gewisse Achtung besitzt. Dem ist sein Glauben lieber, als das Geld, sagen sie. — Herr Josef ist übrigens selten hier. Demnächst will er, heißt es, eine große Reise antreten. — Jung sein, ohne Sorgen sein, reisen! Wie gut es doch solche Leute haben!

„Herr Pfarrer," sagt heute der Karl zu mir, „bei unserem Krämer kaufe ich das Kirchenöl für die Ampel nicht mehr. Das kann ich nicht brauchen, es ist ganz ranzig."

„Willst du dir den Salat damit schmälzen?" antworte ich scherzhaft. „Zum Verbrennen wird's wohl gut sein."

„Es ist nicht gut, Herr Pfarrer, es will nicht brennen.

Es muß Sauschmalz dabei sein, oder was Teufel, es prastelt an der Ampel wie der Speck im Krauthäfen. Das kann ich nicht brauchen. Das Lichtöl muß rein sein."

„Mein lieber Karl," sage ich, „das beste Öl fürs ewige Licht ist der Glaube!"

Ein alter Amtsbruder hat mir einmal gesagt, in unseren Kirchen würde zu viel vom Glauben geredet: Im Gebet: Ich glaube an Gott! In der Messe: Ich glaube an Gott! In der Predigt: Glaube an Gott! u. s. w. — Das sei ein Zeichen der Unsicherheit. Wie wäre es nur möglich, daß man nicht an Gott glauben könne? Er ist ja, wir sehen, hören, spüren, fühlen ihn überall. Du darfst auf ihn hoffen, du sollst ihn verehren, ihn lieben! Diese Mahnung gebührt uns. Aber du sollst an ihn glauben! Dieses Wort hat den Zweifel gebracht.

Es mag richtig sein. Darum wäre es am besten, mit dem Karl nicht vom Glauben zu sprechen. Glauben ist Gnade Gottes, die läßt sich nicht befehlen.

Am Sonntag nachmittags nach der Non pflege ich auf ein halbes Stündchen zum Neuwirt hinabzugehen, wo unser dann etliche beisammensitzen und überaus kluge Gespräche führen. Gestern — es waren auch ein paar Fremde in der Gesellschaft — kamen wir auf den Ursprung der Benennung Torwald zu sprechen. Mehrere Weisheiten wurden ausgepackt. Der eine sagte, weil die Gegend früher gleichsam nur durch ein Thor, die Wurmlucken, zugänglich gewesen sei, deshalb heiße sie Torwald. Ein anderer meinte, der

Name habe früher Dornwald geheißen wegen der vielen Hagedornbüsche, die da vorkämen. Ein dritter behauptete, das Thal habe vor Zeiten wegen seiner Torfmoore, die freilich längst urbar gemacht wären, den Namen Torfwald getragen, das f sei dann, wie es oft vorkomme, im Munde der Leute abhanden gekommen. Ein vierter war besonders sprachgelehrt und erklärte, des turmartigen Dreispitzes wegen habe man das Thal Torwald, so viel als Turmwald, geheißen. Und ein fünfter versicherte, Torwald heiße es lediglich darum, weil jeder ein Thor sei, der uralte, oft ganz zufällige Namen wissenschaftlich erklären wolle. Solchen Witz darf ich doch necken mit meiner Ansicht, daß wohl der alte Germanengott Tor bei dieser Ortsbenennung Gevatter gestanden sein möchte! Es giebt auch andere Reste jener Religion, die noch heute lebendig sind im Torwald. Und ich kenne Leute, die den heidnischen Tor und Kompagnie wieder zurück haben möchten. Aber tote Götter werden ebensowenig lebendig als gestorbene Menschen.

Anmerkung. Lieber wäre mir immerhin noch der Heide als der Atheist. Im Heidentume ist fruchtbarer Humus, in Atheismus ist alles dürr.

Anfangs Oktober.

In mir empören sich gegeneinander zwei Seelen über das, was geschehen ist. Es ist ein empörendes Unrecht, oder —? Oder nicht? — Wenn Volksstimme Gottesstimme wäre?!

Eine fast unerhörte Volksstimme hat gesprochen gestern in der Nacht.

Schon vor einiger Zeit war an das Hausthor des

Zaunstiegelhofes von unbekannten Händen ein Zettel angeschlagen worden, auf welchem mit Kohle geschrieben stand: „Bewohner dieses Hauses, seht euch für, Kaiser Karls Strafgericht ist vor der Thür!" In dem Hause wohnt außer dem Besitzer mit seinem Gesinde jetzt noch die Familie von Yark, bis deren eigenes Haus fertig sein wird. Den Zettel haben sie verschwiegen, man hat erst jetzt von ihm gehört.

Vorgestern geht der Zaunstiegel, einen Sack Roggenmehl auf dem Rücken tragend, von seiner Mühle heim. Es ist spät abends und der Mond scheint. Da hört er hinter sich ein Rasseln und Schrillen, wie mit Ketten und Kuhschellen, ein Peitschenknallen, ein ketzerisches Pfeifen, Winseln und Schreien. Der Bauer denkt an die wilde Jagd und will gegen die Fockenhäuser fliehen, sieht aber, wie von dieser Seite dunkle Gestalten gegen ihn heranhuschen, den Weg abschneiden, so daß er querfeldein laufen muß. Zu gleicher Zeit tauchen auch neben und vor ihm Männer auf, größtenteils, so viel er sieht, in Bauerntracht, aber sonst ganz fremd, viele haben schwarze Gesichter wie Mohren, andere sind mit Larven oder in Tierfelle vermummt. Etliche schauen wie Böcke aus, die auf den Hinterfüßen dahergehen. Mit Rechen, Heugabeln, Dreschflegeln, Sensen und Klapperbrettern sind sie bewaffnet, andere haben Reitern (Getreidesiebe) in den Händen, oder Strohbüschel, zausen daraus Halme hervor und schleudern sie dem Mann ins Gesicht, dabei ein ohrenzerreißendes Geheul. Der Zaunstiegel denkt anfangs gewißlich, das ist des Kimpelschmieds wegen, er wirft das Bündel weg und läuft über Stock und Stein. Doch überall tauchen die unheimlichen Gestalten auf, und er ist eingeschlossen in einem großen

Halbkreis von Verfolgern, die ihn gegen sein eigenes Gehöfte treiben. Weil auch herüben im Dorfe der Lärm gehört wird, und weil wir gewahren, daß das ganze Thal voll abenteuerlicher Gestalten ist, die gespenstisch durcheinander huschen und sich dann gegen die schattseitigen Häuser hin zusammenrotten, so will der Karl sturmläuten. Da sind die Glockenstricke abgeschnitten, aber am abgeschnittenen Seilstumpf ist ein Beutlein mit zwei Silbermünzen angebunden. Als Vergütung, aber man kann damit nicht läuten. Doch versammeln sich bald mehrere Männer und wir eilen hinüber, um zu sehen, was denn dieser ungeheuerliche Aufruhr bedeute. Um den Zaunstiegelhof wirbelt ein ganzer Hexensabbath. Wir schätzen die fremden Gestalten auf fünfhundert an Zahl, viele haben Schießgewehre bei sich. Ich spreche ein paar an, erhalte keine Antwort. Etliche füllen Körbe mit Stalldünger, Zuber mit Jauche, tragen sie an Leitern aufs Dach hinauf und entleeren sie über das Haus. Andere reißen vom Dache Bretter los. Andere stecken Besen aus Haferstroh in die Fenster. Der Zaunstiegel hat sich schon verkrochen in seinem Hause. Fackeln zucken hin und her, ein finsterer, baumstarker Mensch tritt hervor, schlägt mit dem Hammer auf einen alten Kessel und ruft laut den Isidor Ritter von Yark. Er ruft so lange, bis der Genannte erscheint auf dem Söller. Der Ritter will etwas reden, das Gerassel, Gepfeife und Geklapper übertönt alles. Er will wieder zurück ins Haus, da ist hinter ihm die Thür verschlossen, er ist auf dem Söller schutzlos der unheimlichen Menge ausgesetzt. Diese wird auf weitere Hammerschläge hin ruhig und der Recke sagt: „Richter der heiligen Vehme, tritt auf!“ Ein dunkles Wesen hastet vor, man weiß nicht,

Mann oder Weib, und das beginnt mit einem schrillen, weithinstechenden Stimmlein, gegen Herrn von Yark gewendet, also zu sprechen:

„Falscher Rittersmann, laß dir sagen, der Hammer hat eilf geschlagen! Kaiser Karl von Untersberg ist allhier mit Riesen und Zwerg. Wir erscheinen alle zum Haberfeld, auf heut' ist das Gericht bestellt. Wir grüßen dich mit Schand und Spott, du Hofabstifter und Bauerntod! Wir wollen dir die Lust vertreiben, noch lang in diesem Thal zu verbleiben. Im Torwald ist auch nicht Platz für deine Frau mit ihrem sauberen Schatz. Ist auch kein Platz für Kindel und Schwindel, macht euch fort, ihr fremdes Gesindel. Diese Gegend haben wir 'bebaut mit Fleiß und Schweiß und auf Gott vertraut. Machet euch fort bei guter Zeit, sonst geben wir euch ein anderes Geleit! Falscher Rittersmann, laß dir sagen, der Hammer wird bald zwölfe schlagen!"

Kaum das letzte Wort gesprochen ist, erhebt sich ein so höllischer Lärm, daß aus der Stallkammer die Hühner flattern quer über die Köpfe hin. Eine lange Stange ist da, die nimmt jetzt der reckenhafte Mann, bricht sie entzwei und wirft die Stücke gegen den Söller hin. Ein großes Tuch ist vorhanden, das zerreißen sie mit gierigen Armen und schleudern die Fetzen in den Wind. Dann klirrt der Hammer und die Rotten ziehen ab. In Wiesen und Wald sind sie zerstoben. — Um den Zaunstiegelhof ist es still. Die verstörten Bewohner des Hauses versammeln sich und fragen einander, was das zu bedeuten hätte? Ich meine, es war deutlich genug gesprochen worden. Der Zaunstiegel wußte auch recht gut, daß es ein Haberfeldtreiben gewesen, wie solches in diesen Gegenden früher oft

vorgekommen sein soll, wenn nach uraltem Brauch über Frevler und mißliebige Personen ein nächtliches Vehm- und Schandgericht gehalten werden sollte. Da kommen verabredetermaßen von weit und breit Männer und Burschen zusammen, einer steht für den andern, kein Schleier wird gelüftet, kein Name genannt, kein Missethäter geschont. Diesmal, so habe ich flüstern gehört, soll der Ulrich am Lindenbaum der Haberfeldmeister gewesen sein. Gar aus Haslau und Mönchthal sollen Leute dagewesen sein, aber man hütet sich, mehr zu sagen; das unsichtbare Volksgericht tagt zu aller Zeit, und keine Polizei kann es fassen.

Drei Tage später.

Die Meinung der Leute, daß die Pester Herrschaft sofort abreisen werde, ist eine irrige. Der „falsche Rittersmann“ versteht eben die Mundart nicht scharf genug, als daß er die nächtliche Ehrenrede voll erfaßt hätte. Dazu hat sein Hausherr ihm weis zu machen gesucht, daß der Spuk nichts als ein althergebrachter Aufzug gewesen sei, eine derbe Schalkerei ohne alle Bedeutung. Betrunkene pflegten das zu veranstalten und hätten wahrscheinlich damit nichts erzwecken wollen, als etliche Krüge Apfelwein. Als sie jedoch am Morgen die Fetzen der seidenen Kirchenfahne finden, die der Ritter gestiftet hatte, als sie die Trümmer der roten Stange sehen, scheint dem Herrn die Sache doch bedenklich vorzukommen. Er thut aber nichts desgleichen. Seit gestern geht er viel bei den Leuten herum, ist überall höchst zuvorkommend und munter und sagt, er gedenke dies Jahr bis zum ersten Schnee dazubleiben. Dem Perner in Unterschuttbach hat er heute Haus und Hof abgekauft,

der vielen dazugehörigen Waldungen wegen. Von den überall verbreiteten Zetteln mit dem gegen ihn gerichteten Habererspruch scheint er keinen gesehen zu haben. Der größte Teil der Torwalder stellt sich gar entrüstet über den nächtlichen Unfug, welcher geeignet erscheine, Leute, die Geld ins Land bringen, wieder zu verscheuchen. Bei manchem, deucht es mich, wird die große Entrüstung nicht allzu ernst gemeint sein.

Der „Rittersmann" jedoch weiß, daß heutzutage nicht das Haberfeldtreiben die Welt beherrscht, sondern das Geld. Und der Gemeindevorstand Zaunstiegel hat sich an die Bezirkshauptmannschaft Altstadt gewendet mit dem Gesuche um Errichtung einer Ortspolizei im Torwald.

Am 19. Dezember.

Endlich sind die letzten Sonnenscheinfreunde fortgegangen. Auch die Familie Yark nach dem fernen Pest im Ungarlande. Nur der junge Ritter Hermann soll noch mit dem Stutzen umhersteigen drinnen in den Wänden. Jetzt auf Gemsen! Im tiefen Schnee. Was es doch diesen Herrschaften bei ihrem Gutleben öde werden muß, daß sie künstlich und zu Fleiß sich solche Beschwerden selber machen! Andererseits gefällt mir, daß sie es thun. Die Jäger sagen, der junge Herr wäre im Gebirge ein ganz tollkühner Mensch, wie es ja überhaupt zu sagen ist, daß Leute, welche die wilde Bergesnatur nicht kennen, mit ihr kecker anbinden als solche, die täglich mit ihr umgehen.

Im übrigen sind wir mitten im harten Torwaldwinter wieder allein. Es ist fast zum Aufatmen. Aber die Leute sind nicht mehr so. Sie stehen nicht mehr früh um drei

Uhr auf zum Garbendreschen, sie versäumen die Rorate. Der Segen, sagt der Krämer, komme ja nicht von oben, sondern von draußen. Tagsüber eisschießen, kartenspielen. Früher hat man um Bohnen oder Nüsse gespielt, jetzt um Silberstücke. Der Zaunstiegelhofer, der sich als Gemeindevorstand nur mehr Herr Achenberger nennen läßt, rührt unter zehn Kreuzern kein Blatt an. Von unserem Lehrer gefällt es mir, daß er die Karten nicht mag; sie sind ihm zu windig, sagt er, wenn er schon was angreife, so wolle er auch was in der Hand haben, und faßt den schweren Eisschützenstock. Leibesübung, Körperkraft ist dem sein Ideal. Das putzt er zierlich auf mit dem Sprüchlein: Kraft und Gesundheit sei auch eine Tugend. Er hat die Zeit, als er im Torwald ist, breite Schultern und stramme Muskeln bekommen, und im Gesicht schaut er aus wie ein Rothäuter. In der Schule mit den hohen Wissenschaften ist er nicht ganz so streng, als er anfangs eingesetzt hat, läßt es jetzt auch hübsch mit Lesen, Schreiben und Rechnen gut sein. Dafür die Turnerei! Die Bauern meinen zwar, das beste und nützlichste Turnen sei Holzhacken, Pflügen und Mähen. Der Gemeindevorstand sagt: Wir müssen turnen,' weil's zum Fortschritt gehört. Bildung, Fortschritt, das sind die Schimmel, die jetzt auch im Torwald geritten werden. Einer davon ist krumm.

Am 22. Dezember.

Der arme Bursche! Die arme Mutter! Die arme Gemeinde! Ich will die eben erhaltene Nachricht niemandem mitteilen — das wäre ein verdammter Weihnachtssegen! Ich will das schwere Unglück in mir verschlossen

tragen und es in der heiligen Christmette dem göttlichen Kinde aufopfern. Dann muß ich aber doch die Magd rufen lassen und es ihr sagen, bevor sie's von anderen erfährt. Die arme Person!

Am 23. Dezember.

Im Dorfe geht seit Mittag die Mähr, daß der junge Hermann von Yark verunglückt sei in den Wänden. Er soll abgestürzt und auf einem Eisflötze gestern gefunden worden sein. Der Holz-Hoisel hätte ihn gefunden, die Regina hat's eben unten vor der Hausthür aus seinem Munde gehört.

Vor drei Tagen hat der junge Herr beim unteren Schuttbachwirt geäußert, er gehe wieder pürschen (jetzt pürschen!) und gedenke im Touristenhaus zu nächtigen. Seither ist er nicht mehr gesehen worden, und sicheres weiß man nichts. Von Haberern munkelt man. Es ist schon nach Pest berichtet worden. Das wird ein Schlag sein. Ein wahres Unglücksjahr. Gebe für das kommende Gott uns seinen Segen von oben! Denn von draußen, deucht mich, kommt er nicht.

Am 24. Dezember.

Es bewahrheitet sich. Mit größter Mühe ist im Wintersturm die Leiche herabgebracht worden. Der Herr von Yark soll heute angekommen sein und gerast haben wie ein Wahnsinniger, als ihm's der Müller Hainz mitgeteilt. Das Wetter ist so arg, daß sie nicht weiterkönnen mit dem Sarge. Sie haben ihn beim Hainz in die Mühle gestellt.

Am 28. Dezember.

An diesem Unschuldigen-Kindertag will ich's in die Chronik schreiben, wie der Hammer fällt auf die Herzen der Reichen und der Armen.

In der heiligen Nacht, just vor der Mette, ist der Müller Hainz in die Sakristei gekommen und hat mir geklagt, daß sie mit dem Herrn Ritter nichts anzufangen wüßten, er sei völlig außer sich und alles Zureden mache es nur schlimmer statt besser. Der Tote hätte gleich sollen fortgebracht werden, aber unten bei der Mühle sei das Fuhrwerk stecken geblieben im Schnee. Sie hätten den Sarg in die Bretterhütte gestellt und den armen Vater in die gute Stube. Sie hätten ihm was zu essen geben wollen vom Christmahl, da sei er wütend geworden und habe geflucht, daß die herzlosen Leute noch ans Essen denken könnten. Mit den Heiligenbildern an der Wand habe er angefangen zu streiten. An einen Gott und die Heiligen zu glauben, soll er gesagt haben, das wäre schon die allergrößte Gotteslästerung, das müßten schöne Heilige sein, die solches geschehen ließen! Dann habe er wieder zum Fenster hinausgeschaut in die stürmende Nacht und aufs Totenlicht, das zwischen den Bretterfugen durchgeleuchtet hat. Dann habe der Müller gesagt: „Schauet, gnädiger Herr, andere trifft's auch. Mir sind vor fünf Jahren das Weib und zwei Töchter schlafen gegangen auf die Hobelspäne. An einem Tag, im Nervenfieber.“ Darauf der Ritter: „Was haben Sie darauf angefangen?“ Und der Müller: „Ausgeräuchert, gnädiger Herr.“ Und der Ritter: „Wie kann man's aushalten?!“ Und der Müller: „Ja, lieber Herr, das weiß ich selber nicht. Was kannst

machen! Gegen den Herrgott kommst nicht auf." Darauf soll der Ritter den Fuß in den Boden gestrampft haben. Als die Leute sich nachher zum nächtlichen Kirchgang hergerichtet, habe er auf einmal gesagt, er wolle auch mitgehen. Schneegestöber, desto besser, er wolle frieren zu einem harten Stein, er wolle dem auf dem Altar, wenn er dort ist, seine Meinung sagen! So wahnsinnig reden! In den Lüften saust es wie pfeifende Gerten. Die Eisnadeln brennen im Gesicht, da lacht der Herr und schreit: „Das ist eine Labnis! Das thut wohl!" Wie sie auf offenem Schneefeld über ein Brett stolpern, sagt der Müller: „Jetzt stehen wir auf dem Dachgiebel vom Reitbauer seinem Sommerstadl." Der Ritter: „Alle Torwaldleute sollen morgen dran, daß sie die Straßen ausschaufeln." Der Müller: „Wird nicht viel nutzen." Der Ritter: „Löhnung was sie verlangen. Es muß sein!" Er wird's erfahren müssen, wo die Macht seines Geldes aufhört. „Sei der Herr nur getrost," hat ihm dann der Müller zugesprochen, „es geht der Wind vom Dreispitz her, man hört schon die Glocken, morgen kann der schönste Christtag sein." Und der Ritter: „Stehen am Christtag die Toten auf?" Und der Müller: „Nein, gnädiger Herr, die stehen am Ostertag auf."

So hat er ihn zur Kirche gebracht mit Mühe, und ich sollte ihm halt zusprechen.

Als ich vor dem Altare das Te Deum ausrufe, sehe ich den Herrn in seiner Bank sitzen wie zur Sommerszeit. Aber arg verändert! Nicht die weltmännische Miene wie sonst. Unstät schaut er herum; am Kripplein, das unter dem Altar der heiligen Anna aufgestellt ist, bleibt sein Blick hängen. Dort steht geschrieben: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf

daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ — Vor der Krippe knien Männer, Weiber und Kinder und beten still. Manches betet inbrünstig, Wasser in den Augen. Ihr Anliegen lasten sie ab vor dem Kinde, ihr Dankopfer bringen sie für den Segen des Jahres, ihr Gedenken weihen sie denen, die vor einem Jahre noch froh die Christnacht mit begangen haben und jetzt draußen liegen unter Erden und Schnee. Wie wird's sein, wenn wieder Christnacht kommt . . ?

Mitten im Hochamte steht der Ritter auf und geht hinaus — ganz unsicher, fast taumelnd. Keiner geht ihm nach, alle bleiben knien. — Armer Mensch, muß ich denken, der nicht teilhaftig werden kann der Gnaden, die das Jesukind vom Himmel gebracht hat.

Nach dem Gottesdienst eile ich schnell hinaus und suche ihn um die Kirche herum, denn weit kann er nicht gelaufen sein in diesem Schnee. In einer Nische des Beinhauses sitzt er auf dem Stein, ganz raupenartig in sich zusammengekauert. So reich sein und kein anderes Obdach haben, als das Totenknochenhaus? Sollte er schon das Habern im Herbste nicht verstanden haben, die heilige Nacht, wo er nicht glauben, nicht beten kann mit der Gemeinde, muß ihm zeigen, wie urfremd er ist in diesem Volke. — Mit Mühe habe ich ihn hinabgebracht in den Pfarrhof. Die Regina kommt mit einem heißen Thee. Heftig winkt er ab, und dann sagt er ganz ungeschickt: „Vier junge Pferde, echte Araber — zum Festgeschenk für ihn. Und liegt in der Mühle! Mausetot! Warum das mir? Ich habe immer gute Werke gethan, ich bin ein Christ, warum das mir?“

„Es geschieht auch anderen,“ sage ich, „sie tragen es

in Geduld und beten, sie glauben eine Auferstehung und ein ewiges Leben."

Er lacht, — ein grauenhaftes Lachen. „Mein Hermann steht nie wieder auf, nie, nie, nie wieder auf!" ruft er und krallt seine Finger sich ins Gesicht. „O Gott, wenn ich glauben könnte!"

„Zerreißt Euer Herz nicht, Herr," sage ich, „schon die Sehnsucht nach Glauben nähert uns Gott. Die bittere Zähre unbefriedigter Gottessehnsucht ist ein heiliges Opfer. Der Glaube geht in vielen Gestalten zwischen den Völkern des Erdkreises hin, Ihr werdet einer begegnen, in der Ihr Euch wiederfindet, Euch und den Sohn."

Er fährt fort: „Ich verstehe es nicht. Ich habe die Sakramente empfangen, der Kirche gestiftet, Almosen gegeben, nichts. Eiskalt ist's geblieben in mir." Es wird wohl so sein, denn er klappert mit den Zähnen. Mich dauert er arg. Aber ganz kalt muß es doch nicht sein in ihm, wenn er den wilden Schmerz so tief empfindet. Er ist doch nicht bloß der verlederte Welt- und Geschäftsmann, für den ihn manche halten. Wer ein Leid so leidenschaftlich empfindet! Ist seine Verzweiflung auch frevelhaft, sein Unglück bringt ihn uns näher.

„Gehet jetzt zur Ruhe, lieber Herr," sage ich, „und nehmet fürlieb mit der armen Herberge im Dorfpfarrhof."

Er wollte nach Unterschuttbach in die Mühle zum Hermann, ich brachte ihn mit vielem Zureden zu Bette.

Am Christmorgen war die Regina empört, daß der Ritter den Gottesdienst verschlafe. „Laßt ihn schlafen, vielleicht besucht ihn die Liebe Gottes, der er wachend ausweicht, im Traume."

Als der Gottesdienst vorüber ist, scheint zu den Fenstern die Sonne herein auf die Fußdiele. Es ist schon Mittag. Mein Gast schreitet die Stube auf und ab und ruhelos die Stube auf und ab. Er will um einen Schlitten schicken. Bevor ich ihn fortlasse, soll er etwas Warmes zu sich nehmen. Als die Ottilie mit der Suppe kommt, schaut er sie an — so seltsam, fragend. Bald legt er den Löffel weg, verhüllt das Gesicht, und hebt wieder an zu klagen, warum just ihn — just ihn das Unerhörte getroffen! Warum nicht einen andern? — „Das ist Vermessenheit, Herr von Yark," sage ich, „feiert doch nicht immer Euch selbst! Wollet doch nicht alles Unglück immer gleich auf andere wälzen! Ihr seid bevorzugt genug. Was Ihr Euerem Sohne jetzt nicht mehr geben könnet, gebt es den Armen. Kann Euch schon der Glaube nicht trösten, vielleicht thut's die Liebe."

Heftig ruft er aus: „Behalten oder geben, es ist einerlei. Wem ich versage, den muß ich hassen, wem ich gebe, den verachte ich."

So trostlos ist sein Gemüt verwüstet. — Sein Lieblingssohn, plötzlich aus dem reichen blühenden Leben gestrichen, liegt auf der Bahre. Die Gemeinde versammelt sich um Mitternacht und erhebt ihre Herzen zur Ewigkeit. Dort sehen sie den Jüngling wandeln, verlassen, verloren, sie beten für ihn. Und dieser Mann nichts als Haß, Verachtung, Verzweiflung. Wenn er heute Gott nicht findet, wann denn sonst? — Da er aufspringt und rasend den Fuß auf den Boden stoßt und ausruft: „So jung! noch so jung!" trete ich ganz zu ihm, erinnere ihn, daß auf seinem Haupte schon ein graues Haar ist, und ob es ihm denn in seinem langen Leben niemals eingefallen

wäre, daß auch junge Leute sterben können? Oder welcher besonderen Verdienste er sich rühme, daß gerade bei seiner Familie eine Ausnahme gemacht werde?

Drauf er: „Wenn's wenigstens der andere gewesen wäre!"

„Ich höre, daß doch auch Euer jüngerer Sohn, der Herr Josef, brav sein soll."

„Brav? Was heißt brav! Den kann ich nicht brauchen, der taugt nichts."

Diese rohe Unterscheidung zwischen Kind und Kind! — Der Schmerz macht ungerecht. Ich habe das zornige Wort — es lag mir ein sehr hartes auf der Zunge — nicht ausgesprochen. Mit unglücklichen Menschen soll man nicht herbe sein. Mit Vorwürfen habe ich mein Lebtag nichts Gutes gestiftet. Jesu Christ, du hast die Liebe gebracht, schenke mir davon, daß ich meinen Gast kann laben!

Als darauf die Ottilie kommt mit dem Braten, stiert er sie wieder an. Das Mädel geht hinaus und kommt nicht mehr herein.

„Und ist tot! Und ist tot!" murmelt er, wie vor sich hinträumend. „Und hat kaum angefangen!"

Den Christkuchen bringt die Regina selbst herein und berichtet, daß die Katharina von der Almau draußen wäre, die ich bestellt hatte.

„Es ist schon recht, Regina, sie soll ein wenig warten. Gebt ihr einstweilen was zu essen und zu trinken." — Die Katharina! Jetzt hat mir freilich kein Bissen mehr geschmeckt. Bin aufgestanden, auf- und abgegangen und wieder zum Tisch hin — schwer ist mir gewesen.

„Auch ich habe einen harten Christtag,“ so zu meinem Gaste. „Jetzt ist ein Weib draußen, das ich herbestellte, weil ich ihm etwas mitzuteilen habe.“

Er erhob sich rasch in der höflichen Annahme, seine Anwesenheit sei überflüssig. Ich habe ihn zurückgezogen auf die Bank: „So ist's nicht gemeint. Ich bitte Euch, bleibet bei mir, jetzt bedarf ich des Beistands. Was jetzt die Pflicht von mir verlangt, der Mut gebricht mir fast dazu. Sie ist Magd bei einem Bauer im Gebirge, eine arme Person.“

Wieder hat er mich mißverstanden, hat nach der Geldtasche gegriffen.

„Auch das nicht, Herr,“ sage ich. „Daß man mit Geld Tote nicht wecken kann, Ihr wisset es selber. Und wenn es nur um den Tod wäre! Es ist eine traurige Geschichte. Noch trauriger, als je eine. — Hat sich halt auch vergangen in jungen Jahren, die Person, mit einem Jäger, glaube ich. Das Kind nachher unter fremde Leute, vernachlässigt, frühzeitig verdorben, wie es schon geht. Nach dem ersten Fehltritt gleich ins Zuchthaus zu ausgemachten Spitzbuben. Man kann sagen, das ist solchen Leuten ihre einzige Schule, wo sie was lernen — aber leider nichts Gutes. So ist's dann weitergegangen von Stufe zu Stufe. Mit vierundzwanzig Jahren ist er fertig gewesen. — Ich werde jetzt die Magd vorlassen. Herr von Yark, thut mir den Gefallen, bleibet ruhig sitzen und trinket ein Glas Wein. Dieweilen kommt der Wagen.“

Ich selber habe mir auch eins eingeschenkt und rasch ausgetrunken. Dann ins Nebenzimmer, um die Magd zu empfangen. Die Thür habe ich offen gelassen.

Die Gerufene kommt auch bald hereingetorkelt, noch

vermummt in Tüchern, so daß man ihr einfältiges Gesicht kaum erblicken kann. Mit spießigen Ellbogen hin- und herhaspelnd kommt sie zum Handkuß herbei.

„Thu dich doch ein wenig auseinander, Katharina," sage ich, „im Zimmer ist's warm. Hast denn herübermögen heute über die Höhe?"

„Eh frei nit," ist ihre Antwort.

„Habt ihr auch so viel Schnee drüben in der Almau?"

„Es ist aus und geschehen vor lauter Schnee."

„Setz' dich nieder."

„Bin gleich so grob und setz' mich nieder."

„Ich habe dir heute —" so mein Einlenken, dieweil ich mir mit dem Sacktuch und der Nase zu schaffen mache — jede Minute ein Gewinn! — „etwas mitzuteilen."

„Gewiß wieder vom Peter," fragt sie zögernd.

„Es ist freilich so."

„Und leicht doch was besseres als sonst? Weil der Hochwürden dasmal — nit das gestrenge Gesicht macht," setzt sie zagend bei und versucht zu lächeln.

„Wie du's nehmen willst, Katharina. Gottes Ratschluß ist unerforschlich. Vorwürfe mache ich dir wahrlich heute keine mehr. — Ist vielleicht besser so für den Peter und für dich." — Ich kann nicht weiter. Sie hebt an unruhig zu werden.

„Es wird," stottert sie, „ihm — um Gotteswillen doch nichts geschehen sein?"

„Daß er," sage ich, „des Raubmordes wegen eingezogen worden ist, das weißt du."

„Gott ja. Aber es ist nit wahr!" ruft sie aus. „Den Sautreiber umbringen! Als ob's sonst keine schlechten Leut' gabet. Muß es denn allemal der Peter sein? Ein

liederlicher Strick, das wohl, aber Leut' umbringen thut er nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer!"

„Er ist verurteilt worden," sage ich.

„Versteht sich, weil sie mit so einem Menschen thun, was sie wollen. In Gottesnamen! Eingesperrter hat er's eh besser, braucht nit hungerleiden und frieren. 's ist wohl ein Kreuz mit so einem armen Hascher!" — Aus dem Gewand nestelt sie ein rotes Tuch und preßt es ins Gesicht.

„Besser," fahr' ich fort, „geht's ihm freilich jetzt, dem Peter. Es — geht ihm halt — ganz gut."

Sie beugt sich auf ihrem Sessel vor: „Mir kommt's nit recht für, Hochwürden Herr, es wird doch nit —. Er wird doch nit gestorben sein!"

Darauf sage ich: „Katharina! Wie es auf der Welt ausschaut, könnte man niemandem besseres wünschen als gestorben sein. Besonders, wenn er vorher mit unserem Herrgott auf gleich gekommen ist und seine Sach' reumütig abgebüßt hat, wie der Peter."

Die Magd sitzt jetzt unbeweglich da. Ich bin aufgestanden, bin zum Fenster gegangen, auch gegen die Thür hin. Der Herr von Yark im Nebenzimmer, ich glaube wirklich, er horcht herein. Ich setze mich wieder hin, gerade der Magd gegenüber, und nehme ihre Hand in die meinige. „In der letzten Nacht," sage ich, „hat er noch an seine Mutter gedacht. Dahier ist — der Brief. Sein Beichtvater hat ihn an mich geschrieben, daß ich dir's sagen soll. Der Peter ist standhaft und ergeben gewesen. Er läßt dich um Verzeihung bitten, daß es mit ihm — ein solches End' hat nehmen müssen."

„Jesus, Maria und Josef!“ stöhnt die Magd, die Augen treten ihr aus den Höhlen. — „Jesus, Maria und Josef!“ kreischt sie noch einmal, springt auf und krallt die bebenden Finger aus, als müsse sie nach einem Halt tasten in der Luft. Nach rückwärts taumelt sie, kaum schütze ich sie vor dem Fall — um sie sanft niederzulassen auf den Sessel. Das Kopftuch ist ihr in den Nacken hinabgeglitten, das rötliche Haar wirrt sich in losen Strähnen. Ihr Gesicht ist lehmblaß bis in die Nasenhöhlen hinein. — Zu sagen habe ich ihr weiter nichts mehr gebraucht, um ein Glas Wasser ist ihr ...

Wohl an zehn Minuten sind wir nachher so dagesessen, haben nichts gesagt. — — „Wenn alle Menschen,“ spreche ich endlich, „so in der Gnade Gottes sterben könnten als einer, der seine Missethaten mit dem Tode büßt! Unser Herr Jesus hat, um die Sünden der Welt zu büßen, sein Leben am Kreuzpfahl aufgeopfert. Das ist freilich der Unterschied, er hat andere erlöst, dein Peter sich selber. — Deinem Dienstherrn werde ich's sagen, daß er dich jetzt drei Freitage hintereinander in die Kirche gehen läßt; an diesen Freitagen will ich drei heilige Messen lesen zum Troste seiner Seele und zum Troste der deinigen. Und die Leute sollen mit uns beten, und in einer meiner nächsten Predigten will ich es ihnen sagen, daß sie kein Arg haben. Schau, du armes Weib, das schwere Kreuz, gieb's Gott anheim, er macht endlich alles recht, und im Himmel wird es uns allen miteinander besser gehen, als auf dieser unglückseligen Erden ...“

Wie ich zu ihr so gesprochen habe, da bricht aus ihrem Herzen gleichsam der glühende Strom des Weinens hervor und befreit es von der unsäglichen Beklemmnis.

Niedergekniet ist sie vor mir und hat ihre Finger in die Falten meines Rockes gegraben und mein Kleid an den Mund gepreßt.

„Geh'," sage ich, „mußt nicht so wild sein, schau, Katharina, mußt gescheit sein. Wir gehen jetzt bald zum Nachmittagsgottesdienst hinauf. Wenn du ein gutes Wort brauchst oder sonst ein Anliegen hast, sei es wann der Will, so komm zu mir."

Nachher bei der Vesper ist die Katharina ganz rückwärts in einem dunklen Winkel der Kirche gekniet und hat gebetet. In nichts hat sie sich auswendig unterschieden von den anderen, ruhig ist sie dagekniet, hat gebetet.

Und mein Ritter von Yark, als er alles das so gehört und gesehen hat, sagt nachher zu mir: „'s ist doch wirklich, 's ist wirklich, ich hätte es nicht geglaubt. Ihr habt dahier zu Sankt Maria den heiligen Christ. — Und mir, den das Schlimmste getroffen, mir nicht einen Funken . . ."

„Das Schlimmste?" frage ich. „Mein lieber Herr, das Schlimmste hat wohl diese Magd getroffen. Und sie erträgt's. Weil sie ein starkes Herz hat. Weil sie demütig ist, nicht aber hoffärtig wie die Weltleute, die da nur an ihr Geld glauben anstatt an Gott. Das Geld tröstet nicht im Unglück, es macht nur noch verzagter, weil es sich so ohnmächtig, so falsch erweist. Wie einsam und hilflos in der Not! — Ich habe Euch Trost geboten wie der Magd, ich habe gesagt, daß wir alle Teilnahme haben für Euer Leid, daß wir mit Euch beten wollen. Ihr habt Euch abgewendet, habt gefrevelt gegen Gott und die Menschen, während Euer Kind starr und kalt in der Mühle schläft . ."

Jetzt ist er zusammengeknickt an dem Tische. „Mein Gott," schluchzt er in seinen Ellbogen hinein, „was kann ich denn dafür, daß ich nicht glauben kann!"

Hat mich der Mann gar herzlich gedauert, daß er so lichtlos muß sein. Nach der Vesper bin ich mit ihm hinausgegangen, denn das Fuhrwerk hat nicht fahren können durch den hohen Schnee zum Müller Hainz. Sind Leute zusammengekommen, und wir haben vor dem Sarge die fünf Wunden Christi gebetet.

Am nächsten Tage ist der Weg zur Not frei gemacht worden, und der arme reiche Mann ist fortgefahren mit der Truhe.

Er hat getötet und ist getötet worden. Leistet er damit Genugthuung? Weckt sein Tod den Gemordeten wieder auf?

Muß der Schuldige für sich selbst büßen? Kann's ein anderer für ihn thun? Darf ein Gerechter in den Tod gehen, damit der Ungerechte lebe? Dann verliert die Menschheit einen Guten und gewinnt einen Bösen. — Christ, Christ, dir geziemen solche Gedanken nicht.

Vor kurzem soll beim Wirt ein Fremder das Wort gesprochen haben: Gott-Sohn habe durch seinen Tod die Sünde seines Vaters büßen wollen. Sein Vater habe die Welt erschaffen.

Solche Sprüchlein im Torwald! Wenn wir bei der großen Überschwemmung anno 1875 ertrunken wären, so wäre das gewesen, wie der Tod eines unschuldigen Kindes. Damals —.

Im Sommer 1883.

In meinen bisherigen Aufzeichnungen bleicht sich die Tinte. Seit der arme Waldpfarrer nichts mehr geschrieben, bleicht sich auch sein Haar. Ist das Alter schuld? Ich glaube eher die Jugend. Sagt man doch, es wäre die verjüngte Welt, die einzieht im Torwaldthale.

Dieses Thal ist voll hübscher, feingeputzter, vorlauter Müßiggänger. Das Kurhaus, von dem so lange gesprochen worden, ist fertig, es geht alles so schnell, wenn sie wollen. Ein wahrer Palast, vollgepfropft mit Vergnügungen. Etliche Ärzte sind da, sie haben die Entdeckung gemacht, daß die Torwalder Luft unerhört ozonhältig sei. Und Ozon wäre das Lebenselixier! Die Wälder strömten lauter Gesundheitsodem aus. Die Lage des Thales sei unvergleichlich geschützt vor kalten Winden. Das Wasser sei über alle Maßen rein und erfrischend; in einzelnen Quellen kämen Salze und Säuren, Stahl und Eisen vor. Kurz, die Natur habe diesen herrlichen Punkt geschaffen zu einem Kurort für Leidende aller Art, natürlich müßten bei Anwendung vor allem die Ärzte zu Rate gezogen werden. — Sonst hat es hier kalte Winde gegeben und keine Ärzte, und es war auch gut. Noch besser als die Kranken befinden sich die Gesunden im Torwald. Die Anstalten, die sie schon gegründet haben zur Ergötzung, kann ich gar nicht beschreiben. Gasthöfe wie in den Städten, Lustgärten, Spielplätze, Schaustellungen, Musik — überall Musik. — Hat mich mein Bischof aus der Stadt fortgeschickt in die Einsamkeit, und siehe, die Stadt ist mir nachgegangen und hat sich angesiedelt um mein kleines Dorf herum, und vom Pfarrhoffenster aus sehe ich zwischen

grünen Büschen lauter Türmlein und Schieferdächer blinken, höre Kapellen spielen von oben und unten her und rieche Wohlduft aus den Küchen der Gasthöfe. Das ist ein Leben! — Wenn das viele Geld, das ins Thal kommt, da bliebe! Im Herbst mit dem Trosse der Geschäftsleute geht das meiste wieder fort. Aber im Sommer kommt neuerdings Handel und Wandel und allerlei Herrlichkeit und die Kurgäste gehen und sitzen herum, die einen vergnügt, die andern grämlich, mehr unzufriedene als zufriedene, und haben ihren Zeitvertreib, den unsereiner nicht versteht. Vor dem Posthause stehen immer schwarzlackierte Kutschen von Ankömmlingen und Abreisenden. Es wird nicht lange mehr dauern mit den Kutschen. Durch das Thal herein über aufgewühlte Erdwälle und Dämme, über Eisenbrücken ist eine schnurgerade Linie gezogen, Wiesen sind überschüttet, der Wald ist durchbrochen, Erdarbeiten, Stangen, Baracken und hunderte von fremden Arbeitern hin und hin vom Keilerstein bis Oberschuttbach. — Sie ist da! Da in Sankt Maria!

Auf dem Griesriegel drüben, den der selige Schmied nicht verkaufen wollte, die Villenstadt überragend, steht das Sommerhaus des Ritters von Yark. Es ist ein fermes Schloß, das Torwalder Königsschloß. Anfangs habe ich gar gemeint, die Säulen, Portale, Gesimse, Statuen wären wahrhaftige Steinmetzarbeiten, aber es bröckelt, muß schon mit Gyps und Cement ausgebessert werden. Und der schöne Garten ringsum mit den weißen Kieswegen! Dann die Anstalten zum Reiten, zum Baden, zum Kegeln, zum Schießen, zu anderen Lustbarkeiten! Der Fußteppich im Salon, rechnet unser Krämer, habe mehr Geld gekostet, als zwanzig Joch Torwaldergrund. Für

die Jagd giebt der Ritter jährlich mehr aus, als was die Bauern für Kirche, Schule und Armenpflege springen lassen können. „Dem Fortschritt alle Gassen, leben und leben lassen!“ sagt der Herr gerne, und wir können mit ihm ganz zufrieden sein.

Jene Torwaldleute, die vor Jahren ihre Besitzungen als die ersten verkauft hatten, sind jetzt in heller Verzweiflung ob des weggeworfenen Gutes. Damals glaubten sie ihre Gründe Gott weiß wie vorteilhaft weggebracht zu haben, die Klafter um zwei oder drei Kreuzer. Jetzt stellt es sich heraus, daß die Flächen das dreifache, ja stellenweise das zehnfache wert sind. Bei Oberschuttbach herum bezahlt der Ritter heute das Joch um fünfhundert und mehr Gulden, wenn er es billiger nicht bekommt. Zwar seufzt er sehr bei solchem Ankauf, aber des allgemeinen Besten wegen, sagt er, schneide er so tief in sein eigenes Fleisch. Er werde sich noch verbluten an diesem Torwald, aber seine Liebe zur Natur habe ihm's angethan. — Der Ritter hat sich's einmal in den Kopf gesetzt, aus Torwald etwas rechtes zu machen. Ich hätte aber diesem Manne die moralische Kraft nicht zugetraut. Ein anderer, wenn er so gehabert worden wäre, wie der vor zwei Jahren, er würde sich kaum so breit niedersetzen in der Gegend.

Auch das schwere Unglück mit seinem Sohne Hermann scheint der Ritter überwunden zu haben. Er läßt nichts davon merken, daß er je einmal in so tiefer Trostlosigkeit vor mir geweint hat. Als ob's gar nicht gewesen wäre. Vollkommen ausgesöhnt mit Gott und der Welt geht er seinen Geschäften nach. Das sind andere Kerle als unsereiner!

Seit alten Tagen geht in unserem Volke eine Mähr, daß einmal eine Zeit kommen würde, da die Bäume auf den Rainen anfangen werden zu sprechen. Diese Zeit ist jetzt da, die Bäume sprechen nicht nur, sie schreien. Sie schreien allerlei Ergötzlichkeiten aus, wie ein Bajazzo vor der Bude, sie schreien allerhand Waren aus, wie der Krämer auf dem Jahrmarkt. Auf einer alten Eiche drüben hinter dem Kirchenriegel klebt ein großer roter Anschlagzettel, der Taschenspielerabende im Kurhause ankündigt; eine große Lärche am Weg, an der sonst ein Muttergottesbild gehangen, schreit jetzt eine Volkssängerin aus und zeigt gleich ihr dralles Bildnis. Ein dreihundertjähriger Fichtenbaum bei Oberschuttbach kündet Eau de Cologne an, ferner Haar- und Bartwuchstinktur, Schönheitsseife und echten Cognak. Und nicht weit davon bietet eine ehrwürdige Tanne unfehlbare Mittel gegen geheime Krankheiten aus. Also ist die Zeit gekommen, da die Bäume sprechen. Aber wohl ein wenig anders, als sich's die alten Leute gedacht haben dürften.

In Oberschuttbach, gegenüber dem eben erstehenden Bahnhofsgebäude, ist ein neues Hotel erbaut worden, „Viktoria“ genannt. Der Speisesaal desselben faßt mehr Personen als unsere Pfarrkirche — gehen auch mehr hinein. Die Kirchenbänke wollen sich auch Sonntags nicht mehr füllen, ich weiß nicht, wo die einheimischen Leute hinkommen. Überall Fremde. Grundstücke und Höfe werden um gutes Geld verkauft, und dann gehen sie. Die noch hier ansässigen Bauern haben ein großes Dienstbotenelend. Ob noch ein Knecht oder eine Magd sich auf ein

ganzes Jahr im Bauernhofe verdingen wollte? Ja, hinten herum scheint die Sonne! In früheren Zeiten ist eins fünf, zehn Jahre auf einem Platz geblieben und länger, oft sein Lebtag lang, willig, genügsam und treu. Heute? Länger als auf einen Monat verpflichtet sich kein Bursche. Die Dirnen werden von den sommerfrischelnden Frauen überredet, mit in die Stadt zu kommen. Dort des Monats so viel Lohn, wie hier das ganze Jahr, schönes Gewand, Freiheit, Soldaten. Aber diese Freiheit! Nie hätte ich geglaubt, daß ein freies Torwaldkind sich die Roheiten und Ungerechtigkeiten einer hoffärtigen und launischen Stadtfrau gefallen läßt. Sie empören sich unter dem Jöppel, aber heim kehren sie doch nimmer. Der Sohn des Stegleger ist zwar heimgekommen vor etlichen Wochen. Jahre lang hat er draußen bei Bauwerken und Eisenbahnen herumgearbeitet, dann hat ihm ein Stein die Beine abgeschlagen, dann ist er heimgekommen. Sein Heimatshaus ist mittlerweile zu Grunde gegangen, und der Krüppel bettelt herum. Meinen Rupert möchten sie auch haben. Ein Großkaufmann aus Wien wollte sich den Rupert als Lastträger ankaufen, der gab ihm zur Antwort: „Mehr als alt werden und sterben kann ich auch in der schönen Wienerstadt nicht. Und das ist mir daheim lieber.“

An der Eising unten, aber wegen Wassergefahr hübsch hoch aus dem Grunde herausgebaut, stehen jetzt zwei neue Gewerke: Eine Zimmerholz- und Brettersäge mit Dampf, und eine Fabrik, die aus Abfällen Holzwolle macht. Diese Zähne nagen Tag und Nacht, Werktags und Feiertags an unseren Waldungen. Es wird lichter im Torwald, sagen die Leute. Ich habe einmal gedacht, bis ans Ende der Welt hätten wir Holz. Allzu lang dürfte das Ende der

Welt dann nicht auf sich warten lassen! Kahl wird's, kalt wird's, windig wird's — ganz windig. Die Ärzte möchten schon protestieren, wenn der Ritter als Hauptaktionär nicht das bestimmende Wort hätte. Der Ritter aber meint, die Holzindustrie sei gewinnbringender als die Sommerfrisch-Kolonie. Bei Oberschuttbach baut er eine Glasfabrik, weil man im Rauhgraben weißen Quarz gefunden hat. Manche der früheren Bewohner solcher Höfe, die er zusammengekauft hat, arbeiten in den Fabriken, aber die Aufseher sagen, es wären ungeschickte Arbeiter, die Böhmen und Italiener thäten's besser. So müßte man halt solche aufnehmen, meint der Ritter.

Jetzt hat man auch den jungen Herrn wieder einmal gesehen, den Josef. Er schaut braun aus wie ein Beduine, weil er erst von einer großen Reise zurückgekehrt ist. Ein stattlicher junger Mann. Während sein Herr Vater fast immer fährt oder reitet, geht er gerne zu Fuß herum. Von jemandem hörte ich sagen, der junge Ritter habe den Geldekel. Weiß nicht, wie es gemeint ist. Im Kurorte ist er fast menschenscheu, im Gebirge bei den Bauern soll er ganz leutselig sein und sich gerne von ihren Verhältnissen erzählen lassen. In Island soll er gewesen sein, und im Uralgebirge und sogar am Himalaya; die wilden Gegenden, sagt er, liebe er und für die abgeschliffene Welt sei er nicht zu Hause. Der alte Herr soll mit all' dem nicht einverstanden sein, mit wilden Völkern gäbe es keine Handelsverbindungen, die kaufen und verkaufen nichts. Der Josef kümmert sich nicht ums Geschäft, und da soll der alte Ritter doch manchmal noch Wutausbrüche haben, daß ihm gerade der Hermann habe sterben müssen, der ein so vorzüglicher Geschäftsmann gewesen. Für diesen

Schmerz wird er freilich in der Religion keinen Trost finden.

Im Kirchenbesuch ist der alte Herr von einer gar beständigen Gewissenhaftigkeit. Selbst an den „kleinen Feiertagen“ findet er sich manchmal ein. An einem solchen waren vor kurzem unser vier Mann in der Kirche, Karl der Ungläubige, Christl der Betbruder, Yark der Scheinchrist und der Pfarrer, der in seinen alten Tagen anhebt, die Fehler anderer auszuspähen. Das sind die vier Andächtigen! — Der Karl, hat er nicht seine Knaben sittsam erzogen, und brauchbar, daß sie ihre Sach' jetzt schon in der Holzwollfabrik erwerben können? Seit vielen Jahren ist ihm nicht ein einziges Mal das ewige Licht ausgeloschen in der Ampel. Wie ein Kindlein tränkt er es, so sorgfältig, so liebevoll, ich sehe es jeden Tag.

Allsamstägig legt er schon mittags seine Erwerbsarbeit bei Seite und geht in die Kirche, um die Altäre und Bilder abzustauben, die Fenster zu klären, die Bänke zu reinigen, den Boden auszufegen. Keine Wachskruste leidet er, keine schiefstehende Kerze, kein Fleckchen am Altartuche. Kein Bild hängt ungleich, keine Fahne steht schief, jede stellt er so, daß sie den Andächtigen die Aussicht nicht verdecken kann auf den Altar. Manchmal schmücken Leute in ihrer Einfalt das Marienbild mit künstlichen Blumen, er thut sie weg und steckt natürliche daran aus seinem Gärtlein. Hat er laut zu beten, so thut er's langsam und deutlich, weniger im Tone wie man betet, sondern wie man bittet. — Und doch! Was soll er vor kurzem wieder gesagt haben zu einem Kurgaste? Wer ein priesterliches Amt verwalte, der dürfe nichts glauben, sonst erdrücke ihn die Ehrfurcht, und er müsse sich vor Gott krebsrot schämen mit seinem Kram.

Und wenn er noch einer von den neuen wäre, den Fremdlingen, der Karl! — Ich verstehe es nicht! Ich verstehe es nicht, weshalb alle Gnade Gottes weichen will von dem Altare zu Sankt Maria.

Einst hatte ich zu mir gesagt: Die Menschen hier werden in ihrem Sinn so beständig sein als ihre Berge. Und es wird wohl so sein.

Alljährlich reißen Wildwässer neue Gräben und Schluchten, einmal hier, einmal dort; alljährlich gehen Lahnen ab, verschütten hier Quellen, um sie anderswo bloszulegen; heute schwemmt der Regen die Felsen kahl, morgen kommt das Eis und sprengt sie. So ändern sich allmählich die Berge; du meinst, von heut' auf morgen, von Jahr zu Jahr wäre es nicht zu merken, aber in einem Jahrhundert ist die Gegend nicht wieder zu erkennen.

Und so wie an den Bergen ändert die Zeit auch an den Menschen. — Wenn mich das nur trösten könnte!

Kommen eines Tages die Kirchenmusikanten zu mir, ihrer fünf Mann, Bauern, Handwerker in der Gemeinde, lauter Schüler des seligen Kornstock. Der junge Stammbachbauer tritt als Sprecher vor und fragt gar höflich wegen des Musizierens auf dem Kirchenchor, wie es in Zukunft sein werde? Die Instrumente kosteten Geld, das Lernen und Üben koste Zeit, sie bäten halt um eine Vergütung. Für die Kurmusik würden sie auch bezahlt.

„Wenn ihr für die Kurmusik bezahlt werdet," antworte ich, „so könnet ihr es in der Kirche um so leichter umsonst thun."

Ja — sie wollten aber Geld. Heutzutage müsse jeder auf sich selber schauen.

„Liebe Leute," sage ich, „Geld hat unsere Kirche keins. Ihr seid in dieser Kirche getauft worden, habet in ihr die heiligen Sakramente empfangen, holet von ihr den Segen für das Gelingen eurer Arbeit, hoffet bei ihr einst in Frieden zu ruhen. Euere Vorfahren haben seit undenklichen Zeiten dem Herrn ihr Lob gebracht und keinen Conto dazu. Wollet ihr uns das bissel Singen und Geigen verrechnen?"

Getauft und copuliert wären sie auch nicht umsonst worden, meint einer, und das Begrabenwerden koste auch Geld, und wenn sich der Herrgott was vorpfeifen lassen wolle, so möge er die Spatzen darum angehen, die thäten es umsonst.

Darauf sind sie recht ungut fortgegangen.

Seither sind zwei Sonntage vergangen und auch das Marienfest, ohne daß die Herren Kurhausmusiker auf dem Chor erschienen wären. Aber am vorigen Sonntage sind während der Messe zwei Schwalben herumgeflogen im Kirchenschiff und haben gesungen.

Nun wissen wir's. An mehreren Wänden fand sich eines Morgens ein ziegelroter Zettel mit der Ankündigung eines volkstümlichen und für jedermann frei zugänglichen Vortrages über das Thema: Woher kommt der Mensch und wohin geht er? — Von der Kirchthür hat diesen Zettel der Karl beseitigt mit dem Bemerken: „Wir werden den Weg schon finden." Und am Sonntage drauf las ein Herr Professor Schwiffang im Kursaale. Er stand vorher

stundenlang am Thore und hatte den Augenblick wohl kaum erwarten können, bis er dem versammelten Volke seine Weisheit offenbaren sollte. Einleitend sprach er vom wahren Lichte der Welt — der Wissenschaft. Aller Fortschritt, aller Ideale Erfüllung, alle Macht sei nur durch die Wissenschaft möglich, und das Eulengeschlecht der Dunkelmänner wisse recht gut, weshalb es das Volk in der Finsternis des Aberglaubens festhalten wolle. Dann hat er vom Urschleim gesprochen, von der Urzelle, von niederen Lebewesen, von unserem Vater, dem Affen Orang-Utang. Und daß es im tierischen Organismus keine freie Selbstbestimmung, keine selbständige Seele gebe, daß also der Mensch mit dem Tode seines Körpers für immer aufgehört habe zu leben. — Das war alles. Der Herr wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat nach verrichtetem Durft ab. Zum Glücke weiß der Mann nicht, wie man sprechen muß, um vom Volke verstanden zu werden, und so gingen besonders meine Bauersleute, die sich weiß Gott was erwartet hatten, kopfschüttelnd davon.

„Wenn er nur nit so geschimpft hätt'!“ soll der Staufer-Knecht zu seinem Bruder gesagt haben. „Affe! Er selber, wenn er will. Ich nit!“

Hingegen soll ein Glashüttarbeiter die Meinung ausgesprochen haben: „Wenn's eh nix giebt in der andern Welt, da greif' ich jetzt zu. Der Herr Professor muß mir seine goldene Uhr schenken. Er hat sie eh schon lang' gehabt, jetzt will ich sie einmal haben.“

So wird's halt schon hell in den Köpfen, seitdem die Herren das neue Licht aufstecken im Torwald.

Alle Geister kommen, einer nach dem andern.

Im Kursalon war gestern der Vortrag eines Marquis Rosard. Dieser Herr will eine merkwürdige Erfindung gemacht haben und sucht nun den Kapitalisten, um dieselbe zu privilegieren und auszuführen. Der Marquis weiß ein Mittel, „frisch verstorbene“ Personen so herzurichten, daß sie für alle Zukunft vollkommen unveränderlich bleiben. Die präparierten Leichen legt er in eine flüssige Masse, die durchsichtig ist wie das reinste Krystall. Diese Masse kann man in jede beliebige Form gießen, dann wird sie hart und unzerbrechlich wie Stahl. Sei es nun in Form eines Sarges, oder Bettes, oder eines aufrechtstehenden Schrankes, oder einer Säule, — „in diesem Riesenkrystalle bewahrt man den geliebten Schläfer auf, sichtbar und unverweslich in seiner trauten Gestalt bleibt er bei uns.“

Dem Erfinder fehlen aber die Mittel dazu und es scheint, daß er auf den Millionär spekuliert hat. Herr von Yark aber sagte: „Was heißt Tote konservieren? Totes Kapital!“

Mit diesem Ausspruche hat der Ritter eine tiefere Wahrheit gesagt, als der Geschäftsmann wohl sagen wollte. Hätten wir einen geliebten Toten immer um uns, starr, seelenlos, in ewig gleicher Form, unser Denken und Empfinden für ihn würde bald eben so starr und seelenlos werden. Nur weil der Tote uns entrückt ist, weil wir wissen, daß er aufersteht, belebt er sich für uns wieder, umschwebt uns geistig. Weil er unsichtbar ist, können wir ihn uns in allen beliebigen Gestalten vorstellen und in unserem Leben wirkt er thatkräftig fort. Der Körper aber würde dem Geiste im Wege stehen.

Besser, wir haben den Entschlafenen warm und lebendig in unser Gemüt eingeschlossen, als daß die Mumie ewig sichtbar und ewig tot in den Krystall gegossen vor uns liegt, anfangs ein Gegenstand des Grauens, bald ein Gegenstand des Abscheus, endlich ein Gegenstand der Gleichgiltigkeit, schließlich gerade brauchbar als Beschwerer auf eine Wäschrolle.

Lassen wir die Toten zu unserem Segen unsichtbar sein, und lassen wir den Marquis Rosard noch bei Lebzeiten unsichtbar werden im Torwald.

Im Herbst.

Auf dem Hagenkar ein schiefer Tritt, und eine neue Erfahrung ist da. So geht's oft, daß kleine Anlässe, die man kaum beachtet, fast eine Lebenswende bedeuten. Daß ich mir bei dem Versehgang den Fuß verstauchte, ist wenig, daß ich daraufhin wochenlang im Bette liegen mußte, ist auch nicht viel, daß die Gemeinde ohne Messe, Religionsunterricht und Versehgang sein mußte, ist mehr. So habe ich mir beim Konsistorium einen Hilfspriester ausbitten müssen, der auch bald gekommen ist. Ältlicher Herr mit einer kleinen Glatze; wenn er bei mir sitzt, schweigsam und ernsthaft, sonst strenger Prediger. Habe manchmal sogar in meine Krankenstube herab seine Stimme vernommen. Fremde haben sich lustig gemacht über sein „Kaplandeutsch". Mein Gott, Bauernsöhne im Seminar, man lernt's eben so. Nicht *wie's*, sondern *was* gesagt wird! Auf der Kanzel und im Beichtstuhl war mein Cooperator ein harter Herr! Die Kirchenthür hinter sich, war er ein weltlustiger Mann, der mit den Kurgästen allerlei Vergnügliches mitmachte,

auf den Höfen mit übermütigen Burschen und Dirnen allerhand Kurzweil trieb. Ob der geistliche Herr nicht in der Kirche bei der Predigt gewesen wäre am Sonntag? soll ihn ein boshaftes Dirndel einmal gefragt haben, und der Neuwirt hat ihn mehrmals nach Mitternacht mahnen müssen: „Hochwürden, 's ist Schlafenszeit!" Wenn er demnächst wieder gegen Unzucht und Völlerei wetterte, da lachten die Leute, und wenn er zu lange predigte, so gingen sie hinaus, „er soll nur für sich selber predigen!"

Es war ein Ärgernis, und ich wurde zornig auf meinen Fuß, daß er mich so lange festhielt. Wenn der Cooperator mit dem hochgelahrten Schwiffang die halbe Nacht Karten gespielt und dabei von diesem das Lob eingeheimt, ein aufgeklärter Priester zu sein, wollte meine Regina ihn nicht in den Pfarrhof lassen. So legte er sich in der Holzhütte auf die Scheiter und ging am Morgen von dort aus die Messe lesen, ungewaschen und ungekämmt. Als es offenbar ward, daß er sich während seiner Predigten deswegen so oft gegen die Wand kehre, unter dem Schein des Nasenputzens, um Zwetschkenbranntwein zu trinken, habe ich ihn ganz eigenmächtig fortgeschickt. Der Rupert hat mich jeden Tag in die Kirche hinauftragen müssen zum Gottesdienst; die Schulkinder habe ich zu mir kommen lassen, bis der Fuß endlich heil geworden.

Etwelche Schulden hat er zurückgelassen und, wie die Bosheit wissen will, sonst auch noch etwas, dieser infame Windhund! hätte ich bald gesagt. — Mein Gott, unsereiner kann nicht eifrig und gewissenhaft genug sein, um solche, wenn auch nur vereinzelt vorkommende Schäden in der Priesterschaft wettzumachen.

Manchmal wird mir bang, wenn ich an den Luzian denke. In früheren Jahren hat mir der Prälat öfters geschrieben, wenn er besonders mit ihm zufrieden war. Der Knabe (mein Gott, ich sage immer noch Knabe!) ist mir in den letzten Vakanzen, als er da war, anders vorgekommen als sonst. Und kann doch weiter nichts sagen. Ich bin halt schon ein wunderlicher Alter. Warum soll ein junger Mensch nicht lustig sein! Nein, nicht das. So aufgeregt ist er mir vorgekommen, so ungleich und täppisch. Im nächsten Jahr geht's schon ins Priesterhaus. Will ihm's vorher noch recht ins Gemüt führen, was das bedeutet. — Beim Cooperator ist's wahrscheinlich versäumt worden, ihn rechtzeitig aufmerksam zu machen, was das heißt, ein Priester sein!

Im Mai 1884.

Kommt da mein feines Mädel geschlichen, staubt ein paar Bücher ab, die sie erst abgestaubt hat, zieht den Fenstervorhang über die Scheiben, damit mich etwa die Sonne nicht blende und platzt auf einmal heraus: „Photographieren will er mich!" — „Wer?" — „Der Photograph im Kurhaus. Darf ich, Herr Pfarrer?" — Denke ich: Wann denn sonst, wenn nicht jetzt? Schöner als in diesem Alter ist der Mensch nie. — „Und daß ich dem Luzian ein Bildlein schicken könnte, Herr Pfarrer!" Erlaubt hab' ich's, und wie sie bei der Thür draußen ist, hat's mich schon gereut. Jetzt haben wir den Götzendienst. Im Glaskasten ist sie ausgestellt, die Leute gaffen hin: Das ist das Pfarrer-Dirndel! Und kaufen es, das Stück um dreißig Kreuzer. — Es muß weg.

Sie selber lacht dazu und kehrt sich nicht viel nach der Leute Schmeicheleien. Wenn die Herrschaften wüßten, wie fein sie sich lustig zu machen weiß über sie. Will's nicht aufschreiben, das lose Zünglein. Hätte mir's mein Lebtag nicht gedacht. So betroffen und ungeschickt wir Alten vor der nie geahnten Wendung stehen, so unbefangen nimmt sie unsere Jugend. Auch meine Ottilie thut, als ob's immer so gewesen wäre, so sein müßte, sicher und schneidig geht sie zwischen all den unerhörten Dingen dahin. Jetzt spricht der liebe Balg aus dem Rauhgraben schon von der Eröffnung der Eisenbahn und weiß die Sachen zu nennen wie ein Techniker. Dabei ist sie doch an Einfalt, Güte und Lustigkeit noch immer die wahre Tochter der Steinfranzelleute. Ich kann wohl sagen, sie ist das Röslein auf dem Dornstrauch.

Der Schullehrer ist mir verdächtig. Er soll sich auch eins gekauft haben beim Photographen, aber der Regina träumt stehenden Fußes, das Bildel wäre ihm zu wenig. Nein, nein, der soll sich zu einem Globusträger ausbilden, die Ehelast könnte dem Lebemann zu schwer sein. Seine Sehnen werden unter gewissenhafter Übung mit jedem Tag stärker. Gerne streift er seine Ärmel auf und spannt vor aller Augen die Muskeln. In der Schule fängt er manchmal an, mit den wildesten Knaben zu boxen, hebt sich eine Gruppe von Jungen auf die Achseln, auf den Nacken, baut darüber einen hohen Turm auf, aus lauter johlenden Rangen und steigt damit im Garten herum. Auf dem Dachfirste des Schulhauses hat man ihn gesehen hinwandeln mit einer langen wagerechten Heustange und dann in weitem Bogensprung über den Hollerstrauch hinaus auf den Rasen hüpfen. Vom Ritter Josef, der ihn

wohl leiden kann, borgt er sich bisweilen ein Reitpferd aus, welches ihn aber nicht öfter als einmal auf die Wiese gelegt haben soll. Jetzt setzt er damit über die Eising wie ein Fidschipfeil. Das Kurhaus erzählt sich lustige Histörlein von einem schneidigen Schullehrer, der im Nesselschachen draußen einem Stadtherrlein beim Säbelduell die Nasenspitze abgehauen haben soll, weil das Stadtherrlein ihn statt Schullehrer: Schulmeister genannt hätte. Na, das muß freilich gesühnt werden! Die Nasenspitze ist im Schachen begraben, das Stadtherrlein ist abgereist, der Sieger schweigt, und wer ihn deshalb aufziehen will, den überzeugt er, daß der Boden hart ist. — Der Zaunstiegelhofer hat einen Stier, welcher sich in den Geruch unbezähmbarer Wildheit zu setzen wußte und schon manche elegante Trägerin bunter Kleider brüllend in die Todesangst gejagt hat. Mit diesem Recken hat unser Sandor auch angebunden. Er band sich ein rotes Tuch vor den Bauch und hub an, das Gebrülle des Tieres nachzuahmen. Dieses hebt den Schwanz schwingend wie eine Peitsche, gräbt mit den Vorderfüßen den Boden locker, daß der Sand fliegt und fährt auf den Lehrer los. Leute, die es sehen, erheben ein Jammergeschrei, der Lehrer packt den Stier bei den Hörnern, steht mit den Beinen stramm, und so stemmen sich die beiden Herren einander entgegen. Einmal weicht der eine seinen Schritt zurück, einmal der andere, jeder schiebt immer wieder vor, beide schnaufend und gröhlend, finsteren Trotzes. Als aber eine Viertelstunde vergangen ist, denkt sich der Ringenden einer: Der Gescheitere giebt nach, und weicht endgiltig zurück. Und das ist der Stier gewesen. — Nein, nein. Für diesen Löwen wäre meine Wildtaube nichts.

Der Rolf fällt mir ein. Der Bursche hat Glück. Jetzt hat ihm sein Regiment den Abschied zugeschickt, in Berücksichtigung dessen, daß er der einzige ist beim Schmiedhause. Gott Lob und Dank! Es ist hier, deucht mich, eine große Gefahr vorübergegangen. Der wäre im Kriegsfalle standrechtlich erschossen worden. Jetzt mögen ihm die Borsten wachsen wie der Will, dem Waldbären. Sie wachsen ihm aber nicht. Wenn er vom Dreibrunnwald herabkommt, um bei mir Bücher auszutauschen, da hat er seinen Blondkopf sorgfältig gekämmt und ist sittsam und schamhaft wie eine Klosternovize. Das letzte Mal will er mir gerade etwas erzählen, als zufällig die Ottilie ins Zimmer tritt. Er bleibt mitten im Satze stecken — ganz verwirrt.

„Das Buch über Johannes Huß bringst du mir da zurück," spreche ich, um ihm aus dem Traum zu helfen. „Nicht wahr, das ist ein Unhold gewesen, dieser Huß?"

„Das kann man just nicht sagen," antwortet er innerlich erregt. „Recht hat er gehabt — der Huß, daß er —. Hat's mehr mit dem Herrn Christus gehalten, als wie — als wie ... Wer christlich gesinnt ist, hat er gesagt, und wenn er auch nicht getauft wär' ... Und wer nichtsnutzig ist — und hätte er einen ganzen Kessel voll Taufwasser, einen ganzen Kessel, der, der ... hat er gesagt, ist der Antichrist, und hat niemand ausgenommen, den Bischof nicht und — und den Gottsobersten auch nicht ..."

„Rolf!" rufe ich aus und denke, das Mädel hat ihn verwirrt. — „Ottilie, ich glaube, die Regina hat dich gerufen!" Und als sie draußen ist: „Aber hörst du, Rolf, wie liesest denn du? Gerade dieses Buch widerlegt es gründlich, was du da geschwatzt hast."

„Das kann's halt nicht," spricht er. „Christus hat

gerade so gesagt, wie der Huß.“ — Jetzt konnte es doch das Mädel nicht mehr sein.

„Mein lieber Rolf! Wenn du die Bücher mißverstehst, dann werde ich dir keine mehr borgen. Du bist zu viel allein, du grübelst zu viel. Du mußt herab. Hat dein Vater gegrübelt? Der hat fleißig gearbeitet und gebetet, ist mit Leuten umgegangen, hat Weib und Kind gehabt. Wenn du schon so voller Nächstenliebe bist, so mußt es auch so machen. Vom Wald mußt mir hervor!“

Er schüttelt den Kopf: „Wenn der Antichrist nicht da wäre!“

Auf dieses Wort kann ich einen Augenblick gar nicht sprechen. Das hat mir einen Stoß gegeben. Es auf einmal so laut und klar aussprechen zu hören!

„Ist er denn nicht auch in deinem Walde?“ frage ich dann. „Du hast dich abgeschlossen von allem weltlichen Treiben, hast gute katholische Bücher zu Rat und Lehr', solltest deines wackeren Vaters Vorbild im Herzen tragen und bist irre und sprichst wie ein — wie ein —“

„Sprechet das Wort nur aus, Herr Pfarrer. Wie ein — Christ. Ob ich die Gnade habe, es wirklich zu sein, das kann ich auch nicht wissen, aber den guten Willen habe ich wohl, nach den Geboten Christi zu leben.“

So etwas zu hören von einem Waldmenschen! Ich reiche ihm die Hand: „Wir müssen demütig sein, schau, aller Menschen Weisheit und aller Gelehrten Grübelei ist nichts. Der Herr leuchte uns sein Licht. Wenn du schon glaubst, es im Walde zu finden, so kehre wieder heim in deinen Wald. Heim, sage ich, mein Rolf, denn manchmal ist mir ums Herz als —“ — als müßte ich auch

mit dir! wollte ich beisetzen. — Anstatt daß dieser junge Mensch seines Pfarrers Fährte und Trost bedarf, möchte schier der Pfarrer ihm folgen . . .

Am 3. Juli.

Schon viel hatte ich gehört von Gewittern im Hochgebirge. Gestern bin ich in einem gewesen.

Vormittags holte mich ein Knabe zum Hirtner auf der Selchwiese. Die Selchwiese ist eine Alm, die auf einer Hochebene liegt zwischen dem Dreispitz und dem Reckenstein. Auf der Eisingbrücke stand ein Stadtherr und beglückwünschte uns zum schönen Tag. Beim Jockthor kniete der alte Pechbrenner; als er sich nach dem gespendeten Segen rasch bekreuzt hatte, rief er uns nach: „Ihr kommt heut' in ein abscheuliches Wetter. 's hat sich die Katz' gewaschen früh morgens." — Als ich mit dem Allerheiligsten hinter dem Boten herging durch die Waldungen hinauf, war es selbst im Schatten so schwül, daß ich oft stehen bleiben und nach Atem ringen mußte. Kein Lüftchen, kein Vogelsang zu hören, keine Ameise zu sehen auf den Baumwurzeln. Vom Reschanger aus sahen wir, daß über der Hohen Rauh bleigraues Gewölke aufstieg, deren oberste Kuppen aber so blendend weiß herüberschimmerten, daß der Wald hinter uns in einer fast lehmfalben Beleuchtung stand. Als wir über den Hulschlag gingen, war der Sonnenschein vergangen. Der Himmel war grau, doch standen schwarze, weiße und schwefelgelbe Wolken darin, und an den Schründen der Gewände sanken Nebelsträhne nieder. Wir gingen über die Schütterhöhe hinein, wo auf Heidekrautboden-

schütter zerstreut die zwergigen Fichten mit den langen Flechten stehen. Die Äste dieser Bäume sind von den Stürmen so gewachsen und zerzaust, daß alles Astwerk gegen Osten hin gekehrt ist. Heute regte sich kein Zweiglein. Hier wurde es auf einmal dunkel, so daß das Licht in der Laterne des Boten leuchtete wie in der Abenddämmerung. Er hütete das Flämmlein mit Fleiß, denn es war an der Ampel des Altars angezündet worden. Nun huben große Tropfen an zu fallen, und plötzlich waren wir mitten im Nebel, der von dem erwachenden Winde gepeitscht zwischen den Bäumen dahin flog. Mehrmals lichtete es auf, und da sahen wir, daß es drinnen in den Rauhgegenden vom Himmel niederging in gelblich-weißen Streifen, und ein Sausen war, als wäre in den Lüften irgendwo ein großer Wasserfall. Wir waren so schnell gegangen, daß uns der Schweiß niedertropfte von der Stirn, aber mein Knabe sagte, wir hätten noch eine gute Strecke bis zur Hütte des kranken Hirtners. Und nun goß es herab. Der Sturm warf uns Wasser und Eis ins Gesicht, brauste in dem verknorpelten Geäste der Bäume und wühlte den Rasen auf. Ich mußte mich einmal an einen Baum stemmen, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Chorhemd und Stola waren augenblicklich vollgesogen wie ein Badeschwamm, und von meiner Kappe rieselte das Wasser in den Nacken hinab. Höre ich auf einmal: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“ und wird mir ein schwerer Mantel über den Leib geworfen. Der junge Ritter ist's, der Josef, er steht da, mit Jagdgewehr und Waidtasche, hängt mir seinen Wettermantel um, und dann eilt er voraus, um einen Unterstand zu suchen. Die Blitze flackern matt durch den dichten Nebel

und die Donner röcheln schwer und dumpf. „Es kommt grob!“ sagt mein Knabe. Da springt der Herr Josef herbei und zerrt mich mit sich gegen eine alte Tanne, es ist dieselbe, welche aufragt über das Zwergholz, und die man auch von unserer Kirche aus sehen kann. Sie steht auf der Schütterhöhe wie ein spitzer Turm in den Himmel hinein. Ich will an die Blitzgefahr erinnern, da bin ich schon drinnen, denn wir haben keine Wahl. Der Baum ist hohl und hat Raum für alle drei. Ich stelle das Heiligtum auf Moder, der Bote stellt die Laterne dazu und wir zwei knien davor nieder. Der Herr Josef wird wohl auch sein Gebet gehalten haben, er schaut ins Freie, wo jetzt der Tanz losgeht. Die starren Bäume dröhnen und pfeifen ganz betäubend im Sturm, die Schloßen sausen in Kreuz und Quere durcheinander, und jedes Korn springt wieder hoch auf. Über den Rasen fegt es Struppwerk, Wasser und Nebel schäumend hin, und obschon der Boden fast eben ist, so wälzen die Wasser doch ganze Hagelhaufen vor sich her. Ein tosender Wasserfall von den Wipfeln. Ein paar Mal blendet der Blitz, ein paar Mal schwankt unser Tannenbaum vor dem Donner, nach welchem das Schütten stets größere Heftigkeit gewinnt. Das Eis saust schnell, die abgeschlagenen Zweige fallen langsamer nach.

Es mag wohl eine halbe Stunde so gedauert haben, bis die Gewalten erschöpft zu sein scheinen. Gleichmäßiger streicht der Wind, der Hagel ist in einen leichten Regen übergegangen, und ein scharfer Waldharzgeruch erfüllt die frostige Luft. Wir rüsten uns zum Weitergehen und treten hinaus auf den knisternden Hagel, der stellenweise fußtief liegt. Als der Herr Josef eines der nußgroßen Hagelkörner aufhebt und auseinanderschlägt, zeigen sich im

Bruch drei Ringe, ein schneeweißer, ein wassergrauer und wieder ein weißer. „Da sehen Sie,“ sagt er, „das Stück ist durch drei Luftschichten herabgefallen.“ Und wie ich noch die Nebel betrachte, die jetzt träge herumwallen, schreit mein Knabe: „Der Baum brennt!“ Und sehen wir, wie der Wipfel des riesigen Tannenbaums, in dessen Höhlung wir Schutz gefunden, im Feuer steht. Der Knabe stellt seine Laterne auf einen Hagelhaufen, kniet nieder, und die beiden Hände gegen das Allerheiligste hebend ruft er hell wie in Verzückung: „Christi Herrgott! Du bist wohl brav, daß du uns nicht hast erschlagen lassen!“

Der Josef hat ein wenig unsicher hingeschaut, er wird nicht gewußt haben, über was sich ein kluger Weltmensch mehr wundern soll, über den Blitz, der in den Baum geschlagen, ohne einen der Unterstehenden zu verletzen, oder über die frommgläubige Dankbarkeit des Knaben.

Wie wir zu den ersten Blößen der Selchwiese kommen, steigen die Nebel an den Wänden empor, und vor uns liegt eine weite Winterlandschaft. Alle Almen sind mit einer weißen Schicht überdeckt, durch welche stellenweise die vielarmigen Striemen der Gießbäche und der Erdlahnen niedergehen. Aus den Schluchten herauf donnern die lehmbraunen wirbelnden Wildströme. Von den Nadelbäumen hängen die Fetzen nieder, die Laubhölzer, als besonders die Ahorne und die Bergeschen, stehen kahl wie zur Weihnachtszeit. Gar mancher Baum ist gespalten von oben bis unten, und seine Trümmer sind weit hingeschleudert über den Plan. Aus den Eisfeldern steigen immer wieder Nebel auf, und über dem Hochgebirge ballt sich ein neues Gewitter zusammen, kaum noch das erste dort unten über den Beilerstein hinausgetobt hat.

Nachdem der Herr Josef für seine freundlichen Dienste bedankt worden ist, und er seinen Weg gegen das Jagdhaus am Dreispitz genommen hat, sind wir endlich zur Hütte des Hirtners gekommen. Dort ist an den Fenstern keine Scheibe ganz, so daß der Wind durch und durch winselt. Kaum der Kranke meiner ansichtig wird, hebt er seine geballte Faust und sagt mit heiser bellender Stimme: „Pfarrer, gedenket meiner Red', das Wetter ist gehext! Das hat die alte Hexe gethan, die Schwaigerin Liesel!"

„Freund," sage ich, „wenn du das allerheiligste Sakrament empfangen willst, das ich für dich mitgebracht habe, so laß ein solches Reden sein! Das Gewitter hat der allmächtige Gott geschehen lassen, und die alte Liesel ist trotz ihres Höckers ein Kind Gottes wie jedes andere."

Murmelt der Mann unter seine Bettdecke: „Ist schon recht, ein Kind Gottes, ist schon recht. So soll er bestraft werden an seinen Kindern, daß er sich's merkt. — Was soll ich denn jetzt mit meinen Ochsen und Kälbern machen, wenn alles Gras in den Erdboden hineingedroschen ist! Geht mir weg, jetzt freut mich schon gar nichts mehr!"

Und der alte Mann, der so spricht, ist bis auf den Tod krank; ich habe ihm recht viele gute Worte geben müssen, bis sein Unmut geschwunden ist, und er endlich doch mit Andacht die Sterbesakramente empfangen hat.

Darauf bin ich in Gestalt des alten Hirtners dem Thale zugegangen. Denn weil mein Gewand ganz und gar durchnäßt war, so hat der Hirtner mir seine Lodenkleider geborgt, die schweren Bundschuhe, den breiten Filzhut und den mächtigen roten Regenschirm, und so bin ich zum hellen Entsetzen meiner Weibsleute am Abend heimgekommen.

Heute morgens nach der Messe war mein erstes, daß ich hinausschaute gegen die Schütterhöhe. Sie ist noch schneeweiß. Der alte Tannenbaum ragt fast wie sonst in den Himmel hinein. Nicht einmal der Blitz hat ihm was anhaben können.

Am 4. Juli.

Das vorgestrige Gewitter hat arg gewirtschaftet. Viele Hunderte von Lahnen sollen abgegangen sein im Gebirge und noch fortwährend abgehen, weil der Boden ganz durchwässert ist. Im grünen Thale breitet sich manche Steinwüste aus, und viele Bäche haben ihr Bett gewechselt. Obwohl es im Thale selbst nicht gehagelt hat, liegen vor dem Kurhause Berge von Eis, die das Wasser herabgeschwemmt hat. Die Fremden sollen während des Wetterns und Krachens und Brüllens unsinnig gejammert haben. Die Bauern, deren Hab und Gut zu Grunde ging, sind gefaßt geblieben. Heute scheint die Sonne, aber aus den fernen Schluchten herab donnern immer noch die Wildbäche, und die Eising führt ein dickes braunes Wasser durch das Thal.

Am 9. Juli.

In der letztvergangenen Nacht klopft an meine Thür die Regina: Ich möchte nicht erschrecken, es wäre ein Dieb am Fenster! Ich eile über die Stiege, in den Hof, dort ist eine Leiter angelehnt nach dem Kammerfenster der Ottilie. Der Rupert hat das Hofthor geschlossen und steht daneben verwegen mit einem großen Beil. „Was, Beil!“ sage ich,

„den Haselstock bringe mir!" Da huscht die Leiter herab ein Mann; ehe er noch den Boden berührt, hat ihn der Rupert beim Kragen. Wie die Regina mit dem Lichte kommt, ist es dieser verdächtige Mensch, der Holz-Hoisel, der jetzt beim Ritter Dark in Arbeit steht. „Mathias!" rufe ich ihn an. Er läßt sich aufs Knie nieder: „Bitt' um Verzeihen, gnädiger Herr, ich hätt's ja gebeichtet, hätt' ja ohnehin alles gebeichtet. Weiß mir nit zu helfen, die Dirn hab' ich halt so viel gern!"

„Soll ich ihm ein paar geben?" fragt mich der Rupert.

„Sperre ein andersmal das Hofthor sorgfältiger zu!"

„Nachher muß ich übers Dach hereinsteigen," jammert das Ungeheuer. „Mir ist's angethan, ich versterb' wie ein Hund, wenn ich sie nicht kann haben. Sie ist mir vom heiligen Gott Vater selber bestimmt, anders ist's nicht. Bin ja eh kein schlechter Mensch, und was nit recht ist, das thu' ich fleißig beichten."

Jetzt habe ich ihm aber die Füße flink machen lassen. Vom Schlafen war keine Rede mehr. Die Ottilie sitzt die ganze Nacht neben dem Bette der Regina und zittert wie ein Huhn. Noch Schelte kriegt sie, und was sie wohl für Anlaß gegeben! Obschon wir's wissen, daß er jeder nachstellt. In meinem Kopf hämmert der Zorn gegen den Unmenschen, den Heuchler, der sich allemal auf die Sakramente beruft. Wenn ich ihn nur in der Kirche sehe, so wird mir schon unheimlich.

Was bin ich für ein Seelsorger? Bin ich zu säumig, zu nachsichtig? Lehre ich zu lückenhaft? Ist an mir sonst was nicht in Ordnung? Der eine liest Christiwort und mißversteht's. Der andere betet mit dem Mund und flucht mit dem Herzen. Wieder ein anderer beobachtet strenge den

Kultus und glaubt an nichts. Noch ein anderer opfert dem Altare und betrügt die Leute. Und dieser meint seine dunklen Werke mit der Beichte abthun zu können. Gut, er soll mir beichten! Er soll mir nur gestehen, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau und den unglücklichen Tobias Steger auf dem Gewissen hat! Mir sagen von der Almerin, die über die Felswand gestürzt sein soll! Ob sein Kerbholz nicht noch andere Marken hat! Ich trage das Siegel Gottes zu Gericht! Es geht über meine Kräfte, ich trage es zu Gericht! Gottes Mühlen mahlen mir zu langsam bei dem Hoisel.

Es ist, als ob eine Seelenseuche läge über aller Welt, als ob das Sonnenlicht vergiftet wäre, das sonst so voller Segen und Gnaden niedergeleuchtet hat aufs grüne Waldland! — Betrübt bin ich manchmal bis zum Sterben.

Am 1. August.

Bei dem Eisenbahndamm nächst Unterschuttbach ist heute ein Arbeiter verunglückt. Beim Sprengen eines Steines ist ihm ein Stück in die Brust gesprungen, man soll durch die Wunde bis an den Lungenflügel hineinsehen. Bei dem wird doch ein Blick ins Innere möglich sein, ich bin hinabgegangen. Ob er vielleicht die Tröstungen der Religion wünsche? In der großen Baracke auf einem Strohbund liegt er, ein noch junger Mann, mit seinem halbstarren Auge schaut er müde in den Tod hinein. Ich will ihn trösten, er stammelt: „Weiß, wie es steht mit mir, der Arzt hat's schon gesagt.“ Ich frage, ob er vielleicht ein Anliegen habe, das zwar nicht der Arzt, wohl aber der Heiland schlichten könne? Mit zuckendem Munde

stammelt er: „Mir kann kein Mensch und kein Gott mehr helfen.“

Also habe ich wieder fortmüssen. Sonst ist das Gottesbedürfnis wenigstens auf dem Sterbebett zum Vorschein gekommen. Und jetzt? Ohne Reue und ohne Sehnsucht vergehen! Das Licht Gottes ist ausgelöscht auf Erden.

Unterwegs nach Hause treffe ich mit dem jungen Ritter zusammen; er hatte mich in seinen hohen Juchtenstiefeln eingeholt und ersuchte höflich, ob er mich begleiten dürfe. Sein Vater ist in Geschäftssachen abwesend, so hat der Josef dieweilen einen Brückenbau am Keilerstein zu überwachen. Die bauen anders Brücken, als wir! Dreimal so hoch und fünfmal so lang, alles mit Quadern. Da kann freilich das Wildwasser nichts machen. In den Raigbergen drüben wird geholzt und nach Kohlen geschürft, deshalb die Brücke. Ich dachte, wie es sein Vater zu thun pflegt, so wird nun auch der junge Herr anfangen, von den Vorteilen zu sprechen, die das Torwaldthal durch die Sommerhäuser, Gewerke und Eisenbahn erfährt. Im Gegenteil, der Herr Josef scheint meine Unbehaglichkeit zu merken. Ich würde wohl lieber allein gehen, meinte er, und den Fremden ausweichen, die das einst so stille Alpenthal nun überschwemmen. Eigentlich thäte es auch ihm leid um die zufriedenen Existenzen und ihre Altständigkeit, aber die Welt sei denn einmal in Umwandlung begriffen. Morsche Balken blieben noch am längsten beisammen, wenn sie sich auf dem Strome weitertragen ließen.

Ich habe mir gedacht: So sprechen sie halt und möchten sich rechtfertigen. Doch er setzte bei: „Mir gefällt's auch nicht, Herr Pfarrer. Ich glaube Sie zu ver-

stehen, und wenn es nach meinem Willen ginge, dürfte Torwald nicht modernisiert werden."

Mußte ich antworten: „Es geht ja nach Euerem Willen."

Sagte er: „Thun wir's nicht, so thun es andere und machten es am Ende noch schlechter. Sehen Sie, Herr Pfarrer!" Er bückte sich nach einem rostbraunen Knollen, der von einer Fuhre auf die Straße gefallen sein mochte: „Wissen Sie, was das ist?"

„Das ist ein schmutziger Stein," sage ich.

„Das ist der Schatz vom Torwald," sagt er, „und den wird jeder ausnützen, der ihn findet. Es ist Eisenspath. — Der wird noch Lärm machen im Torwald!"

„Davon verstehe ich nichts. Mir ist nur um die heimischen Leute, so viel ihrer noch vorhanden sind."

Darauf der junge Herr: „So viel an mir persönlich ist, habe ich mir vorgenommen, die alten Sitten und Anschauungen dieses braven Volkes möglichst zu schonen."

„Das glaube ich, mein Herr, aber wenn dieses brave Volk nicht mehr da ist! Wenn es sich verlaufen hat, weil man es aus dem Boden gerissen!"

Als wir so sprechen, sehe ich von Sankt Maria herab einen jungen Menschen flink des Weges kommen. Er hat ein Stöcklein in der Hand und eine kleine Seitentasche um und von den ordentlichsten ist das keiner, weil er sein schwarzes Beinkleid nicht aufstülpt über den Stiefeln, so daß es fast im Straßenstaube schleift. Und es ist der Student, der Luzian. Verlegen ist er und mich dünkt fast, als hätte er mir ausweichen wollen. Meines Begleiters wegen wahrscheinlich.

„Wie?" rufe ich ihm zu, „schon Vakanzen? Warst du schon im Pfarrhof? Gehst du mir entgegen?"

Er stottert etwas von seinen Eltern im Rauhgraben, von seiner Schwester, von Dank und Wiedersehen, ich hab nicht recht hingehorcht und gedacht, wir werden ja alles besprechen. Ehe ich mich besinne, lüpft er sein graues Hütlein und läuft davon.

Nicht ohne Absicht habe ich nun angefangen, dem reichen Herrn von diesem Studentel zu erzählen: Ein gar braver talentierter Schüler, einer ganz mittellosen Familie entstammend, in Alpenzell soeben das Seminar absolviert. Jetzt stehe er vor dem Priesterhause, und es sei zu hoffen, daß sich Gönner finden, die dem jungen Manne seinem Ziele vollends zuführen; die Mittel zum Weiterstudieren thäten halt fehlen. Und was das wieder einmal ein Freudentag sein würde für die alten Torwalder, wenn einer der Ihren seine Primiz halten könnte in der Kirche von Sankt Maria.

„Ist das eine Sorge für Sie, Herr Pfarrer?" fragt der junge Herr von Dark. „Dieselbe übernehme ich, wenn Sie erlauben. Wie sich's auch wendet in der Welt, brave Geistliche werden wir immer brauchen. Wie viele Jahre Studium bedarf er noch? Drei sagen Sie. Er soll sich einmal bei mir sehen lassen in den Vakanzen. Es freut mich, wenn ich Ihnen dankbar sein kann."

„Dankbar! Mir? Wofür?"

Er bleibt stehen, hebt den Arm ein wenig, als wollte er meine Hand fassen, hält aber inne. „Sie haben sich mir wohlwollend gezeigt, Herr Pfarrer. Sie haben mir nicht merken lassen, daß Sie einen Unterschied machen zwischen mir und meinem Vater."

„Wieso einen Unterschied?“ habe ich fragen müssen.

„Sie wissen es ja,“ sagt er, „daß meine Familie sich Ihrer Kirche angeschlossen hat, und daß ich es nicht gethan habe. Hat mein Vater Herzensgründe gehabt, es zu thun, so habe ich sie gehabt, es nicht zu thun. Ich muß mich Ihnen aussprechen. Sie halten etwas darauf, daß man seinen Vorfahren treu bleibt in Leben und Lehre. Wenn Sie mich fragen: glaubst du den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs? so muß ich antworten, das weiß ich nicht. Wenn Sie mich einladen, einen fremden Glauben anzunehmen, so muß ich antworten: nein! Kann ich schon meiner Väter Glauben nicht mehr festhalten, wie soll ich mich einem fremden verpflichten? Das wird nicht Ihren Beifall haben.“

„Es hat ihn, es hat ihn!“ fährt's mir heraus, seine Offenheit hat mir so wohlgethan, daß ich meines Amtes einen Augenblick vergaß. Als ob der Herr befürchtete, daß ich mein Urteil zurücknehmen könnte, hat er sich bei der nächsten Wegzweigung von mir verabschiedet. Rasch, aber fast herzlich. Ja, sollte ihm an der Meinung eines alten katholischen Pfarrers denn etwas gelegen sein?

Eisenspath! Und **der** soll neues Unheil bringen? Ich verstehe es nicht. Schlimmer als das Eisen, deucht mich, ist das Gold. — Und nun will ich doch sehen, wo der Student steckt.

Am 30. August.

Im Volke herrscht die Sitte, daß ein Werkzeug, durch welches jemand schwer verwundet wurde, aufbewahrt wird zum ewigen Gedächtnis, sei es im Hause oder in einer

Gnadenkirche. Also will ich auch dieses Schreiben aufbewahren und hier hinterlegen. Heute habe ich es erhalten.

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Seit unserer Begegnung auf der Straße, wo ich mich sehr schmählich benommen habe, bin ich ganz ruhelos gewesen. Anfangs ging ich so weiter, und wußte nicht wohin. Fort über die Alpen, die sollen schön sein, mir haben sie nicht gefallen. Meine Reisegefährten heißen Zwiespalt und Selbstanklage. Das Unrecht, das ich an meinen Wohlthätern habe begehen müssen, ist nicht zu entschuldigen — und auch nicht zu vermeiden. Seit länger als einem halben Jahre habe ich mit mir gekämpft. Am besten wäre es doch gewesen, wenn ich es Ihnen damals gesagt hätte. Ich habe nicht den Mut gehabt. — Geistlich kann ich nicht werden. Damit, was man mich hat lernen lassen, werde ich schon für mich sorgen. Daß ich kein katholischer Priester sein mag, ich kann nichts dafür. Verliebt bin ich nicht. Ich weiß nicht, was es ist. Meine Eltern habe ich besucht, aber nichts gesagt, der Ottilie habe ich mir gar nicht unter die Augen getraut. Nur Ihnen muß ich's gestehen, Sie werden mir verzeihen, mein Wohlthäter. Ich will Ihnen nicht früher vor das Gesicht kommen, als bis Sie es sehen, daß ich Ihrer Güte und Sorge wert gewesen bin. Verlassen Sie nur meine Eltern nicht.

Luzian Stelzenbacher.

Zürich, am 27. August 1884."

Das arme Mädel hat die ganze Nacht geweint. Seit Jahren betet sie täglich ein Vaterunser auf die Meinung, daß wir die Ehrmesse ihres Bruders erleben möchten. Und jetzt dieser Brief!

Verliebt ist er nicht, natürlich! Ein dummer Junge ist er und hat sich einen Floh ins Ohr setzen lassen. Und jetzt vagabundiert der Nichtsnutz in der weiten Welt herum und hat gewiß keinen ganzen Schuh am Fuß und nichts zu essen. Nur eine Stunde möchte ich ihn im Pfarrhof haben. Zuerst satt füttern und nachher auf die Bank legen . . .

Am 31. August.

Heute nach dem Gottesdienste, als der Steinfranzel auf dem Kirchhof am Grabe seiner Vorfahren kniet, wie er's gewohnt ist an Sonntagen, bin ich zu ihm gegangen und habe es ihm schonend beigebracht. Er schlägt die flachen Hände zusammen, daß es klatscht und schreit: „Da hat man's!" Dann steigt er an der Mauer so hin, als ob er die bröckelnden Steine prüfen wollte, und murmelt: „Gedacht hab' ich mir's! Gedacht hab' ich mir's! — Höret, Pfarrer, meinem Weib, dem sagen wir nichts. Die soll ihren jungen Pfarrer haben, so lang's geht. Vier Jahr dauern lang, wer weiß, ob wir's eh erlebt hätten. — O du verdangelter Stritzel, jetzt springt er aus!"

Darauf ist er heiter wie immer in seinen Rauhgraben gegangen.

Wenn ich doch wüßte, warum! Wenn er's nur selber wüßte! Hat er's denn schon gemerkt, daß es mit uns nicht mehr so gut bestellt ist wie ehedem? Hat er gehört,

daß es mit diesem Faden zu Ende ginge? Gesagt wird's ja. — Zwanzig Jahre ist er alt. Knäbel, ich weiß es besser, warum du nicht in die Kutte willst, als du selber! Giebst du diesen Gründen nach, dann bleiben sie dein harter Herr, giebst du ihnen nicht nach, dann sinken sie bald zusammen und sind endlich gar nicht mehr vorhanden. — Wenn's anders eingerichtet wäre bei uns katholischen Priestern! — Hatte ich nicht einmal darüber geschrieben? Und sie haben mich in den Torwald geschickt nach Sankt Maria.

Gestern habe ich des Luzian wegen an den Prälaten berichtet. Der Ausreißer muß aufgesucht und zurückgebracht werden.

Am 3. September.

Der Prälat schreibt: nicht suchen, nicht zwingen. Hätte er zwischen Haut und Knochen erst abgewirtschaftet, dann würde er schon selber wiederkommen. Mag sein. Ich glaube es aber nicht.

Am 5. September.

Also morgen wird er kommen. Alles thalab und thalauf ist aus Rand und Band. Ich glaube nicht, daß in den hinteren Gebirgshäusern zehn Menschen zurückgeblieben sind. Schon heute ist alles da. Jedes Haus ist heute Wirtshaus, selbst unter den Bäumen wird Bier geschänkt, und Torwald ist wie ein großer Jahrmarkt, der von Unter- bis Oberschuttbach geht. Die Sommerhäuser beflaggt, das Kurhaus hat Fahnenstangen so hoch wie ein

Kirchturm. Der Gemeindevorstand Zaunstiegel scheint alle roten und blauen Tücher und Weiberröcke, alle weißen Hemden und Plachen in die Lüfte gehißt zu haben, so bunt wimpelt's herüber von seinem Hause. Die Bahnhöfe in Unter- und Oberschuttbach sind eingesponnen in Ranken und Kränze. Sankt Maria selbst hat keinen Bahnhof und den Wunsch des Gemeindevorstandes, den Kirchturm zu beflaggen, habe ich überhört. Für morgen Abend ist ein Jubelfest veranstaltet, aber nicht in der Kirche. Wenn man nur den guten Kornstock aufwecken könnte! Der hätte sich's auch nicht gereimt, welchen Tag seine Musik einmal verherrlichen wird. An allen Häuserecken auf großen Anschlagbogen steht es: „Zur Feier der Eisenbahneröffnung im Kurhause zu Torwald die große Maiensymphonie von Michael Kornstock."

Wie öde sind die Feste im menschlichen Leben ohne Weihe des Ewigen! Der Kultus des Ewigen hebt uns hinaus über den einen schalen Tag, bringt uns in Gemeinschaft mit aller Vergangenheit und Zukunft, bringt uns zur Menschheit und zu Gott, macht uns selig in der Ahnung einer unendlichen Erhabenheit und einer unendlichen Schönheit!

Wie traurig wäre das menschliche Leben ohne Schönheit und Weihe des Ewigen!

Am 6. September.

Auch dieser Tag ist vorbei. Wir sind mit zwei eisernen Strängen angeschmiedet an die große Welt. Die Schienen, diese eisernen Doppelstriche sind das Gleichungszeichen

der Menschheit, hörte ich einmal sagen. Am 6. September 1884 ist der erste Eisenbahnzug angekommen im Torwald. Mir selbst, als wir vom Söller des Gralhauses hinausschauen, ist gewesen, als sähe ich ihn das erste Mal im Leben; so habe ich nur mit den Augen der Pfarrkinder geschaut, die es jetzt erleben. Denn es ist nicht bloß ein Sehen, es ist ein Erleben, es gräbt sich ins Hirn wie ein Schicksal, es ändert das Blut. Jene, die sich vorgenommen, sie wollten der „Narrheit" wegen keinen Schritt vom gewohnten Wege abweichen, sind viele Stunden weit hergekommen, um der Ankunft des ersten Zuges beizuwohnen. Die Fenster des Hotels „Viktoria" gegenüber dem Bahnhof sind vollgespickt mit Menschenköpfen, der Wirt hat Eintrittsgeld verlangt, und der Bauer zahlt es!

Schon seit dem Morgen hastet der krump Christel wegshin und her und schreit den Leuten ins Gesicht: „Thut's beten, thut's beten, daß er nit kommt!" Und als unten an der Biegung das schwarze Ungetüm sichtbar wird und dampfend und pustend näher kommt, da kreischt er grell auf: „Der höllisch Drach', jetzt ist er da! Thut's beten, ihr lieben Leut', jetzt ist er da mit aller Gewalt!"

Die Leute wundern sich, daß der Dampfwagen nicht wackelt, daß er so glatt und gewegen daherkommt.

„Aber schnaufen macht's ihn höllisch!" bemerkt einer. „Ist's ein Wunder? Den ganzen Teufel Häuser, die er hinterdrein zieht!"

Dann hebt das Geschrei an. Jedes meiner Pfarrkinder, auch die sonstigen Gegner der Eisenbahn, schwenken Hut oder Sacktuch und schreien, was aus dem Halse gehet Hoch Vivat! als die Maschine mit den acht bekränzten Wagen in den Bahnhof rollt. Eine Menge fremder Leute

steigt aus, alles lärmt; ein Mann auf dem Trittbrett hält eine Rede, vor lauter Jauchzen, Musikschall und Böllerknall hört man kein Wort. Mir selber ist warm geworden hinter dem Brustlatz, so was packt allemal. Und dabei die bange Frage: Was jetzt? — Zum Leutverderben kommt der Dampfwagen ja freilich schon zu spät. — Vor etlichen Jahren, wenn das Lokomotiv so gekommen wäre, würde ich wahrscheinlich ganz evangelisch gesagt haben: der Wolf fährt in die Schafsherde! —

Neben mir sitzt der siebenundsiebzigjährige Gral und hinter ihm seine Mutter. Die Greisin hatte gestern den ganzen Tag und heute seit frühem Morgen von Weissagungen erzählt, die einst, zur Zeit ihrer Jugend, umgegangen waren in diesen Bergen. „Es wird einmal eine Zeit kommen, da werden sie den Himmelsblitz auf Stangen hängen und eiserne Straßen bauen. Und dann werden feuerspeiende Drachen kommen, so groß, daß siebenmal sieben Reiter darauf könnten reiten. Und dann kommt das Ende der Welt.“ Andere wieder hätten gesagt, wenn dieser Drache erscheint, dann kriegen die Leute Flügel an den Füßen und die Wände Ohren, und aus den Blumen werden Flammen brechen, und die Flammen werden nicht himmelwärts streben, sondern der Erden zu.*)

Jemand hatte einen Krug Apfelwein heraufkommen lassen. Mehrere, die da sitzen, trinken dem erschienenen Drachen zu, der von nun an Tag für Tag bis in undenkliche Zeiten hier zu sehen sein wird. Auch die uralte

*) Die Weissagung läßt unser Pfarrer Wieser ohne Auslegung, er hatte wohl vom Zweirade, vom Telephon und vom elektrischen Lichte noch nicht viel gehört. Der Herausgeber.

Gralin hebt mit hastigem Arm den Krug und richtet ihr eingeschrumpftes Leiblein fast unheimlich hoch auf. Der Gral zupft sie am Ärmling: „Mutter, gehen wir! Gehen wir schlafen!"

„Jetzt!" ruft die Gralin hell, „dummer Bub', jetzt wird's erst lustig!" Wie sie das gesagt hat, sinkt sie zurück an die Wand, und wie wir sie fragen wollen, was sie hat — da lebt sie nicht mehr.

Die alte Gralin ist gestorben! Bald wissen es alle, viele finden die Mähr noch seltsamer, als den Einzug des Dampfrosses. — Hundert und so viele Jahre! Man hat gar nicht mehr gedacht, daß sie sterben wird. —

Beim großen Festessen bin ich nicht gewesen, aber das Musikstück des seligen Kornstock hat auch mich in den Kursalon gelockt. Es war mir widerwärtig, hinzugehen, doch als ich zu Hause bleiben wollte, begannen mir die Glieder zu zittern, als wäre ich der Kornstock selber gewesen. Der junge Kanarienvogel flattert im Bauer und schreit: „Geh hinab! Geh hinab!" — Bin ich also hinabgegangen. Der große Saal voller festlich gestimmter Leute, Sommerfrischler und fremder Ankömmlinge. Die Musikkapelle hatte Ritter Yark von weit herbestellt, an dreißig Mann, auch hiesige dabei, Schüler Kornstocks, und mehrere Sängerinnen. Hier hat man dergleichen noch nicht gehört. Kein Klang ist mir entgangen und keine Bewegung der Zuhörer. Abwechselnd in mir zitterndes Hoffen und heiße Angst. Die Aufführung war für mich von unbeschreiblicher Qual. Bei den größten Schönheiten habe ich die größte Angst gehabt, ob sie auch verstanden würden. Zu wenig Beifall gaben sie mir, und als sie doch lärmten, war ich entrüstet, weil diese himmlischen Melodien so schnöde gestört wurden. Ich

verstehe ja nichts von Musik, ich fühle sie nur, ob sie mich peinigt oder mir wohlthut, ich kann's durch Denken nicht wenden und ändern; ich weiß ja nicht, warum mir diese Melodien und Harmonien das Herz so wonnig gemacht haben. — Als das Stück endlich ausgeklungen, erhob sich ein beispielloser Beifallssturm. Der wollte gar nicht enden und da man gehört, der Künstler sei einer vom Torwald, wurden sie nicht müde zu rufen: „Kornstock! Kornstock, heraus!" — In solchem Rausche stehe ich von meinem Sitze auf, um mich zu verneigen. Noch im Augenblicke fällt es mir ein, daß ich ja nicht der rechte bin, und um etwas zu sagen, weil man schon Ruhe geboten hatte, so sage ich: „Meine Herren und Frauen. Der Michael Kornstock ist schon gestorben."

Diese paar Worte haben eine Wirkung gehabt, an die ich wohl gewiß nicht hatte denken können. Ein wahres Erdbeben ging durch den Saal, schier ein Herzensbeben möchte ich's nennen. Man scheint aus meinen Worten den Vorwurf gefühlt zu haben: Ihr habet ihn versäumt, ihr habet ihn zu Grunde gehen lassen. Jetzt ist's zu spät! — Die Bewegung soll lange gewirkt haben. Ich bin in die Nacht hinausgegangen, in die sternhelle. Und als ich am Schulhause vorbeigehe und an der Linde, wo er so gerne gesessen ist — schaffend, jubelnd, hoffend, verzagend, da habe ich gesagt: Kornstock, heute bin ich einmal auf deinem Platz gesessen. Dort ist es freilich himmlisch. Aber auch heiß! — Er hat nicht geantwortet, und um die Linde ist der Friede der Nacht gewesen.

Der Beifall ist doch echt gewesen, er war nicht bloß mit leeren flachen Händen gespendet. Nach dem Konzert

ist im Kursalon eine Sammlung veranstaltet worden, um dem Tondichter der Maiensymphonie im Torwald ein Denkmal zu stiften. Ins Konzert ist allerdings das Eine nur darum gegangen, weil das Andere auch ging; zehn von hundert nur, deucht es mich, haben die Schönheit der Musik empfunden, die andern haben diesen nur nachgeschwatzt. Zehn von hundert gaben bei der Sammlung aus innerem Antrieb, die übrigen aus äußerem. Der Ritter hat sich dabei wieder ausgezeichnet, und im nächsten Jahre soll das Mal errichtet werden. Michael, wenn du das noch erlebt hättest! Nein, das wäre unnatürlich. Ein Bild aus Erz kann erst entstehen, wenn das aus Thon zerbrochen ist.

Übrigens könnte so ein moderner Kurort recht wohl eine Anstalt für Geisteskranke heißen. Nicht bloß, daß die meisten Kurgäste von dem Wahne besessen sind, gerade das zu thun, was das Leben flach, schal und langweilig macht, und gerade allem dem ausweichen, was es vertiefen und werten könnte.

Aber auch sonderbare Käuze giebt's, ich höre von ihnen und treffe wohl auch manchmal selber mit dem einen oder andern zusammen. Da ist ein herabgekommener Advokat, der Mystiker, der will schon unzählige Male auf dieser Welt gewesen sein, und noch unzählige Male kommen, die Mittel erlauben's, Stoff und Geist sind unzerstörbar, und die Ewigkeit ist lang. Da kann man alle Tierexistenzen durchmachen und dann wieder von vorne anfangen. — Andere sind da, die wollen sich nach dem Tode auf irgend einem Stern häuslich einrichten. Wieder andere wollen von Unsterblichkeit in welcher Form immer nichts wissen, sondern

für alle Zeiten mausetot sein. Das ist das Verlorensein einer Seele, der ewige Tod, den die Kirche meint und mit der Verdammnis in gleiche Bedeutung stellt. Wieder andere Leute sind hier, diese wollen sich gerade im gegenwärtigen Leben mit breiten Backen festsetzen auf die Scholle und ihre spitzen Ellbögen weit ausspreitzen, um dem Nachbar so oft als möglich Seitenstoß oder Nasenstieber zu versetzen. Macht's der Einzelne so, wird's noch Egoismus genannt, macht's ein Volk so, dann führt es einen schöneren Namen. Noch andere sind überall daheim, wo es ihnen gut geht, erkennen alle Menschen als Brüder, um von ihnen brüderlich Vortheil zu ziehen. Und die Richtigen erst sind jene, denen es weder hier noch dort, weder so noch so gefällt, die den ganzen Erdball wie eine Bombe in die Luft sprengen möchten. Weltverneinung. Das sind einmal Leute, die eine philosophische Theorie praktisch nehmen und sie mit Dynamit beweisen. Das thun sie sogar aus Nächstenliebe, um die Menschheit zu erlösen, denn die gründlichste Erlösung sei der Tod. — Ein junger Doktor geht hausieren mit der Meinung, daß die Menschenliebe und die Moral die niederträchtigsten und abscheulichsten der menschlichen Verirrungen seien, daß nur Macht und Herrschaft Tugend, und daß Rücksicht auf andere, als Mitleid, Liebe, Opferwilligkeit leidige und lasterhafte Schwächen wären, die mitsamt ihrer Wurzel, dem Christentume, ausgerottet werden müßten.

Das sind die jetzigen Leute im Torwald zur lieblichen Sommerszeit. Der erste rauhe Herbstwind weht sie allemal dahin wie Buchen- und Ahornblätter, die vom Baume gefallen sind. Und zurück bleibt das kahle, dürre Geäste. . . .

Am 25. Mai 1885.

Na, endlich hat der Kornstock sein Denkmal. Es steht im Schulgarten unter der Linde, die ihren Schatten herauslegt auf den freien Platz an der Straße. Dort steht es; so hoch wie zwei Männer übereinander. Eine viereckige Säule aus Sandstein, die auf einem würfelförmigen Sockel steht und sich nach oben verjüngt. Auf dem Sockel prangt der Name, auf der Säule eine Lyra, und vergoldet! Das ist ihre ganze Monumentenphantasie. Jetzt aber kränke dich nimmer, Michael, daß du so kümmerlich, unbeachtet und unverstanden hast durchs Leben gehen müssen — jetzt hast du dein Denkmal. — Seit der Gründung sind an mehreren Orten Musikstücke von ihm aufgeführt worden. Hier findet zur Enthüllungsfeier ein Festkonzert statt, bei welchem ein „komisches Quartett" mitwirkt, und sollen sogar Bauchredekünste zum Besten gegeben werden. Wenn ich dir raten darf, alter Freund, wo du auch ruhen magst — laß dich nicht stören.

Ende Mai.

Der Schichtenschreiber Augustini vom Eisenwerk ist ein sehr liebenswürdiger und aufgeklärter Mann, geht viel mit unserem Schulmeister Sandor um. Dieser Schichtenschreiber soll der Überzeugung sein, daß das Leben ohne Glaube und Gott weit „poetischer" sei, als mit denselben. Wisse der Mensch nur einmal, daß das, was hier versäumt wird, nimmer und nirgendwo nachgeholt werden kann, so bestrebe er sich selber Gott zu sein und die Erde zum Himmel zu machen. Er würde sein Dasein mit aller Kraft genießen

und, dann satt geworden, sich willig ins ewige Nichts begeben. — So meint der Herr Augustini. Man sieht, ganz ausgestorben ist die Bescheidenheit noch nicht. Unsereiner ist auch kein Giermensch, doch mit einem Leben, das, wenn's hoch geht, auf siebzig oder achtzig langt und das, wenn's gut geht, eine Reihe von Leid und Kummer ist, würde man sich nicht begnügen. Wenn diese Herren ihre Ideale, die sich auf ein paar Jahre Leiblichkeit erstrecken, hohe und erhabene nennen, gegenüber den religiösen, die in die ewigen Himmel emporfliegen, dann kann man sich's denken, wie enge und niedrig es in ihren Herzen zugehen muß.

Ich fürchte aber für den Lehrer. So hoch der mit seinen federigen Beinen auch springen kann — seine Seele könnte am Ende doch im engen Gelasse stecken bleiben, falls es mit Flitter und Flatter putzig ausgestattet wird.

Im Sommer.

Meinen Pfarrhof haben sie mir niederreißen wollen. Dieses klobige Gemäuer stünde nicht mehr in den Ort. Der Ritter hat's zuerst gesagt, der nun auch im Gemeinderat sitzt. Die Unzierde des Kurortes, so nennen sie den Pfarrhof. Mich wundert's nur, daß sie an einen neuen denken, einen Pfarrhof im Schweizerstil wollen sie haben. Dann gehört freilich auch ein neuer Pfarrer hinein, versteht sich. Mir ist es recht. So lange ich aber da bin, will ich in dem alten Hause wohnen, das gar nicht baufällig ist. Es kann noch länger stehen, als die windigen Kartenhäuser im Kurviertel. Ich will noch wenigstens meine Burg haben in dieser unheimlichen Zeit. Das habe ich ihnen sehr höflich gesagt, und hierauf ist Renovierung beschlossen worden.

Ein neues Dach aus Ziegeln und über dem Erker ein Türmlein, wie unten bei den Villen. Heute muß jedes neue Haus seinen Zopf haben.

Des Türmleins wegen habe ich mit Herrn von Yark einen Streit gehabt. Er möchte gern eine blechene Wetterfahne auf der Spitze haben, ich aber den Hahn Petris. Das wollte ich zum Zeichen der Wachsamkeit. Der Ritter hat mir alle Vorzüge einer Wetterfahne dargelegt: Stilgerecht wäre sie auf dem Turm, glänzen thäte sie hübsch und Wind und Wetter zeige sie an, was für Sommerfrischler und Touristen doch höchst zweckmäßig sei. Endlich kam er zu den Anfangsbuchstaben des Namens dessen, der das Türmlein erbauen ließ, es wäre doch nicht übel, dieselben ins Fähnlein einbrechen zu lassen. Ich blieb bei meinem Hahn, da rief er zornig aus, ich sei auch so ein torwaldischer Starrkopf, der überall Opposition mache, wo was Ordentliches zustande kommen sollte. „Mein Gott, ich Opposition! Ich kann ja leider nichts als krähen, wie der Hahn Petris, und Ihr machet doch was Ihr wollt." Darauf hat er mir den Hahn bewilligt und ihn auf das neue Pfarrhoftürmlein setzen lassen.

Der Herr von Yark ist jeden Sommer da und unermüdlich bestrebt, Torwald zu heben. Neben dem Kurort auch noch ein Industrieort, „damit die Leute nicht bloß Geld ausgeben, sondern es sich auch erwerben können." „Ja," soll ihm darauf jemand zur Antwort gegeben haben, „Hunderte arbeiten, und einer erwirbt's!" In die Älplertracht, die er mit Vorliebe trägt, will mir der Ritter immer noch nicht hineinwachsen. In seiner Bauernjoppe stecken zwei Leute, ein Hofrath und ein Feldwebel. Wenn er mit seinen Arbeitern verkehrt, da steigt der Feldwebel

herfür. Das sind aber die hiesigen Gewerbsleute nicht gewohnt, und so hat ihm neulich der Zimmermann Sepp das Stemmeisen vor die Füße geworfen: „Wenn Er's besser versteht, so soll Er's selber machen! Wenn ich auch nicht so viel Häuser gebaut hab, als Er niedergerissen, von Ihm laß ich mich doch nicht lumpen!" Sprach's und ging davon. Der Ritter: „Wie heißt der Mann?" Er schrieb sich den Namen ins Notizbuch, und der Sepp wird schwerlich ein Haus mehr bauen im Torwald.

Der junge Herr Josef kommt manchmal in den Pfarrhof, und er ist meiner Meinung, daß es in alten Dorfhäusern oft wohnlicher sei, als in neuen Schlössern. Es ist gar nicht schlecht mit ihm zu plaudern, er ist auch bewandert in der Schrift und hat einen unvergleichlich weiteren Blick, als sein Vater. Manchmal scheint es, als hätte er eine große Verachtung vor dem Gelde. Jedenfalls hat er davon zu viel, um es zu schätzen. — Wenn er fortgeht, grüßt er höflich zur Küchenthür hinein, worüber die Regina sich nicht wenig zu sein deucht. Grüßt auch über den Zaun in den Garten hinein und erbittet sich gestern von der Ottilie ein Sträußlein. Sie pflückt Nelken und Balsamkraut, kommt zu ihm heran und sagt: „Gar schön ist es nicht, der Herr wirft's ja doch bald wieder weg." „So?" versetzt er, schaut sie gar absonderlich an, steckt die Blumen auf seinen weißen Strohhut und geht davon. — Mir will's nicht gefallen. Was geht den Herrn Josef der Pfarrhof an! Sein Geld wird sie gewiß nicht verlocken. Aber sein schönes Reden! Solche Leute können's. Ich habe dem Kinde das Vertrauen zu den Menschen beizubringen gesucht, und jetzt soll ich am Ende sagen: Traue ihnen nicht!

Dieser Rolf ist doch ein Tropf. Mich deucht, er will sie haben. Ein Wörtel, ein einziges, und er hat sie in Ehren. Trotz seiner Häresie. Früher sind — um einen Spaß zu sagen — solche Leute verbrannt worden, heute muß man sie verheiraten. Das Weib wird ihn schon wieder katholisch machen. Der Rolf wäre mir für sie der liebste. Dann seines Vaters Wirtschaft wieder aufrichten. Aber der Mensch rührt sich nicht. Er sagt immer nur, er bleibe oben auf dem Berg bei der Sonne! Und steht doch seine Hütte in der finsteren Schlucht. Es ist auch gewiß nicht bei ihm auszuhalten. Von Wurzeln und Kräutern, sagen sie spottend, nähre er sich. Jede Nahrung, die das Leben eines Tieres kostet, verwirft er. Ob ihn die Tierwelt, die kleine wie die große, auf gütiges Zureden in Ruhe lassen wird? — Er rührt sich nicht, und er rührt sich nicht. Am Ende hat er in seinem Evangeliumbuch auch ein Sprüchlein gegen die Ehe gefunden. Er verdeutelt ja alles. Um diesen Burschen ist es ewig schade.

Da drüben hinter dem Kirchenriegel geschieht etwas, und das ist mir sehr zuwider. Schon im vorigen Herbste hat die Gemeinde den Kirchenriegel an den Ritter verkauft, unter dem Vorbehalte natürlich, daß die Pfarrkirche, die auf seinem Scheitel steht, mitsammt dem Friedhofe, dem Meßnerhause und den nötigen Zugängen für ewige Zeiten unangetastet bleiben muß. Die Gemeinde hat dafür so viel Geld bekommen, daß sie ein Armenhaus bauen kann. Die Krüppel und armen alten Leute, die bisher im Freien herumhumpeln, sind dem Kurort durchaus nicht zur Zierde. Hinter die Mauern mit ihnen und an die Mauern aus-

wendig schöne Gesimse, Säulchen und Statuen, daß es herschaut wie ein Palast. . . .

Der Kirchenriegel ist angezapft worden. Von den fünf Ahornen aus hat der Ritter zuerst hineinbohren lassen, dann sind Stollen geschlagen worden und jetzt rollen auf Eisenbahnen schon die Hunde heraus, gefüllt mit rostbraunem Erdreich. Ich hoffe, sie finden nicht viel und stellen die Arbeit bald wieder ein. Unterdessen sehe ich, daß sie drüben Hütten aufschlagen und Knappenhäuser zu bauen beginnen. Und bei Oberschuttbach am Wasser werden Grundfesten gegraben für ein neues großes Gebäude. Von den Bergstollen aus wird dahin ein Schienenweg gemacht. Ich weiß nicht, was das alles bedeuten soll. Mir ist bange. Jetzt sollen sie doch einmal aufhören, den Torwald zu verbessern!

Das Stift rührt sich nicht. Es thut sogar mit, indem es Waldungen an den Ritter verkauft und neuerdings die Jagd an ihn verpachtet hat. Vor einiger Zeit ist aus einem Salonwagen der Prälat ausgestiegen auf dem Bahnhof zu Oberschuttbach und hat sein helles Wohlgefallen geäußert über das stolze Aufblühen unserer Ortschaft. Der Einladung des Ritters, sein Landhaus anzusehen, ist er bereitwilligst gefolgt, in den Pfarrhof ist er nicht gekommen. Als ich hinübergehe und vor dem Einfahrtsthor warte, um ihn zu begrüßen, schüttelt er mir die Hand und sagt: „Na, Herr Pfarrer, nun singt halt auch bei Euch in Sankt Maria die Nachtigall!" Den Pfiff des Dampfwagens hat er gemeint.

Und mit meiner Bangnis bleibe ich allein.

Unser Torwaldthal ändert sich von Tag zu Tag. Überall wird gegraben, Erde aufgewühlt und in den gelben Tümpeln steht das Wasser. Schwere Steinfuhrwägen schneiden tiefe Furchen in die grünen Matten; auf der Hagen hat man eine zweite Ziegelei angelegt. Überall Arbeiter in lehmfahlen Hosen und buntgestreiften, schmutzigen Hemden, braungesichtig, schwarzbärtig, roh und rücksichtslos in ihren Gewohnheiten, so daß man keinen sicheren Schritt mehr machen kann im Freien.

Den Kurgästen behagte es schon im vorigen Jahre nicht mehr, in diesem Jahre ist ein großer Ausstand zu verzeichnen. Ich würde an ihrer Stelle auch keine Sommerfrische wählen, wo man statt Waldesduft Fabriksdunst, statt Sonne Kohlenrauch und statt Vogelsang Arbeiterlärm hat. Aber der Industrieort bringt mehr Gewinn als der Kurort und so hat der Ritter im Torwald aus dem Feiertag einen Werktag gemacht.

Lange habe ich mich gewehrt gegen den Gedanken, denn ich wollte hier sterben. Die Berge waren mir heimlich, die Menschen lieb geworden. Aber die angestammten Pfarrkinder haben sich verlaufen, überall nur fremde Gesichter, fremde Einrichtungen, fremdes Leben. Wenn Torwald schon noch einen Pfarrer braucht, so muß derselbe aus anderem Holze geschnitzt sein als ich es bin. Oder noch besser ein eiserner. -- Ich tauge nicht. Ich bitte meinen Bischof um Versetzung in einen andern Sprengel.

Am 9. August.

Einem Dichter würde man es nicht glauben, was sich in Wirklichkeit wieder ereignet hat.

Schon vor ein paar Tagen hörte ich sprechen von dem dreisten Bettelmann, der im Schulgarten unter der Linde sitze, bei dem Kornstockdenkmal. Ein graues, schäbig gewordenes Stadtgewand und ein Tuchkäppchen mit Lederschirm hüllt und deckt ihn ein. Der Lehrer Sandor hatte ihm einen Silberzehner schenken wollen, den lehnte der Alte ab und erbat sich dafür einen etwaigen Rest vom Mittagsmahl. Als er des Abends immer noch dort saß und die Vorübergehenden betrachtete, ohne sie anzubetteln, fragte der Lehrer aus seinem Fenster heraus, auf wen er warte? Auf niemanden, soll er geantwortet haben, es sei nur so gut sitzen auf dem Steinsockel, und wenn er sich vom Schulhaus eine Gnade ausbitten dürfe, so wäre es die, nächtlicherweile im Vorhause, unter der Bodenstiege oder irgendwo dort schlafen zu dürfen. Dabei sei der Bettelmann in bester Laune, nur soll er sich gegen eine Dame ungebührlich betragen haben, die einen Eichenkranz auf das Denkmal hing. Diese Verehrerin des heimgegangenen Komponisten soll er stürmisch umarmt und auf die Wange geküßt haben.

Kommt heute mein Rupert zu mir in die Stube und sagt: „Ich weiß nicht! Er ist ja doch gestorben! Man hört doch, daß er gestorben ist!"

„Wer?"

„Der alte Schulmeister, der Kornstock!"

„Lieber Gott," antworte ich, „der wird freilich schon lange verwesen sein."

„Da unten sitzt er!“ ruft der Knecht heftig, „geh' der Herr Pfarrer nur schauen, er ist es gewiß, bei der Linde sitzt er! — Nicht bald bin ich so erschrocken! Ein Mensch, der schon lange gestorben ist!“

So mein Rupert. Da bin ich hinabgelaufen. Schon von der Straße aus sehe ich ihn kauern, ich sehe den grauen Bart, der in zwei Fahnen niedergeht zur rechten und zur linken Brust. Das Gesicht! Er ist's! Den Augenschirm lupft er. Und welch' ein funkelnder Blick! Mit der Hand winkt er und schreit hell und grell: „He, he, steigt er ja daher, mein guter Herr Pfarrer!“

„Kornstock! Bin ich ein Narr? Oder lebt Ihr wirklich noch?“

„Oh! Als Gestorbener hätte ich ja gar nicht das Recht, dazusitzen,“ antwortet er mit heller Stimme.

„Ihr habt es, Schulmeister, Ihr seid wahrhaftig vorhanden!“

„Nicht wahr?“ sagt er und springt auf. „Ich wollt' mich halt selber überleben, und so bin ich nicht gestorben.“

„So tausend Grüß Gott, alter Freund! Freilich sollt Ihr leben. Wo waret Ihr denn aber die lange Zeit? Ich bitte Euch!“

Darauf gleich ein lebhaftes Gespräch, und habe ich erfahren, daß er in der Residenz eine Musikschule gegründet habe, um sich die Zeit zu vertreiben, bis es den Leuten gefällig sein werde, seine Kompositionen zu würdigen. „Erwartet hab' ich's ja!“ schmunzelt er mit dem eingebogenen Finger an den Denkstein klopfend.

„Und darum hat sich der alte Schelm verborgen gehalten!“

„Verborgen gehalten hab' ich mich nicht!“ stößt er

hastig hervor, „hätte jemand nach mir gefragt, so hätte ich mich auch gemeldet. Wie mir ganz im Zufall zu Ohren kommt, daß ich längst gestorben bin, und daß sie mir in der großen Stadt Torwald ein herrlich Denkmal gebaut haben, mache ich mich eilends auf, um zu sehen, ob's wahr ist. — Sie kennen mich aber nicht!" zischelt er mir zu. „Sitze schon zwei Tage da vor meiner steinernen Unsterblichkeit, keiner hat mich erkannt. Sie sollen mich noch kennen lernen, sehr! Pfarrer! Fünf neue Opern habe ich im Kasten! Wenn sie schon der Maiensymphonie diesen schönen Stein gesetzt haben, was wird erst meinem neuesten Werke Oranda geschehen? Das bekommt ein Denkmal so hoch wie der Stefansturm."

Da ich nicht wagen konnte ihn zu fragen, in welchem Hotel er wohl wohne, und wo er zu speisen pflege im Kurort, so habe ich ihn bloß am Arm genommen und in den Pfarrhof geführt. Sein Körper war leicht wie ein vertrocknetes Knochengerüstlein; hastig trippelte er neben mir her und sein Herrengewand, von dem ihm wohl nicht ein einziges Stück an den Leib gemessen worden war, schlotterte luftig wie Osterfahnen an dem Wiedererstandenen. Meine Frauenzimmer bekreuzten sich beide, als ich den Kornstock so ins Haus brachte, erst als er die Schüsseln und Teller gründlich geleert, nahm die Regina das für einen vollgültigen Beweis seiner Existenz.

Dann am Abend der Auflauf. Alles erzählte sich vom wiedererstandenen Komponisten, alles strömte herbei, um ihn zu sehen. Der Platz vor dem Pfarrhof war voller Leute, und als der Kornstock sich am Fenster zeigte, erhob sich ein schallendes Huldigungsgeschrei. Mehrere Herren drangen ins Haus, um ihn in den Kursalon mitzuführen,

wo sofort eine Kornstockfeier veranstaltet worden war. Ich öffnete den Kleiderkasten und blies dem Mann ins Ohr, er müsse nothwendig in Schwarz erscheinen und sein besseres Gewand hab' er nicht bei sich. „Doch, doch!" rief er, „ich habe es ja am Leibe, es ist gut, aber einen Papierhalskragen, wenn ich höflichst bitten dürfte!" Ja so, dergleichen hätte ich als Geistlicher nicht, nur das Kolare. Na, dann sei es auch so gut. — Ich habe die Kornstockfeier bis Mitternacht getreulich mitgefeiert und mich der ehrlichen Wärme gefreut, mit der die gesungenen Lieder des Komponisten aufgenommen wurden. Es war auch zu seltsam, die Anwesenheit eines Mannes zu ehren, dem man vor kurzem als einem Toten das Weihedenkmal gesetzt. Der Kornstock war außer sich vor Glück, er hielt eine Rede um die andere, die eine voller Demut, die andere voller Künstlerstolz, endlich sagte er, sie hätten das Denkmal zu früh gebaut, sie würden es wieder abreißen müssen. Sei er ein Taugenichts, dann verdiene er gar keins, und habe er die Opern geschrieben, die er geschrieben habe, dann müßten sie seinetwegen wohl ein wenig tiefer in die Marmorbrüche von Carrara greifen! Großes Gelächter auf diese launige Rede. Lange stand der Kornstock mit seinem Grundsatz, keinen Wein zu trinken; nach Mitternacht unterlag er und trank Sekt wie Wasser. Er sei ja schon gestorben, und im Elysium paare sich der Geist mit dem Geiste. — Auf seinem Heimweg haben ihn lustige Zechbrüder begleitet. Vor dem Denkmale nahmen sie Aufenthalt, und er hielt mit schon ungelenker Zunge eine überschwängliche Lobrede auf den großen Tonmeister Michael Kornstock. Fortwährend wiederholte er dieselben Worte, bis ein allgemeines Gejohle einfiel und sich ein Knäuel ballte um den zu Boden torkelnden

Alten. Dann haben sie ihn in den Pfarrhof getragen, nicht auf den Schultern, sondern wagerecht, denn er schlief. Und wie einen Toten haben wir ihn ins Bett gelegt.

Man kennt sich nicht aus. Es geht doch nicht recht her. Da streicht er in der Gegend herum, getragenen Kopfes wie ein aufgeschrecktes Reh. Wo gesungen wird, dort spitzt er die Ohren, schüttelt dann den Kopf, schlägt mit den Armen in der Luft herum und läuft weiter. An manchem Tage sitzt er vom feuchten Morgen bis in den dunklen Abend unten beim Denkmal. Die Schulkinder gehen scheu vorüber und machen einen Bogen um ihn. Vom Schulhause her könnte er das laute Aufsagen der Kinder hören, er kehrt sich nicht drum. Als ob er nie in diesem Hause gewaltet hätte. Nur wenn sie Lieder singen, hebt er hastig den Kopf, läßt ihn aber sogleich sinken, denn es sind nicht die seinen. Der Kurgäste einer bleibt manchmal stehen und spricht mit ihm — zumeist von oben herab, gönnerhaft, oder gar hänselnd. Er ist stets ernsthaft bei der Sache und stoßt die Antworten begeistert heraus. Bei Lichte besehen ist sein Gewand nicht so, daß sie bald wieder eine Kornstockfeier veranstalten möchten.

So viel man herausbringt, hat der Mann die Jahre her große Not gelitten, ohne daß er sie übrigens inne geworden zu sein scheint. Mit seiner Musikschule in der Residenz hat es die Bewandtnis, daß er von Haus zu Haus gegangen ist und den Kindern ärmerer Leute Klavierunterricht erteilt hat. „Jetzt habe ich das Lehramt aufgegeben,“ sagt er gerne, „will mir endlich einmal Ruhe

gönnen.“ Von der Regina hat er sich einen Besen ausgebeten, mit dem er täglich den Sandplatz um das Denkmal sorgfältig fegt. Wenn die Hirten ihre schnuppernden Rinder, ihre naschenden Schafe oder Ziegen vorübertreiben, oder wenn vorwitzige Hunde sich an den Ecken zu thun machen wollen, oder Hühner ein wenig Eiergruben scharren möchten im Sande, da springt der Kornstock auf, schlenkert die Arme auseinander und jagt mit heftigem: Gscht! die ungeladenen, durchaus unmusikalischen Gäste von dannen.

Sein Denkmal zu hüten, diese Aufgabe scheint er sich gestellt zu haben für den Rest seines Lebens. Mir wird ganz ungut, wenn ich den verkommenen Menschen sitzen sehe unter dem Stein, und die vornehmen Leute, die voller Begeisterung dem toten Künstler das Denkmal gestiftet, gehen jetzt gleichgültig oder gar spottend an dem lebendigen vorüber. Mancher wirft ihm eine kleine Gabe zu; anfangs ließ er sie liegen im Sande, jetzt hebt er sie schon auf. Er hat die Absicht, mir Kostgeld zu zahlen. Unterstand und Pflege hat er ja im Pfarrhofe, doch wollte ich zwei Bedingungen stellen, erstens sollte er bei der Messe orgeln und zweitens müßte er einen von mir abgelegten Anzug über seinen Leib thun. Er antwortet: „Meister Kornstock orgelt nicht mehr! Und Gewand hat er ohnehin sein bestes an!“ — So sitzt er vor seinem Denkmal und lugt aus, ob nicht jemand wieder mit einem frischen Kranz käme für den Stein. Denn die alten Kränze sind schon welk und zerrissen, und er kann, wenn ihm der Stein zu hart wird, auf seinen Lorbeern ruhen.

So sieht’s aus, wenn man Künstlern unvorsichtigerweise Denkmäler setzt, ehe sie noch gestorben sind.

Am 1. September.

Heute ist im oberen Eisenwerke ein Schwungrad auseinandergeflogen und hat dem Schichtenschreiber Augustini die beiden Beine unter dem Leibe weggerissen. Er soll zu Boden gefallen sein, lautlos wie ein abgethauter Schneemann. Aber er lebt, es ist Hoffnung vorhanden, daß er geheilt werden und als erbarmungswürdiger Krüppel sein Leben lang unter den Füßen der Leute herumkriechen kann. Jetzt hat er Zeit, sich selber zu einem Gott, und die Erde zu einem Himmel zu machen. — Ich möchte ihn besuchen und trösten, fürchte aber, daß er es mißverstehen könnte. So will ich warten, bis er mich rufen läßt.

Er hat mich nicht rufen lassen. Er soll guten Mutes sein, sagen sie, ich kann es aber nicht glauben. Keinen Himmel wissen und die Erde verspielt haben, noch jung und glückdurstig sein und alles lassen müssen für Zeit und Ewigkeit! Wie kann einer da guten Mutes sein? — Und er ist es doch. In einem Wäglein hockt er, ringsum mit Strohkissen bestopft, daß er nicht umfallen kann. So läßt er sich manchmal ein wenig herumführen und schaut in den Sonnenschein hinaus und macht mit den Fingern allerlei drollige Schattenspiele auf die weiße Wand. Auch aus weltlichen Dichtern liest er. Mit einer einäugigen jungen Frau lebt er zusammen; die pflegt seiner, spielt ihm auf der Zither vor und singt dazu.

Ist eines Tages der Kornstock am Hause vorübergegangen. Und wie er drin sein Lied: „Ich bin ein großer Herre“ singen hört, stürzt er in die Wohnung und mit beiden Armen den Takt schlagend, singt er mit den Zweien:

„Ich gebe mir die Ehre
Und sing ein Liedel fein,
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt ist mein.

Der Landmann, der mag säen
Und ernten Korn und Lein,
Des Feldes Blühn und Wehen
Zur Maienzeit ist mein.

Wie arm sind doch die Reichen,
Von allem Frieden fern,
Und Knechte sondergleichen
Sind diese hohen Herr'n.

Sie streiten um der Schätze viel
Mit Rad und List und Speer,
Ich zieh' mit Sang und Saitenspiel
Erobernd hinterher.

Wie lustig ist das Wandern,
Die Sorgen sind ja klein.
Die schwere Welt ist andern,
Die schöne Welt ist mein."

Wenn Bettler und Krüppel noch Lust haben, solche Lieder zu singen, dann ist der Himmel doch noch nicht zugesperrt. In diesen armen Gesellen muß eine besondere Gnade Gottes sein, von der andere nichts wissen und an die sie selber nicht einmal glauben.

Ich will sie nicht mehr beklagen. Wer weiß, um wie viel näher sie dem Herzen Gottes stehen, als unsereiner.

Im Winter 1886.

So lange die Fremden hier weilen, merkt man unsere Einfalt, wenn sie fort sind, sieht man unsere Armut. Die

Landhäuser stehen im Winter da, froslig und mit Balken verschlossen. Hie und da in Kellerwohnungen ein böhmischer oder ungarischer Hausinspektor. Des Weiteren Bahn- und Fabriksbeamte und überall welsche Arbeiter. Die etlichen Bauersleute, die nicht leben und nicht sterben können, laufen so drunter hin. In den Wirtshäusern wird Karten gespielt; ein Teil der Leute hat reichlich viel Geld, ein anderer Teil hat Nahrungsmangel. Seit die Eisenbahn geht, könne keine Hungersnot mehr kommen, heißt es. Bisher hat die Eisenbahn nicht einen einzigen Sack Korn hereingebracht für den, der ihn nicht kaufen konnte. Und geteilt, wie zu Zeiten des Kimpelschmiedes, wird auch nicht mehr.

Sonntags giebt es Räusche und Raufhändel zwischen Einheimischen und Fremden, und die Gendarmen, acht Mann sind ihrer jetzt im Torwald, haben an Sonntagen durchaus keinen Ruhetag. Am meisten bekümmert mich, daß die Einheimischen, die in den Berghäusern noch zerstreut sind, nicht mehr so willig und fleißig arbeiten als früher. Sie haben zu viel Müßiggang gesehen. Die auf ihrem angestammten Boden Pächter geworden, haben keine Freude an den Wirtschaften. Früher sind die Leute mit Herz an ihrem Korn, an ihren Rindern und Waldbäumen gehangen, jetzt alles nur Geldwert, Krämerware. Geld ist ihr erstes und ihr letztes. Weil Geld umsonst nicht zu haben, so ist Arbeit ein notwendiges Übel. Weil Geld im Sacke nichts nützt, so wird es ausgegeben. Wer sich spotten und auslachen lassen will, der mag sparen.

Für Gewandung kaufen unsere Bauern beim Krämer billige, fremdländische Stoffe; die alte kostspielige Tracht kann sich nur mehr ein Geldmensch anschaffen und gehen

im Torwald die Städter in Kniederhosen und die Bäuerlein in Baumwoll-Pantalons umher. — Die Welt steht auf dem Kopf, müßte man sagen, wenn sie einen hätte.

Der Lehrer Sandor hat das Schlittschuhlaufen und das Schneerennen eingeführt nach norwegischen Mustern. Auch ist er musikalisch geworden, wie er selbst sagt. An langen Winterabenden beschäftige er sich mit Glasinstrumenten und spiele mit Vorliebe Gluck. Das meint er aber so, daß er sich die Weinflasche an den Mund setze, bis es durch den Kragen gluck — gluck — gluck macht. Der Kornstock hat vor diesem Manne, seinem Nachfolger, einen unbeschreiblichen Abscheu.

Der Kornstock wohnt noch bei mir in einer Dachkammer, ist aber den ganzen Tag nicht zu Hause. Wenn er nicht unten bei seinem Denkmal im Schnee sitzt und um milde Gaben bettelt, so fährt er mit dem Augustini herum. Er spannt sich ans Schlittlein, in welchem der Krüppel hockt, und so machen die beiden ihre Lustfahrten von einem Dorfe zum andern. Der Augustini hängt an dem sonderbaren Alten, fahren soll er sich von ihm aber nicht gerne lassen, denn der Kornstock hat ihn ein paarmal schon an abgelegene Orte gezogen und dem Hilflosen dort seine Opern vorgepfiffen.

Der Steinfranzel will mir auch nicht mehr gefallen. Zum Helden seiner Oper könnte ihn der Kornstock kaum noch brauchen. Hemd wird der Häusler zwar immer noch keins haben, aber jauchzen thut er auch nicht mehr. Sein Weib spinnt Leinwand für ein Altartuch, wenn der Luzian Primiz hält. Der Franzel weiß mehr, er weiß, daß wir nichts wissen. Seit zwei Jahren nichts mehr. Der Prälat

will vom Ausreißer nichts hören, und durch die Behörden ist auch nichts zu erfahren. Mit Steckbriefen wollen wir ihn nicht suchen lassen, und er selbst scheint es noch nicht an der Zeit zu finden, mir vors Gesicht zu treten mit dem Beweis, „daß er meiner Güte und Fürsorge wert gewesen". — Seine Schwester sagt kein Wort, und so grämen wir uns still nebeneinander hin.

Ein Knecht vom Fockhofe, der seit seiner Militärzeit nicht mehr nach Hause gekommen ist, sondern als Maurer in der Welt herumregiert, soll geschrieben haben, den Steinfranzelsohn hätte er in Brünn gesehen bei einer Arbeiterversammlung.

Na, dann ist er schon auf der richtigen Straßen. — O, hätte ich den Jungen nie aus dem Graben herausgelockt!

Im Frühjahr.

Mein Bischof ist gestorben. Daß er meiner so ganz vergessen hatte! Oder war sein Vertrauen so groß, weil er, seit ich hier bin, nicht ein einziges Mal Kirchenvisitation halten ließ zu Sankt Maria! Aus dem Gedächtnisse kann ich ihm ja doch nicht so ganz gekommen sein, weil er einmal gesagt haben soll: „So, Torwald ist ein schöner Kurort geworden? Na, das wird dem Wolfgang Wieser recht sein, dem großen Fortschrittsmann!" — Und er weiß nicht, wie verlassen und einsam ich hier geworden bin mit meinem alten Christentum. Er weiß nichts von meiner Bangnis. Eine alte ehrwürdige Welt sehe ich hier untergehen vor meinen Augen. Ich kann nichts und nichts dagegen thun, und es war doch alles in meine Hände gelegt gewesen, und

mich wird der Herr zur Verantwortung ziehen! — und mir, „dem Fortschrittsmann, würde es recht sein!“ —

Jetzt ist der Oberhirt im ewigen Lichte. Jetzt wird er's wohl sehen. Möge er bei Gott für mich bitten, für den Ärmsten der Diözese. So schwank ist kein Schifflein wie das meine, so stürmisch kein Meer, wie das meine.

Am 30. April.

Mein Gesuch um Übersetzung in einen andern Sprengel, das ich vor einem Jahre eingereicht habe, ist bis heute, den 30. April 1886, ohne Bescheid geblieben. Heute aber ist die Antwort da in einer Zuschrift vom Konsistorium. Des Gesuchs wird nicht mit einem Worte erwähnt, hingegen der Wunsch ausgesprochen, daß zu Sankt Maria im Torwald eine Volksmission abgehalten werden möge, um die, wie es heißt, „dem Freimaurertum anheimfallende Bevölkerung wieder in dem Schoße der katholischen Kirche zu befestigen“. — Was die hochwürdigen Herren nur immer mit ihrem Freimaurertume haben! Das Freimaurertum hätte ich mir anders gedacht, als was sich da vollzieht. — Volksmission! Jesuiten! — Diese mögen wohl im ersten Stadium des Verfalls gut sein, aber hier? — Doch will ich das Mittel versuchen.

Habe sogleich mit dem schon anwesenden Kurdirektor darüber gesprochen. „Eine Jesuitenmission!“ lacht er hell auf. „Na, dann machet aber gleich, Herr Pfarrer, daß Ihr bis längstens Juni damit fertig seid. In der Hochsaison können wir keine Jesuiten brauchen.“

Anfang Juni.

Die heilige Mission ist vorüber. Einen hat sie bekehrt, einen getötet, von den übrigen läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen.

Den sie bekehrt hat, der bin ich. Im Gegensatz zu dem Eifer dieser ehrwürdigen Väter erst habe ich gesehen, wie lau ich bin, wie weich und nachgiebig. Das Himmelreich leidet Gewalt, diesen Spruch unseres Herrn hatte ich immer so verstanden, als wäre das Himmelreich mit seinen Kindern der leidende, der Gewalt duldende Teil. Das ist anders, das Himmelreich fordert Gewalt. Nur mit Gewalt über sich, mit glühendem Eifer und nimmermüdem Ringen kann es erlangt werden. Die Liebe allein thut's nicht, am wenigsten in der Seelsorge, es muß auch Zorn da sein, wenn es nötig ist. Die Väter haben mit dem Verdammen, wie es scheint, mehr ausgerichtet, als ich mit dem Segnen.

Bis auf das eine Opfer und auf die Bergpredigt in der Holzknechthütte ist alles recht vor sich gegangen. Am Samstage vor Judica sind sie gekommen in ihren langen braunen Röcken, und zwar mit dem Eisenbahnzug, was einige veranlaßt zu sagen: „Den Antichrist wollen sie verjagen und kommen mit dem Drachen!“ Am Sonntage aber mit der Perikope vom guten Hirten hat der erste Prediger kräftig eingesetzt und die Zuhörer, wovon der größte Teil aus Neugierde gekommen war, halb gewonnen. Jemand ist bei dieser Predigt mit einem Müdling verglichen worden, dem die Schäflein davonlaufen, und es müßte der Herr mit seinen Hunden selber kommen, um die Wölfe zu verjagen und Gericht zu halten über die Böcke. Schon

der zweite Prediger hat allen, die sich bekehren lassen würden, vollkommenen Ablaß versprochen, der durch die Verdienste Jesu Christi alle Sünden lischt. Das hat ihnen bald gefallen. Dann Tag für Tag drei Predigten mit Beichthören und Bußübungen. Die Kirche war zumeist überfüllt, die anderthalbstündigen Predigten waren den Leuten noch zu kurz, die Herren thäten dabei allerhand schöne Geschichten erzählen. Also zur Unterhaltung muß der Gottesdienst werden, dann wird die Gemeinde wachsen, und mit dem Salze des Witzes lockt der kluge Hirte die Schäflein zusammen. Nur bei dem guten alten Dominikus ist die Kirche gewöhnlich halb leer geblieben, was dem Pater kein geringes Herzleid verursachte. Er vermeinte außer der Gnade zu sein, weil auf seinen Ruf die Schäflein nicht kommen wollten, und er betete vor der Predigt in einem Winkel der Kirche allemal innig um die Erleuchtung und den Beistand des heiligen Geistes. Mich aber deucht, nicht so sehr die Gnade, als vielmehr die Stimme fehlt dem frommen Pater. Wetterleuchten ist nicht genug, auch Donnern gehört dazu, wenn der Regen des Wortes Gottes die Herzen befruchten soll. Die beiden anderen Brüder haben beneidenswerte Stimmen und eine unbeschreibliche Art, zu sprechen. Hätte ich anstatt zu schreiben sprechen gelernt! Die teuflischen Verführungskünste, die Abscheulichkeit der Sünde, die Gewissenspein in der Sterbestunde, die ewigen Höllenstrafen, das alles in glühendsten Farben, und reichlich mit erzählenden Gleichnissen und Beispielen durchsetzt. Die Kennzeichen des Antichrist, „kein Haus im schönen Thale vom Torwald, an dessen Thor er nicht sein Merkmal geschrieben. Und in der Nacht kommt der blasse Engel zu

diesen Häusern der Hoffart, der Völlerei, der Unzucht, der Geldgier, des Unglaubens, und führt die verlorenen Seelen in die ewigen Abgründe, die der Fluch Gottes hat aufgemacht." Hienieden ist alles nichts. Not thut Eins: Beten, Fasten, Casteiung, daß im sündigen Leibe die Seele nicht sterbe, daß sie lebendig hinübergerettet werde in eine bessere Welt.

Dann haben sie das hohe Missionskreuz aufgerichtet auf dem Platz vor der Kirchthür, haben in der Kirche die Mysterien entfaltet in ihrem heiligen Schauer, das wilde Anrufen der Hostie zur mitternächtigen Stunde, das gellende Hinabschreien in die Gräber: Wachet auf, der Tag des Gerichts ist nahe! — Und dazwischen im Thale das Rasseln und Pfeifen der Dampfmaschinen — man wußte nicht, wie einem geschah. Als die Patres auf dem Kirchhofe das Requiëm sangen zum Troste derer, die in dem Herrn schlafen, damit auch längst heimgegangene Geschlechter des Segens der Mission teilhaftig werden sollten, da fiel es mir ein: Und unterhalb dieser friedlichen Gräber in des Berges Tiefen wühlen geldgierige Pückel nach Erz....

Eines Abends spät, als die Andächtigen sich verzogen haben, und die Weiheglocke ihren schwermütigen Ton hinausklingen läßt in die dunkle Nacht, stehe ich mit dem Pater Chrysostomus an der Kirchhofsmauer. Im Kirchenfenster flackert der Schein des ewigen Lichtes; unten im Thale steigen aus den Essen des Eisenwerkes Funkengarben in die Luft; von der Hohen Rauh herab, aus weiter Ferne glüht die Bergspitze, genannt das Lichtel. Da sage ich in Betrachtung zum Pater: „Drei Lichter sehen wir da leuchten, das des Glaubens, das der Arbeit und das der Natur. Welches wird am längsten brennen?"

Der Pater schaut wie traumversunken hinaus und murmelt: „Das höllische Feuer wird am längsten brennen.“ Dann zuckt er wie erwachend auf und fragt: „Haben Sie etwas gesagt, Herr Pfarrer?“

„Es ist eine unheimliche Zeit,“ sage ich.

„So lange wir Eisen haben, ist Rußland nicht zu fürchten,“ spricht mein Pater im politischen Plaudertone. „Und es soll ganz vorzügliches Erz sein, das Ritter von Yark hier gewinnt.“

Da ich stumm wie ein Fisch gewesen sein mag, so fährt er fort: „Mit dem Erze, Gott sei Dank, sind und bleiben wir den Engländern über. Haben Sie gelesen? Um fünfundzwanzig Prozent führen wir mehr Eisen aus als England!“

Und das — das war derselbe ehrwürdige Pater, der eine Stunde vorher so zornlodernd gegen die neuzeitliche Gewinnsucht gewettert hatte? — Ganz verwirrt bin ich an demselben Abende auf meine Stube gegangen und habe mich gewundert darüber, wie einfältig ein Mensch werden kann, wenn er eilf Jahre Pfarrer ist zu Sankt Maria im Torwald.

Abends in unserer kleinen Gesellschaft sind sie heiter, schnupfen viel, und bei Tische loben sie Gott in seinen Gaben. Mir ist die Eßlust vergangen, des Christian wegen. — Bei den ersten Predigten funkelten dem Alten noch die Augen, als er merkte, wie viele Scheiter da in die Hölle flogen. Von Morgen bis zum Abend blieb der krumme Christl in der Kirche, fastete, betete, horchte, streifte an den Wänden herum, die Heiligenbilder zu küssen und zu streicheln. Jeden Tag ging er zur Beichte und Kommunion, und wenn er dann in der Abenddämmerung vom

Kirchenriegel herabsiffelte, war er aufgeregt, predigte laut den Hunden und rief Sätze aus, wie er sie von der Kanzel gehört. In Allem war er verworren. In der zweiten Woche hielt Pater Chrysostomus die Predigt vom Pharisäer und Zöllner. Gegen die Heuchler und Scheinheiligen ging es her, viel ärger als über andere Sünder. „Der Scheinheilige ist ein falsches Licht, des Teufels Licht, welches andere betrügt und den Träger blendet, also, daß er das wahre Licht niemals suchen und finden kann, weil er ja glaubt, er habe es schon, und weil der gerechte Gott keinen, und wäre es der größte Verbrecher, so ganz und gar verläßt, als den und den allein, der ihn belügt.“ — Am Abende nach dieser Predigt soll der Christel nicht mehr an den Beichtstuhl getreten sein. In der darauffolgenden Nacht ist er nicht in seine Kammer gekommen, die er seit der Fehde mit dem Meßner im Jochrupphäusel inne gehabt. Am nächsten Tage fällt es einigen Leuten auf, daß der Krumme nicht in der Kirche ist, und daß seit frühem Morgen oben im Raßwald die Hunde bellen. Und dann haben sie ihn gefunden. — Mit seinem eigenen Hosenbande ....

Die Patres waren nicht dafür, daß der Selbstmörder auf dem Kirchhof begraben werde. Ich habe es gestattet. Am Tage des Gerichts wird sie der Herr schon auseinandersuchen lassen.

Bevor sie abreisten, habe ich den Herren auch mein Anliegen wegen des Karl Groß und des Rolf vertraut. Dem Karl, der auch während der Mission keine Miene verzogen hat, haben sie fast das Wort geredet. Wenn er

schon nicht glaube, so sei es doppelt anzuerkennen, daß er seinen Dienst am Altare pflichtgetreu erfüllt, ins Herz sehen könne man ja niemand, man müsse zufrieden sein, wenn einer die Gebote der Kirche befolge. Anders stünde es mit dem Rolf, das wäre nach meiner Darstellung ein ungewöhnlicher Fall und Pater Chrysostomus erbot sich, hinaufzugehen in die Bergwälder, um das entlaufene Schäflein zu suchen. Ich habe ihn begleitet.

Der Rolf saß gerade bei seinem Mittagsmahle, als wir in die dunkle Hütte traten. Er holte Gabeln hervor, wischte sie mit einem Tuche sorgfältig ab und lud uns höflich ein, mit ihm Schmalznocken zu essen.

„Wir sind nicht um Schmalznocken gekommen, sondern um eine arme Seele," hub der Pater an. Da antwortete der Bursche rasch: „Ich kann mir's denken und ich will Euch was sagen, Herr, lasset mir meine arme Seele, und behaltet die Eure. Ich bin freilich sündig, aber das seid Ihr auch."

„Wir bestreiten es ja nicht, guter Bruder in Christo," entgegnete der Pater, „wir sprechen es sogar bei unseren Predigten aus, daß wir, die Priester, selbst arme Sünder sind."

„Ihr sprechet es aus, aber Ihr wollet nicht, daß man es Euch glaube. Hieltet Ihr Euch wirklich für Sünder, so würdet Ihr andere nicht so verdammen. — Esset doch Schmalznocken."

Der Pater blieb in erstaunlicher Demut und sagte: „Wir verdammen, was Christus verdammt hat."

Stach der Bursche eine Nocke an und sagte lachend, so wie er überhaupt das Gespräch mit dem Tone großer Gemütlichkeit führte: „Wenn Christus in die Kirche treten

thäte zu Eurer Mission, da möcht' ich nicht gern dabei sein. Das wollt' nicht gar brüderlich hergehen. Erstens würde er Euch hinausjagen, und zweitens würdet Ihr ihn ans Kreuz nageln."

„Jetzt ist's aber genug, Rolf!" rief ich drein. „Höre doch erst ihren Predigten zu, bevor du urteilest!"

„Ich habe sie gehört," antwortete der Holzknecht, „ich kann den Brüdern in Christo jedes Wort zurückgeben. Was sie sagen, habe ich schon lange gewußt, und wenn ich jetzt dem hochwürdigen Pater zurückpredige, so wird's auch nicht viel helfen, wir bleiben alle miteinander verstockt, ich in meinem alten Glauben und die in ihrer Hartherzigkeit. — Nocken essen, ist gescheiter."

Er aß ruhig fort, und mein Pater Chrysostomus sprach leise zu mir: „Ich glaube, dahier haben wir weiter nichts mehr zu thun."

Der Rolf hörte das und stand auf. Er schaute uns verlegen an und sagte: „Am Ende — hab' ich gar wen beleidigt. Das ist nicht mein Willen gewesen. Ich habe nur gesagt, wie ich mir's denke. Wer das nicht gern hört, der möcht' mich halt in Ruh' lassen, dann bin ich auch still und ist kein Verdruß."

So sind wir von diesem Waldmenschen heimgepredigt worden. Unterwegs sagte der Pater zu mir: „Pfarrer, das ist kein Schäflein, das ist ein Böcklein." — Ein paar Holzknechte waren uns nachgegangen, die das Gespräch gehört hatten. „Unser Herr Pfarrer kennt ihn eh," sagte einer derselben vertraulich. „Am liebsten ist es ihm halt, wenn er nackend auf dem Stöckelstein liegen kann in der Sonne. Sonst ein ganz braver Mensch." — „Ja, ja, ja, das glaube ich," redete ihnen der Pater entgegen, und

dann zu mir: „Das ist ja eben das Gefährliche. Wenn Diebe und Ehebrecher so reden, da weiß das Volk, was es davon zu halten hat. Sogenannten braven Leuten glaubt man alles. Wie es übrigens mit seiner Sittlichkeit bestellt ist, das, Pfarrer, müsset Ihr wissen."

Ich habe darauf geschwiegen. Hätte ich gesagt, der Rolf wäre nichts nutz, so müßte wohl der größte Waldbaum auf mein Haupt gefallen sein und mich erschlagen haben. Und hätte ich gesprochen, wie mir ums Herz war, nämlich wie die Holzknechte, so möchte der ehrwürdige Bruder gedacht haben, ich stecke mit diesen Leuten unter einem Hütel.

Als wir herabgekommen sind ins Thal, laufen die Leute zusammen und knieen nieder am Wege, daß der fromme Priester ihnen die Hand aufs Haupt lege. Um meinen Segen zu erhaschen hat bisher nicht einer sein Kartoffelfeld verlassen. Freilich, ich schicke ihn den Leuten ja täglich ins Haus. Nur scheint er wenig Wirkung zu haben, weil sie nichts merken.

Auf der Straße begegnet uns der Wagen des Ritters von Yark. Der läßt sofort halten und steigt aus, um den Missionär ehrerbietig zu begrüßen. Er ist erst aus Pest angekommen und bedauert, die Mission versäumt zu haben. Dann empfiehlt er sich dem frommen Andenken der ehrwürdigen Väter und rollt in seinem Wagen gegen die Fabriken hinaus.

In der Kirchendämmerung hat sich die Bußfertigkeit der Gemeinde bewährt, ob sie auch anhält in der freien Luft, die nach Rauch riecht, das müssen wir erst sehen.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte sind die ehrwürdigen Väter und Brüder heute abgereist. Ich wollte die Glocken läuten lassen, sie haben sich's verbeten. Milde und demütig haben sie nach allen Seiten hin gegrüßt. Die Weiber haben geweint, etliche der Männer haben hinterrücks gelacht. Ein Frechling, der bei seiner Missionsbeichte wahrscheinlich nicht absolviert worden ist, soll sich geäußert haben: „Siebenfach hat er mir die Himmelsthür vernagelt. Auch gut, so steige ich jetzt beim Fenster ein — zum Madel.“

Im Eisenbahnzug ist den Priestern ein Gelaß erster Klasse aufgemacht worden; diese Aufmerksamkeit hat ihnen der Ritter zugedacht und die würdigen Väter haben sie gerne angenommen. Der letzte Gruß kam ihnen aus einem Fenster des Hotels. Aus demselben rief jemand mit lauter Stimme: „Per pedes apostolorum!“

Einer der Missionäre hatte bei seiner Predigt über die Sterbestunde folgendes Geschichtlein erzählt: Zur Nacht wird ein Priester von seinem Meßner geweckt, er möchte sogleich zu einem Waldbauern kommen, um ihm die Sterbesakramente zu reichen. Der Priester geht in die Kirche um das Allerheiligste und folgt dann dem Meßner, der mit der Laterne vor ihm herleuchtet, stundenlang, bis sie in den Wald kommen, wo in einer Hütte der Sterbende liegt. Dieser war plötzlich schwer erkrankt und in Verzweiflung wegen seiner großen Sünden, mit denen er fort müsse zum jüngsten Gericht. Denn er war ganz allein, hatte keinen Boten, um nach dem Geistlichen zu schicken und ist nun über die Maßen überrascht und glücklich, als der Priester eintritt. „Du mußt eine Gnade haben?“ fragt der

Priester. „Ja,“ sagt der Kranke, „das thut die heilige Barbara, denn ich habe mein Lebtag zur heiligen Barbara gebetet um die Gnade, in der Sterbstunde meine Sünden beichten zu können.“ Er verrichtet hernach seine Beichte und ist in wenigen Stunden darauf selig verschieden. Als der Priester nach Hause will, ist der Meßner verschwunden, und er muß den Weg zurück allein machen. Am nächsten Tage stellt er seinen Meßner darüber zur Rede; der weiß von nichts. Er beschwört es, daß er in der Nacht weder den Geistlichen geweckt, noch ihn zu einem Kranken geführt, noch ihm dann davongelaufen sei. Und hat es sich, setzt der Prediger dazu, gewiesen, daß durch die Fürbitte der heiligen Barbara ein Engel in Gestalt des Meßners den Priester zum Sterbenden geführt hat.

Dieses Geschichtlein soll dem Holz-Hoisel besonders wohl gefallen haben. Ja, gut ist es schon, wenn man sich auf einen Heiligen verlassen kann, der schließlich, wenn man dem Arm der irdischen Gerechtigkeit entrückt ist, die Absolution besorgt. — So schöne Geschichten kann halt ich nicht erzählen.

Meine Regina hatte im Winter eine Grippe zu bestehen und hat sich seither noch nicht ganz erholt. Einige Male ist sie während der Mission in der Kirche gewesen. Bis ins Herz hinein, sagt die Regina, hätten ihr die hochwürdigen Herren erbarmt, daß sie so schreien müßten und richteten doch nichts aus. Wenn die Leute jetzt auch noch Stierköpfe blieben, so wisse man wenigstens, daß der Pfarrer nicht schuld ist, und das sei auch was wert. Der Rupert hat auszusetzen, daß sie des lieben Viehes vergaßen. Wenn man einmal zuschaue, wie bei den Stein-

fuhrwerken die Rösser geschunden werden, da wisse man doch gleich, welcher der kürzeste Weg in die Hölle ist. Darüber hätten sie predigen sollen.

Mit der Ottilie ist auch etwas nicht in Ordnung. Steht sie gestern an der Zimmerthür, bürstet meinen Hut aus und sagt wie so nebenhin: „Jetzt weiß ich schon, warum es mit meinem Bruder Luzian so hat kommen müssen."

Auf meine Frage, wie sie das meine, giebt sie zuerst keine Antwort, dann hebt sie an zu schluchzen.

Ich eile hin: „Was ist dir, Kind?"

Nach einer Weile gesteht sie's, ihrer Sünden wegen habe er die Gnade nicht haben können.

„Deiner Sünden wegen?" frage ich auf. „Möcht' ich doch wissen, Mädel, was du für große Sünden hast."

„Wohl große Sünden, Herr Pfarrer!" weint sie und verbirgt das Gesicht in meine Rockfalten, als ob sie Zuflucht suchte. Ich denke, sie hat ein besonderes Anliegen.

„Ottilie! — Am Ende — —!" der Atem bleibt mir in der Brust stecken, wie ich sie jetzt anschaue.

„Nein, Herr Pfarrer, das nicht!" lacht sie mit nassen Augen.

Dann ist es gut. Die Mission hat sie aufgeregt. So ist es immer, die Schuldlosen bangen. Die Schuldigen lachen.

Am 6. Juni.

Heute morgens hat mir der Kornstock wieder einmal eine Hand voll Kupfermünzen vorgehalten, um das Tagesfrühstück zu zahlen.

„Nein, Alter," sage ich, „fürs Frühstück nehme ich nichts, es soll Euch munden Tag für Tag, aber geschenkt bekommt Ihr's auch nicht. Ihr müsset mir doch noch an die Orgel."

Als ich dabei meinen Talar anziehe, schreit er mir lustig zu: „Ihr Pfarrer habt es gut. Die Kutte darüber und der ganze Mensch ist zugedeckt."

Daraus habe ich gemerkt, daß er doch seinen Anzug nicht mehr für den besten hält.

„Kornstock," sage ich, „in meinem Kasten hängen noch zwei oder drei alte Kutten. Wenn Ihr einmal einem Hausierer begegnet, so sagt', er soll kommen und sie abholen."

„Will's schon ausrichten," antwortet er.

„Allerdings," sage ich, „ist es schade um die priesterliche Weihe, daß sie der Jud' bekommt. Aber wenn's kein Christenmensch tragen mag, so ein altes Gewand, was will man machen? Über den Knien abgeschnitten, und der schönste Gehrock wäre fertig, kein Kavalier hat einen schöneren. Aber eben, wenn niemand will!"

Der Kornstock dreht sich etliche Male in der Stube hin und her, plötzlich springt er mich an und sagt: „Ich werde doch wieder orgeln, Pfarrer." Und fügt nach einem Weilchen bei: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Höret zu. Auf dem Dreispitzberg, ganz oben auf dem Gipfel, wird eine neue Orgel gebaut. Die kleinste Pfeife dran wird so groß sein wie die alten Lärchen, die da oben beim Josef stehen. Die größeren sind so groß, wie dem Ritter sein neuer Fabriksschlot und die größten wie der Stefel in Wien. Für den Blasebalg brauchen wir dreihundert Stierhäute, der Sturmwind besorgt das Weitere. Dann setze

ich mich in den Kasten und spiele die Orgel, daß im ganzen Torwaldthal die Erde bebt vor dem Donnerklang. Dann müssen sie meine Kompositionen hören, dann müssen sie!"

Gar heftig hat er das herausgesagt. Darauf spreche ich spaßeshalber: „Und wer wird sie denn bauen, diese Orgel?"

„Der Ritter von Yark, wer denn sonst? Der kann die Thaler scheffelweise ausgeben im Tage. Mit Vergnügen baut er die Orgel. Sie wird eine Zierde sein für Torwald."

„Und dann erst wollet Ihr wieder orgeln?"

„Dann werde ich wieder orgeln, und dann will ich auch um eine Kutte gebeten haben."

Später haben wir eine herausgesucht, und zwar die fürnehmste, noch von der Stadtpfarrkaplanzeit her. Den „Abbé-Rock", wie ihn die Regina immer genannt. „So über dem Knie," sage ich, und will's anmerken für die Schere. Die Regina jedoch ist der Meinung, daß man auch vom Beinkleid so viel als möglich unter das bergende Tuch bringen solle. Sie wird wohl recht haben, und so ist der Talar weiter unten bei den Waden gekürzt worden. — Jetzt sitzt der Kavalier schon wieder beim Denkmal.

Am 7. Juni.

Gestern ist das Weib des Steinfranzels bei mir gewesen. Sie that, als hätte sie etwas mit mir zu sprechen und wußte nichts rechtes. Eier müsse man mir einmal bringen, sagte sie endlich, die Hühner wollten heuer gar nicht aufhören zu legen. Ihre Buben möchten gerne zur Eisenbahn gehen, wo man sich jetzt viel Geld verdienen

könne, aber der Vater sagt immer, sie sollten nur im Rauhgraben drinnen bleiben, dann brauchten sie kein Geld. Und wie es mit der Ottilie wäre? — Dann zog sie noch so herum und meinte endlich, der Luzian, der müsse es jetzt wohl gewiß recht strenge haben in der Studie, weil er ganz still geworden wäre. Sie habe ja immer gehört, das Geistlichstudieren sei so viel hart, und daß sich einer von seinen Eltern und allem lossagen müsse, wenn er geistlich Weihe annimmt ....

Dann horchte sie so auf mich her und ich nichts als: „Ja ja, freilich ist's so."

„Wenn wir nur seinen Ehrentag mögen erleben!" hat sie aufgeseufzt.

Armes Weib! — Soll ich sie vorbereiten? Soll ich sie in ihrem Wahne noch ein Weilchen glücklich sein lassen? — Es ist doch eine traurige Welt, wo das Glück nur im Wahne liegt! Es ist im Kleinen so und es ist im Großen so. — Manches habe ich der guten Person gesagt, was ich nicht weiß, und das, was ich weiß, verschweige ich.

Den Franzel habe ich am vorigen Sonntag angesprochen, wie es ihm gehe.

Alleweil gut! sagt er, und ob kein Erdbeben wahrgenommen worden wäre zu Sankt Maria? Drinnen im Graben hätten sie Samstags eins verspürt, nachmittag, wie der Stoissen auf drei gezeigt. Der „Stoissen", das ist nämlich ein dürrer, entästeter Fichtenstamm, der hinter dem Steinhäusel mitten auf der Wiese steht und wie eine Art Sonnenuhr seinen Schatten auf die weißen Steine legt, die ringsum Uhrziffern bedeuten. Also auf drei

hätte der Stoissen gezeigt, erzählt der Franzel, da wäre ein Schüttern gewesen und da wäre vom Berg ein großer Stein herabgekommen und habe ihnen die Ziege erschlagen, die einzige Milchziege. So hätten sie jetzt statt Milch Fleisch, aber sie hätten zu niemandem was sagen wollen; gerade ein Holzknecht sei dahergegangen und habe es gesehen, wie er, der Franzel, die verstorbene Milchmariandel ausgeweidet. „Und darauf in der Früh ums Hahnenkrähen, da hat im Stall gach eine Geiß gemäckert, daß meine Alte aufspringt und meint, 's thät ihr Geist sein. Ist's aber eine leibhaftige fleckige Ziege, lebendig über und über und ein größeres Milchsackel (Euter) hat sie, als die andere hat gehabt. Der Bub' hat sie gleich gemolken und wir wissen all' miteinander nicht, wie das hergeht und wem die Gais gehört und jetzt, Pfarrer, was ist da zu machen?"

Ich sage darauf: „Wenn Ihr nicht wisset, wie sie in Euren Stall gekommen ist, Franzel, so behaltet sie so lange drinnen, füttert und melket sie, bis sich der Eigentümer meldet. Vielleicht hat unser Herrgott ein Wunder gewirkt . . . ."

Der Alte lugt mich argwöhnisch an. — Ich bin unschuldig.

Daß doch jeder Mensch seinen Dämon haben muß!

Meine Haushälterin hört manchmal in den Nächten die Ottilie schluchzen. So habe ich das Mädel heute ins Gebet genommen. Da gesteht sie mir dreist, sie sei eine schlechte Person, sie zanke mit ihrem Vater und schlage die Mutter. „Wo kommst du denn mit ihnen zusammen?" „Ja, bei der Nacht," sagt sie, „im Traum, da sei sie so

grob gegen ihre guten armen Eltern. „So mußt du doch manchmal arge Gedanken gegen sie haben!“ rufe ich sie an. „Nein!“ sagt sie, „wie soll ich arge Gedanken haben, gegen Vater und Mutter! Der böse Feind verführt mich dazu im Traum!“ — Dann habe ich ihr den Rat gegeben, jedesmal vor dem Einschlafen ein recht liebreiches Vaterunser für ihre Eltern zu beten, dann werde die Anfechtung nicht mehr kommen.

Was man im Traum alles erleben kann, das weiß auch ich. Noch nicht drei Wochen, seit ich, der alte Pfarrer Wolfgang, ein neapolitanischer Soldat gewesen bin, mit weiten blauen Hosen und blutrotem Lendengurt, in welchem Dolch und Pistolen stecken. Die rote Mütze mit den langen Federn schwinge ich, mein Schnurrbärtlein steife ich mit Harz und raßle mit dem Säbel. Auf ein schwefelgelbes Tuch springe ich hin und mit Kameraden würfle ich fluchend um ein braunes Mädel und dabei singe ich was aus der Kehle geht: Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um! — Das Merkwürdige kam erst beim Aufwachen. Ganz unglücklich war ich darüber, nicht wirklich der neapolitanische Krieger zu sein, um die rote Mütze that's mir leid, um das Bubenbärtel, um das braune Mädel, lauter Dinge, nach denen ich sonst mein Lebtag kein Verlangen getragen. So leid that es mir, daß ich durchaus rasch wieder einschlafen wollte, um mein flottes Soldatenleben weiter zu führen. Als ich aber nicht mehr einschlafen konnte, sondern der alte Pfarrer bleiben mußte, da habe ich zu mir gesagt: Wolfgang, so stecken in dir halt doch auch andere Leute. Und vielleicht schlimme Gesellen, an denen du Gefallen finden könntest! — Sollte am Ende gar in jedem einzelnen die ganze Menschheit

eingeschachtelt sein mit allen ihren Lastern und Lächerlichkeiten auch...?

Immer hübsch demütig sein, Herr Pfarrer! Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um!

Am 10. Juni.

Ich hatte einen Weg in die Schattleiten hinüber. Wo von den Fabriken der Kanal in die Eising mündet, begegne ich dem Hies im Grund, dem vor Jahren bei dem Laudamuslochereignisse das Gehöfte zu Grunde gegangen ist. Er scheint seither ganz herabgekommen zu sein; sein Weib arbeitet in der Papierfabrik, er selber kriecht in den Kanälen herum. „Ja, mein Herr Pfarrer, so kann's einen verfolgen," sagt er, „da muß ich jetzt hineinkrauchen wie ein Krottwurm." Und er deutete in ein Loch, aus welchem Jauche hervorsickerte. Täglich einen Gulden, da muß sich der Mensch halt einen Seelentröster beilegen." Hat aber nicht mich gemeint, sondern eine Branntweinflasche, die er jetzt an den Mund stülpt. — „Da drinnen im Kanal," fährt er fort, „ist's mir alleweil noch lieber, wie in den Schlotschläuchen. Dort," er deutet gegen den großen Schornstein des Eisenwerkes und flüstert mir geheimnisvoll zu, „dort haben sie in voriger Woche einen gebraten! Ja, gewiß auch noch! Einen Kaminfeger. Aber es ist Geheimnis. Darf nit laut werden. Den Schlot hat er auszuputzen gehabt. Derweil der Befehl: Einheizen. Und des Fegers vergessen. Nach ein paar Tagen erst wahrgenommen. Ganz verkohlt. In einem Hut hätte man das Häuflein Kaminfeger auf den Kirchhof tragen können. Aber nit verraten, Herr Pfarrer, der Ritter hat

der Witwe gleich auf der Stell' zwei nagelneue Hunderter auf die Hand gelegt."

Wie ich nachher am Neubau des Armenhauses vorübergehe, steht dort der Ritter. Er schreit herrisch mit den Leuten um und ärgert sich über seinen Sohn, der alles Krumme gerade sein lasse und das Gesindel sozusagen wie Menschen behandle. Gebe man erst in Wenigem nach, so würden sie noch frecher und verlangten Alles. „Human sein! Recht schön, und aufgefressen werden! Man thut ohnehin weit mehr als Pflicht ist!" In solchem Selbstgespräch unterbricht er sich, weil er einen Burschen anruft, der in seiner Kräntze zu wenig Ziegeln aufgeladen hat. „Faulthiere! Schreien immer nach einem Versorgungshaus, und wollen dabei nicht arbeiten. Oder will ich mich auch da mit Eurem Schweiße bereichern, wie?"

„Schwitzen thun wir freilich, Euer Gnaden, aber es wird doch nur ein Armenhaus."

Diese Antwort des Ziegelträgers ist genug, er muß sofort abtreten und bekommt seinen Lohn ausbezahlt.

Als der Herr mich erblickt, ist er ein anderer. Rasch geht er auf mich zu und drückt mit seinen schwerberingten Fingern mir die Hand, daß es wehe thut. „Eine Neuigkeit, Herr Pfarrer!" Er zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche. „Mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie sich für einen Luzian Stelzenbacher interessieren?"

„Gott, freilich, das ist ja der —"

„Theologe!" unterbricht er mich. „Na, lesen Sie."

Und steht im Blatte zu lesen, daß bei dem Arbeiterausstand in Wien ein gewisser Luzian Stelzenbacher eine Brandrede gegen das Kapital gehalten habe, und daß dieses Hetzers wegen die Versammlung aufgelöst worden sei.

„Ach, Herr,“ sage ich, „das ist ein anderer. Der Luzian wird sozialdemokratische Brandreden halten!“

„Bitte nur weiter zu lesen!“ hierauf der Ritter.

„— Stelzenbacher, ein blutjunger Mensch, soll einem Priesterseminar entlaufen sein und sich in anarchistischen Kreisen des Auslandes, besonders in der Schweiz, herumgetrieben haben. Da er ein gewisses agitatorisches Talent zu haben scheint, so wäre es doppelt zu wünschen, wenn die Polizei dem Treiben dieses famosen Früchtels ehemöglichst ein Ziel setzen würde.“

„Sie können sich das Blatt behalten,“ sagt der Herr von Yark. In diesem Augenblicke bin ich aus Ärger bösartig geworden.

„Wenn Sie mir gütigst den Weg in Ihre Kanzlei ersparen wollten,“ spreche ich. „Muß mich erkundigen, wann der Kaminfeger bestattet wird.“

Meine Absicht, ihn ein wenig zu verblüffen, ist mißlungen. Ganz ruhig antwortet er: „Ist Ihnen die Anzeige noch nicht gemacht worden? Einer Bestattung sind wir in diesem Falle enthoben, Hochwürden. Er ist zu Ruß verbrannt. Die Unvorsichtigkeit der Heizer. Sie haben keinen Begriff, wie einfältig diese Leute sind!“

„Sollen ja Befehl gehabt haben!“

„Ei wo, Befehl! Handeln sie sonst immer nach Befehl? Kurz und gut, um ihnen gerichtliche Unannehmlichkeiten zu ersparen, ist es am klügsten, kein Aufsehen zu machen. Eine Witwe ist da, die bekommt Pension.“

„Wie soll es aber mit dem Totenschein gehalten werden?“

„Tragen Sie ihn ganz ruhig in die Liste der Verstorbenen ein. Der Mann ist gründlich tot. Und den

Stelzenbacher lassen Sie sich nicht zu Herzen gehen, Pfarrer. Wenn er noch so jung ist, kann er vielleicht gerettet werden. Was an mir ist —. Mein Sohn Josef ist beauftragt, Ihnen die Mittel in Halbjahrsraten auszufolgen, falls der junge Mensch seine geistlichen Studien vollenden will. Meine Ergebenheit, Herr Pfarrer!“

Mit diesem Troste bin ich heimgekommen. Ich hatte noch gehofft, daß mich die Regina auslachen würde, einem solchen Papierwisch was zu glauben. Jeden Tag muß er voll werden, und wenn die Wahrheiten nicht ausreichen, müssen Lügen hinein. — Das wäre sonst ihre Tonart in solchen Sachen. Diesmal hat sie die Neuigkeit aufs Wort geglaubt. „Hab' mir's wohl gedacht!“ ruft sie aus. „Nichts lernen, nichts arbeiten, nichts beten! — Die armen Steinfranzelleut'! Das wird eine Primiz werden! Wie dem Peter Heissel seine!“

So hart hatte ich sie noch nie gesehen. Mir stieg die Vermutung auf, die Ottilie hätte vielleicht einen Porzellanteller entzwei geschlagen oder sonst etwas angestellt aus Ungeschicklichkeit. Da brach die gute Hauswirtin auch schon in laute Wut aus. Die Fäuste ballte sie gegen das Fenster: „Weil schon überall der räudige Satan dabei sein muß, heutzutag! Das dumme Mädel wird sich auch wieder kränken. Sie weiß ja doch schon alles, man merkt ihr's an, ein Fratz ist sie! Die soll mich noch kennen lernen. Arbeiten muß sie mir Tag und Nacht, daß ihr die Rippen krachen. Soll sich nur kränken des Buben wegen, wenn sie Zeit hat dazu! Jetzt will ich einmal beißen! Hartherzig werden, sonst ist kein Aushalten auf der Welt!“

Wie ihre Hartherzigkeit beschaffen ist, das habe ich noch an diesem Abend erfahren. „An dir kunnt eins eine

Freud' haben!" fährt sie die Ottilie an. „Sieht's, daß bei uns die Sachen nicht aufgegessen werden, und liegt im Nest, bis ihr die Sonn' in den Magen scheint! Morgen stehst mir ums Tagwerden auf, hörst! Packest einen Laib Milchbrot ein, und den Kalbsschwarten. Den Zuckerhut und das Packel Kaffee will ich dir schon heut' in den Korb legen. Und tragst es in den Rauhgraben hinauf. Oder soll deine Mutter, die arme Haut, bei Erdäpfeln und Tannenzapfen wieder zu Kraft kommen? Den Wein wirst eh vergessen! Du Madel, wenn du mir den Wein vergißt! Sogleich laufst jetzt hinab zum Wirt mit der Flasche! Was stehst denn noch da? Wart', dir will ich weiterhelfen, marsch!"

Das erschrockene Mädel wußte nicht, wie ihm geschah. Der Ton war so beispiellos hart, wie man ihn an der Regina noch nicht erlebt hat. Und es war eine so große und eine so herbe Liebe, und der guten Ottilie standen die leuchtenden Augen voller Wasser.

Ja, wenn das so weiter geht, wird sie freilich nicht gar viel Zeit haben, dem Grame nachzuhängen.

Wie sie mir nur vorkommt, die Regina! Sie hat ihr Gleichgewicht nicht, es ist etwas Überschwängliches an ihr. Manchmal ertappe ich sie in einer drückenden Betrübnis, dann wieder eine große Zornmütigkeit, oder eine unbändige Lustigkeit. Wie glücklich bin ich, wenn die Leute um mich lustig sind — aber d i e s e Lustigkeit will mir nicht gefallen. Ja, wenn sie noch ihre roten Wangen hätte!

Am 11. Juni.

Der grüne Anger drüben bei den Ahornen — man findet ihn nicht mehr. Wo die Bäume gestanden, da ragt jetzt der rote Schutthaufen. Ich mag nimmer hinschauen.

Doch, wenn ich vorüber muß, wie heute! Der Boden überall durchwühlt, von Fuhrwerken, Erzhunden und Bergknappen wimmelt's. An sechs oder sieben Seiten ist der Kirchenriegel abgegraben, überall die Löcher hinein in kreuz und krumm. Der ganze Erlplan ist voll von haushohen Erdwuchten, lägen sie übereinander, einen zweiten Kirchenriegel gäbe es. Und das alles ist im Berg drin gewesen! Spateisenstein! Der ganze Kirchenriegel soll daraus bestehen. Die Waggons gehen hinaus nach den Hochöfen mit Erz und wieder zurück mit Roheisen. Es sollen auch hier Hochöfen gebaut werden.

Wie ich wohl so dastehe und die Verwüstung betrachte, klopft mir etwas auf die Achsel, der goldene Stockknauf des Ritters. „Na, Herr Pfarrer!" ruft der Gutsherr heiter aus, „Ihr wundert Euch, wie? Das macht sich, nicht wahr?" Er deutet auf den vollen Betrieb der Erzgewinnung.

Weiß selbst nicht, wie es mir gäh herausgerollt ist: „Ich bitte Euch, Herr — Gefahr ist doch wohl keine?"

„Gefahr? Wieso? Der Eisenbedarf steigert sich Jahr für Jahr. Eben gestern habe ich mit dem Staate einen zehnjährigen Vertrag abgeschlossen."

„Gefahr für — für die Pfarrkirche," sage ich beklommen.

„Ei wo!" lacht er auf. „Für die Kirche Gefahr!

An der Kirche geschieht ja nichts, die steht doch oben auf dem Berge!"

„Der Berg muß wohl schon recht ausgehöhlt sein. Oft stundenlang kann ich nicht schlafen in der Nacht."

„Ihr meint, daß die Kirche den Berg eindrücken könnte!" lacht der Ritter. „Lieber Herr, dieser eiserne Berg wird wohl ein bischen mehr tragen können, als ein Ei! Selbst wenn er zu drei Vierteilen unterminiert wäre, was er nicht ist und nie wird, so wollte ich noch den Mailänder Dom hinaufstellen und die eiserne Weltausstellungsrotunde zu Wien als Sturz darüber. Nicht einen Zoll setzt er sich."

Ja ja, es ist schon recht, aber .... können sie sich nicht irren? Sie haben kein Menschenauge mehr, sie sehen alles nur durch die Goldbrille.

Auf diesem Wege habe ich auch gesehen, daß an den Thoren der Sommerhäuser noch erschreckend viele Mietzettel kleben. Es ist nicht mehr zu leugnen, daß der Kurort niedergeht. Die schönen Häuser sind mit einem roten Staub bedeckt. Und es pocht, schnarrt, schrillt, pfeift und dröhnt ohne Unterlaß. Wie sagt ein Dichter? „Der sausende Webstuhl der Zeit!"

Aber was da gewoben wird, das weiß kein Weber.

Am 15. Juni.

Heute haben sie unten in der Au beim Eisingfluß die Johanna Schindlacher gefunden. Zuerst hielt man sie für tot, in einer so schweren Ohnmacht lag sie. Man weiß nicht, was ihr widerfahren ist, schläft sie nicht, so weint sie und sagt nichts. Es ist eine Vermutung, daß sie ins Wasser gehen wollte; das wäre doch nicht zu glauben.

Sonst ein so frommes Mädel. Eine Stammlertochter zu Oberschuttbach, immer lustig gewesen und hätte im vorigen Winter heiraten sollen auf ein gutes Haus in Sankt Johann. Seit einem halben Jahr, sagen die Leute, wäre sie anders geworden, schwermütig, verloren, leutscheu, blasses Aussehen, fröstelnd, so daß sie selbst an warmen Tagen ihren ganzen Vorrat an Kleidern an sich gehangen hat. Ob die Eising einen Toten immer weiter trage, soll sie jemanden gefragt haben, oder wo sie ihn etwa auswerfe? Wer weiß das. Die Eising hat noch Keinen aufgenommen.

Ich bin zu ihr hinaufgegangen. Da sagt sie mir starr ins Gesicht: „Was die Gebote Gottes verlangen, werde ich thun!“

„Das weiß ich ja, Kind!“ ist mein Entgegnen. Dann hat sie wieder geweint. — Ich ahne, es ist wegen der Mission!

Am 29. Juni.

Meine Seligkeit hätte ich für sie verpfändet! Heute ist sie eingeführt worden. Wegen der Mission ist es nicht. — Einen Büchsenschuß unterhalb, wo sie gelegen am Wasser, hat man das Kind gefunden. Die Eising hat es gleichsam zurückgeworfen auf die Erde. — Der Schuldige ist längst davon. Aber sie hat gerufen: Er kommt wieder! Er kommt gewiß! Er wird mich nehmen, er hat's versprochen! — Er soll als Kurgast dagewesen sein im vorigen Sommer. Seinen Namen sagt sie nicht, oder weiß ihn gar nicht. — Ihm geschieht ja doch nichts, du armes Ding.

Mit großer Entrüstung haben ihr die Leute nachgeschaut, als sie vor dem Gendarm dahingeht mit hastigen Schritten. Ein etwa zwanzigjähriges Mädel höre ich zu ihrer Genossin sagen: „Die ist aber dumm, die schämt sich. Zahlen muß doch der, den sie angiebt, du weißt.“

Einen hilfesuchenden Blick hat sie gethan gegen ihre Heimatsgenossen hin, ich glaube nicht, daß sie mehr als ein mitleidiges Gesicht gesehen hat. Wenn ich thun hätte dürfen, wie mir zu Mute war!

Und als ich in den Pfarrhof zurückkehre, hat mir angefangen, das Herz weh zu thun, weil ich sie nicht habe trösten können. Und habe ich mir vorgenommen, zum Kreisgericht hinauszugehen, um dem unglücklichen Wesen beizustehen.

Am 30. Juni.

Die Reise nach der Kreisstadt unterbleibt. Gott hat schon gerichtet.

In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Die Schindlacher wird vor das Gericht geführt. Als der junge Staatsanwalt das Mädel sieht, wird er totenblaß, die Akten sinken ihm aus der Hand, er steht auf und ruft, daß es hallt und schallt: „Richter und Geschworene! Lasset die Angeklagte frei und stellet mich an ihren Platz. Ich habe sie gesehen auf der grünen Weide, ich bin der Schuldige!“ — Darauf bin ich wach geworden.

Zur selben Stunde war sie schon tot. Gestern abends ist sie unten auf der Eisingbrücke aus dem Zug gesprungen. Auf den Brückenbalken ist sie liegen geblieben.

— — Wie viel priesterlicher Segen auch ins Grab auf ihren toten Leib! Ein einziges menschenwarmes Wort zu rechter Zeit wäre mehr gewesen.

Im Juli.

Gestern bin ich hinaufgegangen in den Dreibrunnwald, man muß schon bald sagen: Dreibrunnschlag. Die Holzleute werden bald ihre Zelte abbrechen müssen. Sonst ist es freilich schön da oben auf der Höhe in der reinen Sommerluft! Wenn man so hinabschaut auf den schmutzigen Rauchdunst im Thale, und darüber hinaus sieht man klar und licht die Bergwelt stehen! Und jeder Atemzug ist frisches Leben. Der Rolf wohnt noch in der großen Hütte an der Hochschlucht, nur hat er sich jetzt unter dem Dache eine Kammer für sich eingerichtet. Der soll's heute von mir hören, umsonst steige ich nicht hinauf, das habe ich mir vorgenommen.

„Mit dem ist nit gut streiten, hochwürdiger Herr Pfarrer!" sagt mir vorher einer seiner Arbeitsgenossen. „Ich weiß es, mein Lieber!" Über die sonstige Aufführung des Rolf befragt, hat mir der Mann lauter Gutes erzählt. Fleißig, anschicksam, kameradschaftlich, verträglich, immer bereit, für andere eine Arbeit zu thun. Und alles verschenken, so daß er selber schon nichts mehr habe, als das Gewand am Leib. Und manchmal brauche er auch das nicht, da habe er gar nichts an wie den Sonnenschein. Da habe der Rolf eine scheckige Ziege gehabt, wie die Holzer sie wegen der Milch halten, die habe er vor etlichen Wochen verthan. Über Nacht. Nicht vertrunken und nicht verspielt. In der Früh sei sie nimmer dagewesen, und der

Rolf sage kein Wort, wohin sie gekommen. Am liebsten sei er allein, lesen und spintisieren. Wer ihn anlasse, zu dem plaudere er gerne über den Glauben, er habe extra einen, ganz für sich allein. Aber nicht aufdringlich damit. Und man könne dem Rolf wohl nicht feind sein. Wehren thue er sich nur im Reden, sonst wehre er sich gegen niemanden, als gegen den Wolf. Das wilde Tier sei zwar auch Geschöpf Gottes, habe aber nicht so viel Recht auf der Welt, wie der Mensch, weil es nicht arbeite, nur fresse. Gegen den Wolf habe er sogar einen Kugelstutzen und immer das lange Messer im Sack. Aber beim Raufen mit den Holzknechten der anderen Hütten wäre er kein guter Kamerad, da gehe er seithin wie die Weiber und sage: Selig sind die Friedfertigen! Grob' Sünd', sage er, sei das Raufen. „Lieber Gott!" schloß mein Gewährsmann, „wenn der Mensch alles wollt' sein lassen, was Sünd' ist, da möcht' er unserem Herrgott bald langweilig werden. Und der Herr Pfarrer will auch leben, gelt? — Nichts für ungut, wir sind halt grobe Holzleut', wir."

So sprechen über ihn seine Kameraden. Und dabei hat der Rolf runde Backen und sieht aus wie das Leben. Will er in seiner Kammer aufrecht stehen, so schiebt er vom Dach ein paar Bretter zur Seite, und steht zwischen den grünen Wipfeln unter freiem Himmel. Heute ist er, wie ich komme, am Brunnen und scheuert einen Milchzuber.

„Nun, Rolf, du treibst es schön!" fahre ich ihn gleich an. „Wir haben in der Pfarrkirche die Gnadenzeit gehabt, es sind die Pfingsten gewesen, alles kommt hervor aus Wald und Graben, nur mein Rolf bleibt verkrochen, wie einer, der sich aus schlechtem Gewissen nicht unter die

Leute getraut. Ist das nicht eine Schande? Was möchte dein Vater dazu sagen? Da hätte dich Gott auch als Waldhasen erschaffen können und nicht als sein Ebenbild, wenn er nicht wollte, daß du seine Gebote befolgest. Dir wird es noch gehen, wie dem Herodes, den in der Wildnis gottlose Gedanken und Ungeziefer verzehrt haben. Das aber dulde ich nicht, denn ich bin dein Seelsorger. Sogleich nimmst Rock und Hut und gehst mit mir hinab! Denn wie lange bist du wohl schon bei keinem Beichtstuhl gekniet! Willst du mit allem Vorsatz schlechter sein als die Ketzer und Heiden? Sogar die kommen bisweilen in die Kirche. Und wenn dich die ehrwürdigen Väter liebreich aufsuchen, daß sie deine Seele retten wollen, so hebst du mit ihnen ein flegelhaftes Streiten an und beschimpfest sie! — Ich habe unter meinen Pfarrkindern leider nicht mehr viel Gutes aufzuweisen, aber du, mein lieber Rolf, machest mir die größten Sorgen und die größte Schande! — Unchrist du! Marsch, pack' zusammen!"

So habe ich meinen ganzen Feuerbrand auf ihn geworfen und bei mir gedacht: Endlich findest du zu dieser Hacke den rechten Stiel.

Der Rolf läßt mich ausreden, stülpt den Zuber an den Brunnentrog und hebt dann sehr gelassen an zu sprechen:

„Meine Eltern sind schon gestorben. Ich mache ihnen keine Schand', auch meinem Pfarrer nicht, weil ich redlich bin und niemandem Böses thue. In der Einsamkeit bleibe ich, weil man da nicht so leicht Unrecht thun und Unrecht erfahren kann. Die ersten Christen haben auch in der Einsamkeit gelebt, was Ihr doch selbst einmal gutgeheißen habet. Die ersten Christen sind auch ohne Missionen und Beichten

selig geworden, in Euren Büchern steht es ja zu lesen. Die gottlosen Gedanken verzehren mich nicht, weil ich trachte, Gott bei mir zu haben, und was die Reinlichkeit angeht, kann es jeder sehen, daß ich sorge. Mein Gewissen ist nicht so schlecht, daß ich mich verstecken müßte, thue mich auch nicht fürchten, und wenn es mich nach der Beichte verlangt, so werde ich schon hinabkommen. Daß Gott mich nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, getraue ich mir gar nicht zu denken, ich selber muß mich erst zu seinem Ebenbilde machen."

„Wie willst du das anfangen, du armer, sündiger Mensch, ohne Gnade? Und die Gnadenmittel verachtest du!"

„Ich verachte sie nicht, ich kriege sie aus erster Hand," sagt er lächelnd. „Und beschimpft habe ich den ehrwürdigen Vater auch nicht, der zu mir heraufgekommen ist. Ihr seid ja selber dabei gewesen und habt es gehört, was gesprochen worden ist."

„Du hast zum Missionär gesagt: wenn heute Christus in ihre Kirche käme, so thäte er sie fürs erste hinausjagen, und fürs zweite würden sie ihn kreuzigen!"

„Soll der geistliche Herr das für einen Schimpf gehalten haben?" fragt er nicht ohne Betroffenheit. „Ich habe es ja nicht so gemeint, als ob ihn das persönlich anginge. Ein Priester kann der beste Mensch sein und muß doch oft Sachen lehren, die zum Evangelium nicht passen, und mit welchen er vielleicht selbst nicht einverstanden ist. Der ehrwürdige Vater hat nichts darauf gesagt, obschon sie sonst feurige Zungen haben. — Wenn er es aber doch für eine Beleidigung sollte genommen haben, so hätte ich keine Ruhe und müßte ihn um Verzeihung bitten gehen."

„Da könntest du weit gehen, mein lieber Rolf, die Herren sind jetzt in Tirol. Es wird auch nicht nötig sein. Wenn du's einsiehst und wieder in die Kirche kommst, so ist dir verziehen."

„Das ist so, Herr Pfarrer," sagt er hernach, „daß sie ihn kreuzigen thäten, das mag schon sein, aber sie thäten's vielleicht aus gutem Willen, und gegen ihre Person will ich nichts gesagt haben. Und mit Gewalt lasse ich mich nicht hinabtreiben aus meinem Sonnenlicht. Wenn ich schon gehe, so geschieht's wem zu lieb."

Mit seinen sanften Augen schaut er mich an, ohne alle Bitterkeit hat er gesprochen.

„Du hast ja recht, Rolf," rede ich, „es wird manches harte Wort gesagt, das nicht so gemeint ist. Mich bekümmerst du nur, weil du so, wie du jetzt lebst, leicht Schaden leiden kannst an deiner Seele. Vielleicht auch am Leibe. Der verkommt in der Wildnis. Der Mensch braucht ein Haus, eine Familie ...."

Darauf er: „Darf einer heutzutage noch dran denken? Wäre es nicht besser, das Menschengeschlecht thäte Feierabend machen?"

„Darüber wollen wir noch sprechen, Rolf. Komm nur bald hinab und melde dich an."

Einen schweren Zorn habe ich hinaufgetragen, und ein besänftigtes Herz habe ich heimgebracht. — Es ist ein unbegreiflicher Mensch.

Wolfgang, denke einmal nach. Du hast einst den ersten Christen zugestrebt in Wort und Schrift, hast in denselben das echte Christentum gesehen. Die dich darob

in Verbannung geschickt, sind Zeugen davon. Jetzt steht er vor dir, dein Musterchrist. Warum ist er dir nicht recht? Freue dich doch. Du liesest es von der Kanzel herab: „Wenn du betest, so bleibe in deinem einsamen Kämmerlein!“ Und „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Wenn ihm der Wald genug ist, so preise ihn glücklich. Der letzte Christ wird wie der erste sein.

Und das weiß ich jetzt auch, Steinfranzel, durch wen der Herrgott das Wunder gewirkt hat in deinem Ziegenstall!

Im August.

Bei seiner Sonne will er oben bleiben. Ein Kleid von Sonnenschein hat er an, sprechen sie. Und das habe ich nicht verstehen können. — Steht die Holzerhütte doch in der schattigen Bergschlucht! Aber jetzt bin ich aufgeklärt. Hoch über der Schlucht und über den Wipfeln des Waldes erhebt sich ein turmartiger Fels, dessen Scheitel eine fast ebene Fläche hat, so groß wie der Tanzboden beim Neuwirt. Der Holzknecht, der mir's erzählt, weiß kein anschaulicheres Flächenmaß, als den Tanzboden beim Neuwirt. Der Fels heißt der Stöckelstein, und man kann, so steil er auch ist, unschwer hinaufkommen, wer das Klettern gut versteht. Nun, der Rolf versteht es gut, und im Sommer an Feiertagen, da klettert er hinauf, zieht oben sein Gewand aus und legt sich, wie ihn Gott erschaffen hat, auf die warme Steinplatte. Wer ihn bei diesem Sonnenbade stören wollte, den möchte er mit Steinwürfen zurückscheuchen, da versteht er keinen Spaß. Er thut's nicht wegen der Gesundheit, auch nicht

der braunen Haut wegen, auf die sich Waldleute sonst was einbilden. Er thut's, „weil die heiße Sonne so gut striegeln kann".

Von diesem Sonnenjüngling haben auch die Sommergäste etwas gehört, und da sind zwei lustige Fräulein eifersüchtig geworden auf die Frau Sonne. Sie gingen hinauf in den Dreibrunnwald und bestachen einen Holzknecht, dem Rolf, während er auf der Steinplatte lag, das Gewand zu stehlen. Da ist er oben liegen geblieben auf seinem hohen Tische, bis der Abend kam und es dunkel ward. Dann stieg er herab in seine Hütte, und die Fräulein haben den Sonnenbräutigam nicht gesehen.

Mir hat der Schelm kein Wort gesagt, daß er solche Sachen treibt. Ja freilich, da glaube ich's, daß er rote Wangen hat.

Oder sollte er zu solchen gehören, die sich an ihrem eigenen Leibe erfreuen?

Einst an einem heißen Julitage war es gewesen, kurz vor meiner Priesterweihe, daß ich in den Büschen die Hüllen von mir warf, mich hinlegte auf das Moos und meinen Leib betrachtete. Süß war es zu wohnen in diesen jungen, wohlgebauten rosigen Gliedern und anzuschauen waren sie wie ein Werk der Schönheit. Zu jener Stunde habe ich von meinem Leibe Abschied genommen . . . .

Im Frühjahr 1887.

Vielleicht sollte ich mich mehr mit Schreiben zerstreuen, wie in früheren Jahren. Es hat mich oft erleichtert. Aber es ist so, je schwerer ein Stein, desto weniger hebt man ihn.

Die Regina hat uns verlassen. Seit einem Jahre kränkelnd, ist sie gerade am heiligen Charsamstag schlafen gegangen. Zwei Stunden vor ihrem Tode noch hat sie der Ottilie kernhaft ans Herz gelegt, wie die Wirtschaft weiterzuführen sei, und welche Kleider man ihr anlegen solle auf die letzte Reise. Bei der Kommunion schaut sie mich lange an und sagt: „Pfarrer, wie wird's mit uns zweien sein in der andern Welt?" — Als ob sie mich hätte einladen wollen. Dann ist sie traumhaft geworden und nicht mehr zu sich gekommen. — Bei ihrem Begräbnisse hat der Kornstock Orgel gespielt. Alle Register offen, in vollen Tonströmen. Es war kein Lied, es war ein Brausen. „Das ist mein Vergeltsgott gewesen für den süßen Kaffee!" sagt er nachher zu mir. Und als wir beide aus dem Kirchhof gehen, schreit er mir plötzlich ins Gesicht: „Wenn ich nicht in Paris sterbe oder sonst wo, wenn ich im Torwald sterbe, und Ihr überlebt mich — die Pfarrer werden ja alt — das sage ich Euch heute, auf dem Kirchhof da will ich nicht beigesetzt werden."

Mir geht das Wort durch Mark und Bein. Hat auch er die Angst vor — vor den Bergknappen? — Der Kornstock hat aber beigesetzt: „Sonst will man das Denkmal beim Grab; ich will mein Grab beim Denkmal haben."

Das gute Mädel will mir die Regina ersetzen. So oft sie mich anschaut, fragen ihre großen Augen, ob mir nicht was fehle. Kind, was soll denn mir fehlen! — Gerne sitze ich oben, wo sie ringsum alle schlafen. So bin ich einst im Hause meiner Eltern gesessen, spät abends. Die Meinen um mich herum haben auch geschlafen; ich

habe noch gewacht bei der Lampe. Jetzt ist's wieder so, das rote Flämmlein in der Kirche ist das einzige lebendige Wesen im stillen Gotteshause.

Ergötzlich ist der Karl mit seiner Behauptung. Er sagt, ich thäte mit der Ampel laute Gespräche führen und sie anreden mit Namen von Verstorbenen.

Was der Schneider nicht alles weiß!

Am 1. August.

Mein Pfarrbuch stirbt aus, wandert aus. Und doch giebt es mehr Leute im Thale als je zuvor. In den beiden Holzsägen sind sechzehn Mann beschäftigt, in der Holzwollefabrik fünf, in der Papiermühle achtunddreißig, in der Glashütte einundzwanzig. Teichgräbersleute sind auch einundzwanzig da, Bergknappen gegenwärtig hundertundvier. Beim neuen Hochofen sind im ganzen zehn Personen angestellt und im Eisenwerke gegen vierhundert. Holzknechte und Fuhrleute etwa neunzig, Eisenbahner (bis hinab zum Keilerstein gerechnet) sechsundzwanzig. Weiber und Kinder, soferne sie nicht in Arbeit stehen, ungerechnet. Diese Angaben habe ich vom jungen Ritter, damit man die Anzahl der Pfarrbewohner weiß. Sommerfrischler und Kurgäste zählt der neueste Ausweis kaum hundert. Touristen ungezählt. Welcher Konfession sie angehören, danach darf man die meisten gar nicht fragen, ohne tötlich zu beleidigen; ebensowenig, ob sie verheiratet sind oder nicht. Gegen den „Pfaffen" haben sie eine schleichende Wut, halten ihn für den heimlichen Verbündeten des Ritters.

Unter den Arbeitern herrscht Not. Die wenigen Bauern vermögen ihre Armen nicht mehr zu versorgen. Das neue

Armenhaus ist sehr stattlich und schmuck — von außen. Also soll demnächst im Kurhause ein großes Wohlthätigkeitsfest stattfinden. Das hat der Ritter angeregt. Die Festbesucher werden sich für ihr christliches Almosen recht ergötzen. Komödie, Musik, Tanz, Menagerie. Einen ganzen Tag lang wird man wohlthätig sein.

Auf der Brückelwiese werden schon lange Stangen in den Boden gerammt. Maste für Kletterer, Fahnen, Zelte. Auch zu mir sind sie gekommen in Frack und taubengrauen Handschuhen, mit der höflichen Einladung, mich wohlthätig zu unterhalten.

Den 8. August.

Mir schwindelt noch vor diesem Volksfeste, und die Geschichte wird aufgeschrieben.

Schon am Vorabende kein anderes Gespräch, als von „türkischer Musik", von neuen Polkatänzen, von Stangenklettern und Speerwerfen, von russischen Bärentreibern und arabischen Feuerfressern. Alles für die Armen! Die Burschen üben sich im Klettern, Ringen und Springen, und der Lehrer Sandor habe, heißt es, heimlich seine Muskeln mit Kornbranntwein eingerieben.

Tags darauf sehe ich zu meiner Freude auch den Rolf in der Kirche. Dann kommt er in den Pfarrhof und giebt sich Mühe, sehr artig zu sein. Er erzählt, daß sie in die Sonne gesetzt seien. Der große Dreibrunnwald niedergeschlagen bis auf den letzten Baum. Und der letzte Baum auch. Die Hütte wird abgebrochen, mein Waldhase hat keinen Unterschlupf. Was der Stöckelstein mache? frage ich ihn ganz plötzlich, da wird er ein wenig rot im Gesicht.

Dann bedenkt er sich und sucht durch zarte Kreuzfragen zu erfahren, ob ich zum großen Feste ginge, ob allein oder mit jemandem zusammen. „Mit der Ottilie!" sage ich und blicke ihn fest an. Da rückt er ganz sachte hervor, tanzen möchte er gerne mit der Ottilie, wenn's erlaubt wäre! — Knabe, denke ich, mich deucht, du bist endlich reif geworden oben in der Sonne.

Und am Nachmittage sind wir zu dreien hinabgegangen. Zuerst geht er vor mir und der Ottilie, dann hinten nach, endlich neben uns. Ein neues Gewand hat er an, ein nelkenrotes Halstuch, aus purer Seide. Sogar die Ecken läßt er flattern. In der linken Hosentasche steckt die große Lederscheide für Messer und Feile, wie solches Werkzeug der Torwalder Holzknecht stets bei sich zu tragen pflegt. Das gefällt mir, es giebt ihm etwas Mannbares. Wenn er mit mir spricht, macht sich das ganz vernünftig; so oft er an das Mädel ein Wort richtet, wird er ungeschickt, fast dumm. Sie nimmt's aber nicht übel, so viel ich merke, trippelt wohlgemut neben ihm her, alle Wonnen noch haushälterisch in sich verschließend. Ein jung' Dirndel, das zum Tanz geht!

Die Brückelwiese über und über volksfestlich geschmückt. Ein buntes Wogen von heiteren Menschen. Eben schlagen sie Jubel an. Hoch am Kletterbaum klebt ein Mensch, rüttelt an der in Flittergold glitzernden Krone, zaust die Fähnlein, die Bänder, die Kränze herab und läßt die Fetzen niederflattern auf die Menge. Endlich reißt er einen funkelnden Gegenstand los, schwingt ihn, hängt ihn sich um den Hals, jauchzt und läßt sich sachte an dem glatten Stamme herab. Aus dem Eljenschreien und Ausrufen des Namens Sandor Uilaky merken wir, es ist der

Schullehrer, der sich den Preisbecher geholt hat von der luftigen Riesengerte. Ganz zu Boden kommt er nicht, denn sie fangen ihn auf und tragen ihn gegen das Kurhaus, wo er mit Musik und Siegesgeschrei empfangen wird. Dann Wein in den Becher, und Becher an die Lippen: Hoch Meisteraffe Uilaky! — mag sich jemand gedacht haben.

Vom Konzert ist nur zu melden, daß das junge Volk dessen Ende kaum erwarten konnte. Gründlicher kann klassische Musik nicht ruiniert sein, als wenn darauf Tanz in Aussicht steht. Als der junge Ritter Josef an seinen Platz geht, bleibt er bei uns ein wenig stehen und flüstert der Ottilie zu: „Ein armer Reisender bittet nachher um eine Quadrille!“ Man schaut auf das Mädel, dieses wird blutrot und zittert. Und frägt mich nach einer Weile ins Ohr: „Um was bittet er?“

Während nach dem Konzert der Saal rasch zu einem Tanzboden verwandelt wird, sehe ich mich nach dem Rolf um. Der steht hinter einem Thürflügel, hält die Hände auf den Rücken und betrachtet das Treiben. Nebenbei schämt er sich ein bissel, daß er auf der Welt ist, wie man hier zu Lande sagt. Ich winke ihm, er kommt heran und stellt sich neben der Ottilie auf. Da hätte ich sie nebeneinander stehen, und weil sie sich beharrlich anschweigen, so mache ich ihnen ein wenig den Hof. „Jetzt wird bald der Tanz angehen, mein Kind,“ sage ich zu ihr. „Wie du heute schmuck beisammen bist! Dir wird's nicht fehlen. Da mag sich ein Tänzer beizeiten bei dir einschmeicheln! Der Rolf hat sich sicherlich schon siebenfach bei dir vorgemerkt, der Schlingel! Na, machet euch nur bereit, wird bald losgehen.“ Der Bursche wendet so ein bischen seinen Kopf gegen das Mädel, sie schauen einander ganz treu-

herzig ins Gesicht, und dann er wieder gerade aus und thut den Mund nicht auf. Jetzt jauchzt die Musik auf, die Paare finden sich und heben an zu kreisen. Dem Rolf, deucht mich, zuckt's schon in den Beinen, er dreht den Kopf, schiebt ihn wieder zurück, blinzelt und bleibt stehen wie ein Baumstrunk im Walde. Ich hinter ihm, zupfe ihn am Rockschößling, da legt er mählich den Arm um ihren Nacken, guckt ihr in die Augen und sagt: „Probieren wir's, Dirndel?“ In diesem Augenblick schießt der Lehrer herbei, sein Gesicht brennt, seine Augen sprühen eitel Siegeslust. „Die Schönste gehört mein!“ ruft er, packt die Ottilie um die Lenden und wirbelt mit ihr durch den Saal. Der Rolf glotzt verblüfft drein, dann stellt er sich gelassen hinter die Wand. Die Hände hält er in den Rocktaschen — zwei krampfige Fäuste, wenn er einen warmen Blutstropfen in sich hat.

„Rolf!“ schreit ihm ein Holzknecht zu, „du mußt dich wehren!“ Kaum bemerkbar schüttelt er den Kopf. Die Ottilie tanzt vorüber, da trifft ihn ihr Blick. Es ist ein Blick aufrichtiger Verachtung. In einer Ecke hört man das Liedel vom „Traumichnit“ singen. Wenn er um Tänzerinnen wirbt, pflegt sonst so ein Waldjüngling die christliche Sanftmut hübsch zu Hause zu lassen. Nun, wer sie bei sich hat, der wird wenigstens nicht geprügelt. Derlei Betrachtungen werden gehört. Der Rolf ist dann davongegangen. — Nicht gar lange steht's an, kommt die Ottilie zu mir, und sie möchte nach Hause gehen. Sollte ihr der Löwe vom Kletterbaum in seiner Siegeslust zu scharf getanzt haben? —

Das war der gestrige Tag. Und der heutige? Am Vormittag stapft ein Trommelraßler durch die Gassen und

schreit kunstfertige Affen, plaudernde Papageien, ein singendes Dromedar und einen tanzenden Bären aus. Im Zwinger neben dem Riesenzelt auf der Wiese blöken und kreischen und brüllen die Tiere, und ein ewiger Leierkasten wimmert mit drein. Da läuft alles hinab, alt und jung, und so habe auch ich mein Mädel heute entschädigen wollen für das Gestern. Die Plätze sind schon alle fast besetzt, wir finden noch zwei im hintersten Ring, hoch oben. Man sieht gut hinab auf den eingegitterten runden Platz. Zwei halbnackte Reiter auf schnaubenden, nach einwärts geneigten Rössern sprengen im Kreise herum und machen auf dem Rücken der Tiere allerlei Kunststücke zum lärmenden Staunen der Zuschauer. Dann kommen bunte Lustigmacher mit den Affen und treiben ihr drolliges Wesen. Ich schaue alles durch die Kindesaugen meiner Ottilie und ergötze mich auch.

Nachdem die Spieler der ersten Abteilung abgetreten und hinausgezogen sind in ihre Baracke, steigert sich die Spannung der Leute, denn nun kommt der Bär. Hinter dem Verschlage hört man das Knattern einer Peitsche. Bald darauf tritt ein großer rotbärtiger Mann hervor und führt an einem Doppelstrick die Künstlerin. Die Bärin, ein plumpes zottiges Tier, trottet täppisch daher bis in die Mitte des Raumes. Der Führer tritt einige Schritte zurück, der Leierkasten fängt schrill eine russische Tanzmusik an, der Führer knallt mit der Peitsche und kommandiert. Da hebt das Ungetüm seinen Vorderleib, legt die klobigen Bratzen säuberlich über die Brust, als ob es nach einem Tänzer schmachte. Dann neigt es den Klotz seines Hauptes ein wenig auf die Seite und beginnt mit den Hinterbeinen auf dem Sand sachte zu tanzen. Großer Beifall. Aber die Bärin

macht sich nichts draus, blinzelt mit ihren Schweinsaugen gegen die buntgekleideten Zuschauer hinauf, wie kokette Komödianten zu thun pflegen. Dann macht sie die Augen fast zu vor Behaglichkeit und dreht sich immer schwerfällig und träge um sich selbst. — Endlich hört die Musik auf, und die Tänzerin steht still, aufrecht, und als das Klatschen einfällt, verneigt sie sich zur ungeheueren Erheiterung vor dem Publikum.

Und nun beginnt das Ereignis. Hört man auf einmal irgendwo rufen: „Bravo, Uilaky!“ Denn der Schullehrer hat sich geäußert, er wolle mit Mademoiselle Karschinkoff — so heißt die Bestie — einen Walzer tanzen! — Sofort wird mit dem Wärter unterhandelt. „Seien Sie überzeugt, dieser Herr ist ihm gewachsen!“ „Ist auch keine Gefahr dabei,“ sagt der Bändiger, „die Dame ist Witwe und verdirbt keinen Spaß.“ „Es ist zu wagen.“ „Warum denn nicht?“ „Es ist bedenklich!“ „Es ist lächerlich, von einem Kinde läßt sie sich gängeln. Für Herrn Uilaky ist eigentlich zu wenig Ehre dabei.“ So rufen die Leute durcheinander, dieweilen steht der Lehrer schon unten. Der Wärter giebt dem kühnen Bewerber Verhaltungsmaßregeln, aber auch die Knute in die Hand. Darauf tätschelt er das Tier und tritt sachte hinter den Verschlag. Der Lehrer wirft Rock und Knute weg, streift die Hemdärmeln auf, was er, denke ich, wohl nur seinen strammen Muskeln zu Ehren thut, und stemmt seine Beine schräg in den Boden. Ein fermer Athlet. Die Bärin steht aufrecht wie ein Mensch, schaut ihr Gegenüber an und wartet auf seine Galanterien. Da hat man keinen Atemzug gehört im ganzen Raume. Der Lehrer macht einen leichten Schritt nach vorne, verneigt sich wie vor einer Dame, biegt den

rechten Arm aus und sagt: „Darf ich bitten, meine Gnädige!“

„Das ist ein Frevel, das heißt Gott versuchen!“ rufe ich hinab. Man zischt, daß ich zu schweigen hätte. Der Lehrer legt seinen Arm zärtlich um den Nacken des Tieres, er vermag ihn kaum zu umfangen. Die Bärin legt träge ihre Pfoten um den Leib des Mannes. Der Spielmann leiert einen Walzer, das Paar dreht sich langsam um sich selbst. Das Tier hopst ein wenig, hebt den Lehrer sachte vom Boden empor, stellt ihn wieder nieder, hebt ihn nochmals auf, etwas höher, und legt sich mit ihm langsam auf den Sand. Fast meint man, er lasse sich's ruhig gefallen, doch hört man ihn schnaufen. Die Bärin gröhlt und schmiegt ihr wuchtiges Haupt wie kosend auf das Gesicht des stöhnenden Mannes. Jetzt kreischen die Weiber und die Männer rufen nach dem Bärenführer. Dieser erscheint, bleibt aber betroffen am Ausgange stehen, denn das Tier beginnt laut zu brüllen und Schaumflocken hängen an seinem Maul.

„Das Messer in den Leib!“ schreit jemand unter den vor Aufregung wogenden Zuschauern. Der Bärenführer jammert um sein „Kapital“ und stürzt fort, etwa um eine Waffe zu holen. Er kommt nicht zurück. Mehrere Männer machen Miene, über die Brüstung hinabzuspringen, um zu retten, bei jedem giebt es Hindernisse, keiner springt hinab. Der Lehrer liegt bewegungslos wie eine Puppe in der Umarmung der schnaubenden Bärin. „Er ist erdrosselt!“ gellt es in der Menschenmenge, und alles will hinaus, daß überall die Planken krachen. Jetzt springt ein Mensch über die Sitze vor, über die Brüstung hinab. Die Bestie fährt wild gröhlend auf und ihm entgegen, er stößt ihr das

Messer in den Leib. Mit grausem Gebrülle macht das Tier einen hohen Sprung, purzelt dann seitlings in den Sand, und es raucht das braune Blut. Den Lehrer reißt der Mann vom Boden empor, er blüht nicht mehr, ist aschenblaß; aber er hebt noch die Arme, den Kopf; seine Beine zittern, doch er bricht nicht zusammen, geführt von seinem Retter wankt er dem Ausgange zu, der freien Luft. — Das Messer steckt im verendenden Bären, der Mann ist davon. Sie haben ihn gerufen, haben seinen Namen gerufen — er ist nicht mehr gekommen.

„Hast du ihn erkannt?“ frage ich die Ottilie.

Sie antwortet tonlos: „Der Rolf ist's gewesen.“ —

So hat dieses Volksfest geendet. Die Leute haben sich zerstreut, und jeder hoffte, dem heldenmütigen Burschen zu begegnen. Heute sprechen sie ein wenig anders über ihn, als gestern.

Der Lehrer liegt im Fieber, Madame Karschinkoff wird morgen begraben.

Am Abend sage ich zu meinem Mädel: „Hättest du dir vom Rolf so etwas träumen lassen?“

Da macht sie eine abwehrende Bewegung, eine fast zornige, gleichsam: Von dem wolle sie nichts hören.

Sind sie wirklich so? Hätte er den Nebenbuhler getötet, statt den Bären, abgöttisch würde sie ihn lieben. Er hat sich die Tänzerin wegnehmen lassen .... Solches verzeiht das Weib nimmer. Ja, sagt man, so sind sie.

Spätherbst.

Wenn diese Aufzeichnungen unter die Leute kämen, was Gott verhüte, so müßte man glauben, der alte Wolf-

gang hätte in seiner Pfarre lauter Sonderlinge. Etliche habe ich ihrer freilich, und sie geben mir am meisten zu schaffen.

Seit dem Frauentage ist der Kornstock wieder fort. Ich habe an demselben Abend mit der Suppe auf ihn gewartet, der arme Augustini hatte den ganzen Tag mit seinem Bettelwäglein auf ihn gewartet. Er kam dort nicht und kam hier nicht, und am Denkmal ist er auch nicht gesessen. Mehrmals hatte er mir die Absicht mitgeteilt, nach Paris zu gehen, denn nur dort sei für seine Tondichtungen der rechte Platz, und nur von dort aus würden sie ihren Flug machen über die ganze Welt.

Der Denkstein unter der Linde hat Sprünge bekommen, neigt sich nach vorne, und zu seinen Füßen tanzen die gelben Blätter.

In der Fastenzeit 1888.

Schon während der Messe fällt es mir heute auf, daß der Karl wider seine Art in einer gewissen Zerstreutheit und Aufregung ist. Zuerst zündet er bei dem Hochamte die Kerzen der stillen Messe an. Dann späht sein Auge auf die Ampel, auf die Fenster, auf die wenigen anwesenden Beter. In der Sakristei, während er mir die Alba abnimmt, da sagt er's: Diebe hätten wir in der Kirche! Das Öl in der Ampel verschwinde, schon seit Wochen falle es ihm auf. Sonst lange eine Füllung reichlich fünf Tage aus, und jetzt sei allemal schon am zweiten Tage die Ampel leer. „Wo mir seit dreißig Jahren das Licht nicht ein einzigmal ausgeloschen! Und jetzt soll's verhungern und verdursten? Herr Pfarrer, sie stehlen uns das Öl!“

„Die Ampel wird schadhaft sein, Karl!"

„Ei Narr, das müßte man doch sehen. Das Gesindel thut's. Das Arbeitergesindel. Wie sie es nur anstellen! Wo ich allemal mit der größten Sorgfalt absperre! — Jetzt will ich mir aber hinter dem Altar meinen Arbeitstisch aufstellen und beim Schneidern aufpassen Tag und Nacht, ist mir alles eins. Den Lumpen muß ich erwischen!"

So musterhaft eifrig, — und der soll keinen Glauben haben? — Ich werde ihm Unrecht thun. Gott, mir fehlt die Gabe, den Menschen ins Herz zu sehen, mir fehlt sie ganz und gar.

Im April.

Der Öldieb ist entdeckt. Der Schneider hatte mein Dispens erhalten, hinter dem Altare ein paar Tage handwerkern zu dürfen, denn er kann keine Zeit verlieren, wenn er Arbeit hat. Nur die armen Leute lassen bei ihm arbeiten, wer Geld hat, kauft sich das fertige Gewand beim Kaufmann. Mir macht er's recht. — Schon am ersten Tage also hat er den Dieb ertappt — kaum die Leute aus der Kirche waren. Ist der Kirchenräuber nicht oben am Gewölbe aus dem Emporium durch das Stricloch geschlüpft und am Strick behutsam niederwärts bis zum fetten Töpfchen? Und hat getrunken. Der Karl, natürlich rasch hervor, hat aber nicht fangen mögen, hat die arme Kirchenmaus wieder entschlüpfen lassen — hastig hinan unters dunkle Dach.

Dann hat er Vorrichtung getroffen oben beim Loche, daß dem Tierchen, das nicht getauft ist, auch die übrigen Gnadenmittel der Kirche vorenthalten bleiben. — Harter Karl!

Mäuslein, wenn du gar zu hungrig bist, so komm nur, komm, labe auch du dich am ewigen Lichte!

In unserem Vaterlande giebt es manchen Ort, an welchem nach alter Sage ein Heidentempel gestanden se.n soll. Und der Tempel ist versunken. Denn die Mensche haben gefrevelt, da hat sich der Boden aufgethan. Unweit meines Geburtsortes Hohenmauth ist ein solcher Hügel, dort soll auch ein Tempel versunken sein. Alte Leute wollen in ihrer Jugend noch das Turmkreuz haben aus der Erde ragen sehen. Turmkreuz? So können auch christliche Kirchen versinken? ....

Am Kreuzerhöhungstage.

In der heutigen Nacht hatte ich folgenden Traum. Der Ewige saß auf dem Richterstuhle und ließ die Großen der Menschheit an sich vorüberschreiten.

Der Richter sagte zu Moses: „Was hast du deinem Volke gegeben?"

„Das Gesetz."

„Was hat es daraus gemacht?"

„Die Sünde."

Dann fragte er Karl den Großen: „Was hast du deinem Volke gegeben?"

„Den Altar."

„Was hat es daraus gemacht?"

„Den Scheiterstoß."

Dann fragte er Napoleon Bonaparte: „Was hast du deinem Volke gegeben?"

„Den Ruhm."

„Was hat es daraus gemacht?"

„Die Schmach."

So fragte er viele und jeder führte Klage darüber, daß seine Gabe vom Volke entwürdigt worden sei.

Endlich fragte der Ewige auch seinen Eingeborenen: „Mein lieber Sohn, was hast du den Menschen gegeben?"

„Den Frieden."

„Was haben sie daraus gemacht?"

Christus antwortete nicht. Mit durchstochenen Händen verhüllte er sein Gesicht und weinte.

Im November.

Die neueste Geschichte von Sankt Maria im Torwald soll ein anderer schreiben. Mir stockt's. Giebt es denn noch einen Torwald. „Auch in diesen entlegenen Gegenden ist es endlich helle geworden!" hörte ich im vorigen Sommer bei Eröffnung des neuen Schulhauses einen Redner sagen. Wahr ist es. Die Baumschatten sind weg, die Hänge sind kahl, die Wälder gelichtet. Aber es ist auch wieder dunkel geworden. Nicht „mit Kutten ist die Sonne verhängt," sondern mit Fabriksrauch.

Die Kurgesellschaft hat abgewirtschaftet, der Kursalon ist ein Magazin für Glas und Bretter. Eines der großen Hotels wird jetzt als Kohlenschuppen benützt, das andere, zu Oberschuttbach, ist noch zum Teile bewirtschaftet. — Alles ist unlustig geworden. Sonst hat die Arbeit den Menschen klug und froh gemacht, heute macht sie ihn dumm und unzufrieden. Denn er braucht dabei kaum mehr zu denken, kann nichts schlecht machen und

nichts gut, kann persönlich nichts verfertigen, hat keine Leistung aufzuweisen, denn alles macht die Maschine, und er ist ihr Knecht. So ist bei der Arbeit keine Freude, kein Herzensmut, kein Segen für den Arbeiter. Der Geist des Menschen ist gleichsam auf die Maschine übergegangen, und ihre Knechte verwildern, und weil sie persönlich nichts mehr schaffen können, so erwacht in ihnen die Lust, persönlich zu zerstören.

Im Torwald giebt es jetzt nahezu neunhundert Arbeiter, das heißt neunhundert Unzufriedene. Weniger Arbeit wollen sie und mehr Geld. Sie sehen den Abstand zwischen der Not ihrer zumeist großen Familie und dem Luxus der Herrschaft. Ein Bergknappe sagte vor kurzem bei einer Versammlung: „Nicht, daß wir arm sind, empört uns so arg, als vielmehr, daß jene reich sind, und daß sie durch uns reich geworden sind, und daß sie uns behandeln wie Hunde. Dann erwacht vielleicht plötzlich ihr Gewissen, und sie werden wohlthätig mit *unserem* Gelde. Wir wollen kein Almosen, wir wollen das, was uns gebührt. Bloß besser gestellt sein, wir wollen's nicht, lieber nichts haben. Das Nichtshaben ist unser stärkster Kampfgenosse, das schreckt vor nichts zurück. Genossen, versteht ihr mich?“ So hat er gesprochen, und alles hat ihm zugejubelt, als hätte er das Heil der Welt verkündet. — Ja, was wollen sie denn? Wenn man nur wüßte, was sie wollen! Einen Blechschmied habe ich danach gefragt, der antwortet lachend: „Na ja, wir schreien halt mit, was wir wollen, das wissen wir selber nicht.“ — „Wir wissen es, du Schaf!“ ruft der Hies — der einstige Bauer vom Grund — drein: „Teilen wollen wir mit den Herrschaften! Das wollen wir! Jeder Mensch hat an den Händen zehn Finger zum gleichviel angreifen und halten. Teilen

wollen wir! Ja wohl, Herr Pfarrer!“ — „Mir könnte es recht sein, mein lieber Hies.“

Im vorigen Herbst, als die großen Bestellungen für die Armee kamen, haben die Eisenarbeiter alle zugleich den Dienst aufgesagt und „ohne Lohnerhöhung von fünfundzwanzig pro hundert griffen sie nicht mehr an“. Der Ritter hat große Verzögerungsgebühr gezahlt, den Arbeitern aber nicht nachgegeben, bis sie durch Not gedrängt sich selber wieder erboten. Der Werksherr hat sie aufgenommen, den Lohn aber nicht erhöht, sondern erniedrigt. Damals sah ich, wie einer mit rußiger Faust den Hammer schwang: „Wenn die Zeit kommt! Die Stärkeren sind wir!“

Seitdem grollt es im Thale. Allerlei versiegelte Schriften und unheimliche Kistlein kommen herein. In ein paar Heftchen hatte ich Gelegenheit, Einsicht zu nehmen. Ich hätte es doch nicht geglaubt. Ich hätte es nicht geglaubt! Da gilt kein Gesetz mehr, sei es vom Kaiser oder vom Papst oder vom Herrgott. Kein einziges. Alle Vergangenheit, alle Geschichte, alle Sitten ausgestrichen, zerrissen. Neue Menschen! Neue Eigenschaften! Neue Natur! Was Tugend war, ist Schwäche, was Laster war, ist Tugend. — So lange haben die gelehrten Herren gespielt mit ihren Thesen und haben sie verbreitet. Nun sehen sie es mit Schrecken, ihr Wort ist Faust geworden!

Dem Pfarrhofe gegenüber ist ein Loch aufgesprengt worden, und da wühlen sie einen Berg von Schutt und rotem Stein hervor, und der Zaun meines Gärtleins wird schon niedergedrückt. Durch den Kirchenriegel haben sie sich gefressen zu mir herüber, und die Ingenieure schauen manchmal mit heißen Augen auf meine Ottilie.

Sie ist immer einmal unruhig. Gott, wenn sie mir dieses Kind verdürben!

Herr der Heerscharen, schicke deine heiligen Engel, daß sie uns behüten! — Gott, wenn sie mir dieses Mädel erwürgten!

Frühjahr 1889.

Die Schwammelsuppe würde mir noch besser munden, wenn sie beim Kochen wieder singen und lachen wollte. Sie ist stumm, und sie arbeitet. Arbeitet und sorgt für mich, wie eine Mutter. Und verthut ihre Jugend damit, einen alten kummervollen Mann zu pflegen. Wenn ich auf der Holzbank ruhe, da sitzt sie neben mir und näht oder strickt und lugt mich manchmal verstohlen an. Und schweigen beide, verstehen uns schweigend. — Hart erbarmen thut sie mir. Sehe ich irgendwo auf meinen Wegen ein Menschenwesen weinen, da denke ich: Wenn sie so weinte! Und da überkommt mich das Heimweh, ich eile zurück in den Pfarrhof, zu sehen, daß ihr nichts ist. Immer wollte ich sie um etwas fragen, und wagte es nicht. Daß sie nicht etwa glaubt, sie müsse in diesem traurigen Hause bleiben, wenn ihr Herz anders spreche. Nun ist sie mir zuvorgekommen.

Einen Kummer hätte sie, sagt die Ottilie, da sie wieder einmal neben mir sitzt. Und sie passe nicht daher, sie könne mir nichts sein. Einfältig sei sie und ganz ungeschickt, und darum fürchte sie alle Tage, ich könnte sie fortschicken.

„Mädel!“ schrei ich sie an, „bist du denn verrückt? Dich fortschicken! Oder — rede aufrichtig, Kind. Willst etwan selber fort?“

Sie bittet in aller Treuherzigkeit, Geduld mit ihr zu haben, da reiße ich ihr Köpflein an meine Brust: „Lieb hab' ich dich, dummes Mädel!“ Und müssen, die Augen voll Wasser, all' beide lachen.

Daß oben am Kirchensteige das Bild des heiligen Josef immer frisch geschmückt ist! Schon seit dem Winter her. Ist's kein Blumenstrauß, so ist's ein grüner Fichtenzweig. Jetzt habe ich die andächtige Seele ertappt. Hinter den Hecken hat sie aus Weißtannenreisern und Balsamkraut einen Kranz gebunden, und dann noch weiße Röslein dazu. Ich merke natürlich nichts und gehe vorüber. Am nächsten Morgen sehe ich den Kranz um den Josef gewunden. — Ein Herzweh hat sie, und mir klagt sie's nicht. Dem heiligen Josef klagt sie's.

Unser Lehrer ist um einen zweiten Gehilfen eingeschritten. Die Umarmung der Madame Karschinkoff ist ihm doch teurer zu stehen gekommen, als anfangs anzunehmen war. Und kein Mensch hat je so viel für ihn gethan, als die russische Dame im Pelz. Ihre zärtliche Umarmung hat ihm zu verstehen gegeben, wie viel er sich auf seine athletischen Talente einbilden darf. Er bildet sich nichts mehr darauf ein. Kein Stück Brot wird er sich mehr abschneiden können, sein Lebtag lang, sein linker Arm ist gelähmt. Müßte es bei einem Lehrer nicht im Kopf sitzen, er könnte unter dem Denkmal hocken, wie damals der Kornstock. Mir ist der Sandor jetzt lieber, seit er weiß, daß

der Mensch nicht bloß einen Leib, sondern auch eine Seele hat. In freien Stunden befaßt er sich mit Lesen und Studieren pädagogischer und socialwissenschaftlicher Werke. Gern geht er auch mit den Kindern umher und erklärt ihnen Thiere, Pflanzen und Steine. Den Bauernkindern macht das ein großes Vergnügen, die Arbeiterkinder möchten das Vogelnest freilich gleich plündern und den Stein schleudern nach etwas Lebendigem. Mit solchen könnte der Lehrer gelegentlich wohl einmal ein Experiment aus der Botanik machen, z. B. wozu man die Birkenzweige und die Haselstöcke braucht. Aber dazu, armer Sandor Uilaky, braucht's zweier gesunder Arme.

Geht er dann in die Arbeiterwohnungen, um den Leuten ein wenig Kinderzucht zu lehren. Da ist er ein paarmal schon recht froh gewesen, mit heiler Haut aus der Höhle zu kommen, und der Mann, der es einst mit Stieren und Bären gewagt, weiß, daß jetzt einem erzürnten Arbeiterweib gegenüber zwei flinke Beine das beste sind.

Ins Gebirge ist er eines Tages hinaufgegangen, damit er seinem Lebensretter danke und ihn um Verzeihung bitte. Der Rolf hatte sich vor ihm geflüchtet auf den Stöckelstein, aber der Lehrer ist ihm nachgestiegen.

„Ich verdanke dir mein Leben, Rudolf!"

„Lebst du denn so gern? Da unten? — Lehrer, wenn du wissen willst, was Leben ist, so mußt du heroben bleiben im Gebirg."

Er ist nicht mehr bei den Holzern, weil diese sich zerstreut haben. Er ist Hirtner geworden und lebt in einem Blockhause auf der Grießelalm.

„So mutterseelenallein möchte ich nicht sein," sagt ihm der Lehrer.

„Ich allein?“ lacht der Rolf, „siehst du denn nicht, daß alles da ist?“ Und deutet um sich, gleichsam auf den Kreis der Natur, der ihn umgiebt.

„Was mich wundert,“ sagt der Lehrer, „daß nicht alle Weiber vom Torwald längst eine Treibjagd veranstaltet haben nach dir!“

„Schulmeister, laß den Adam sein. Das Unglück dauert schon lang' genug.“

So sollen sie gesprochen haben miteinander. Der Lehrer hat mir's erzählt, der Rolf kommt ja gar nicht mehr herab.

„Laß den Adam sein!“ Schon recht, wenn es dir nur gelingt!

Spreche ich da in der Schule bei Gelegenheit des Evangeliums von Gott, dem gerechten Richter. Hält der Knabe eines Friaulischen Bergarbeiters die Hand empor, er wisse auch etwas. — Nun, heraus damit! — Sagt der Junge: „Gott ist keiner nicht, hat mein Vater gesagt.“

Und ein anderes Arbeiterkind setzt rasch bei: „Aber ein Teufel ist, und das ist der Werksherr!“

Sitzt im Wirtshause ein Agent und ruft lautes Entzücken über den Fortschritt. Vor zwanzig Jahren hätten die Torwaldleute sicher noch alles selber erzeugen müssen, was sie gebraucht. Wie armselig das zugegangen sein mag. Und in der Gegenwart! Alle Länder der Erde sind Diener des Torwaldes. Ungarn liefert das Korn, Indien den Reis, Arabien den Kaffee, Brasilien die Baum-

wolle, Ohio das Lichtöl. Sachsen liefert der Hüttenverwalterin die Handschuhe und ihrem Manne die Lederpantoffeln, Thüringen schickt ihren Kindern die Spielpuppen. Westfalen giebt den Leuten zur Arbeit Beil und Bohrer, zum Essen Messer und Gabel. Der Herr von Yark allein hat in seinem Hause die Produkte aller Weltteile zusammen, um nur zu nennen die persischen Teppiche, das kalifornische Gold, das afrikanische Elfenbein und so weiter.

Gewiß und so weiter, mein Herr Agent, stundenlang könnte man aufzählen, was die gute weite Welt uns hereinschickt. Und davon kommt's. Davon kommt's, daß wir so glücklich sind!

„Die Welt teilt ihre Schätze nur mit den Herren," meint der Hies, der teilbegierige Mann ohne Grund, „nur schade, daß sie nicht auch mit unsereinem teilt!"

„Wird schon kommen, wird schon kommen!" sagt sein Genosse, der Teichgräber.

Schon seit einiger Zeit ist mir nahegelegt worden, in der hiesigen Arbeiterschaft einen christlich-sozialen Verein zu gründen. Mein Gott, an das habe ich selber schon gedacht, wenn ich nur auch das Zeug dazu hätte. Ich versuche es also mit allem Eifer. Die Herrschaften sind sehr damit einverstanden, und so wird eines Sonntags zum Nachmittage die Arbeiterschaft eingeladen in den dafür leergeräumten Kurhaussaal. Zu meiner freudigen Überraschung erscheint sie fast vollzählig, aber bei Bierkrügen. Anders geht's nicht mehr. Ich flehe in meinem Herzen den heiligen Geist um Erleuchtung an und beginne hernach mit dem Heiland. Jesus sei auch Sozialdemokrat gewesen, er habe es

mit den Geringen und Armen gehalten, aber nicht so, als wollte er sie reich und irdisch mächtig machen, vielmehr Seelenruhe und Zufriedenheit habe er ihnen bringen wollen. — Weiter kam ich nicht in meiner Rede, denn sie lachten schon. Sie haben mich so kalt und herzzerreißend ausgelacht, daß mir die weiteren Worte in der beengten Brust stecken geblieben sind. Sie haben ihre Bierkrüge genommen und sind lachend und spottend hinausgepoltert bei allen Thoren. Nur etliche ältere Männer wollten sitzen bleiben, da haben andere gesagt: „Oho, ihr kommt nur auch mit, sonst giebt es Haue!" und haben sie an den Armen hinausgeführt.

Bin ich allein dagesessen mit meiner christlichen Weisheit, die wohl noch für einen alten Gebirgspfarrer taugen mag, nicht aber für diese Gesellen, die mit dem Hammer die Weltkugel in Stücke schlagen wollen, um dann die Trümmer unter sich zu teilen. Als ich rückwärts durch den Garten traurig heimschlich, kam mir ein alter Bergarbeiter nachgeholpert und sagte: „Das ist ein Elend, mein Herr Pfarrer! Wie hat's mir wohl gethan, wieder einmal ein Christenwort zu hören, aber man darf nicht. Man muß mithalten, sonst schlagen sie einen tot. Wenn wir Arbeiter ein Hundeleben führen, so ist's, weil wir es uns selber so machen. Nicht die Arbeitgeber sind unsere Feinde, aber die Arbeiterführer sind unsere Tyrannen, und die Partei . . . ."

Ich glaube, er wollte noch mehr sagen, da rief es von der Gasse her: „Hempler!" Erschrocken wich der Alte von mir zurück und eilte dienstfertig dem Rufer zu.

Wolfgang, du schauest ihm traurig nach. Und du sollst ein Soldat der streitenden Kirche sein!

Mit dem jungen Ritter habe ich über die hiesigen Arbeiterverhältnisse gesprochen. Er meint, das Unglück sei, daß die Leute nicht haushielten. Am Sonntag Überfluß, in der Woche Mangel. Die Unzufriedenheit sei durch Hetzer künstlich erzeugt. —

„Die Herren Arbeitgeber sprechen wohl alle so," darauf meine zögernde Bemerkung. „Ich fürchte ein Unglück. — Dieses schöne stille, fleißige Torwald, was ist daraus geworden!"

„Mein Vater hat es satt," sagt der Herr Josef. „Wenn er diese Besitzungen nicht etwa an eine Aktiengesellschaft verkauft, so will er sie mir übergeben."

„Und Ihr möchtet Euch dieses Unheil auflasten?" rufe ich ganz erschrocken aus. „Wolltet Ihr denn nicht lieber diese ganze Wirtschaft, an der kein Segen ist, nur Fluch und Elend, abkommen lassen und in Gegenden ziehen, wo es weit schöner ist?"

„Lieber Herr Pfarrer," sagt er freundlich, „ich begreife, daß Sie uns forthaben möchten, so weit als der Himmel blau ist. Aber ich bleibe da. Vielleicht begreifen Sie es einmal, warum."

An dieser Stelle findet sich in den Schriften des Pfarrers folgende Briefeinlage:

„Du mußt Dir das nicht so zu Herzen gehen lassen, Wieser. Wie in Deinem Sprengel, so geht es heutzutage an gar vielen Orten zu. Was können wir dagegen machen? Wir erfüllen die vorgeschriebenen Amtspflichten, im übrigen mag es wohl gehen, wie es Gott gefällt. Du beklagst Deine Thatlosigkeit,

lieber Amtsbruder. Ja, sollst Du denn die Eisenbahn zerstören, das Kurhaus niederreißen, die Fabriken vernichten? Sollst Du die Leute aufwiegeln gegen eine Entwickelung, die wohl eine natürliche und notwendige sein muß, eben weil sie sich vollzieht? Selbst wenn wir so weit Macht und Einfluß hätten, wir dürften es nicht. Wenn Du Deinen täglichen Gottesdienst verrichtest, am Sonntage die Predigt hältst, die Kinder in der katholischen Religion unterweisest, die Sakramente erteilst, solchen, die danach verlangen, wenn Du zu den Kranken gehst, die Toten einsegnest, und die Pfarrmatrikel führst, so bist Du thätig genug. Kein Mensch wird von Dir mehr verlangen, der Bischof am wenigsten. Unsere Vorgesetzten wissen selbst am besten, wie es jetzt steht mit der Welt. Mit Diplomatie richtet man in solchen Zeitläufen mehr aus, als mit dem sogenannten heiligen Eifer. Und wenn die fremden, vermögenden Herrschaften, mit denen Dein Sprengel so reich gesegnet ist, wie ich wollte, daß es der meine wäre, wenn sie sich Dir nicht nahen wollen, so nahe Du Dich ihnen, lobe ihren Kurs, gieb ihnen frei, was sie nicht lassen können, und Du wirst ein sehr beliebter Priester sein, wirst Einfluß zum Vorteil unserer Sache gewinnen, mehr als Du denkst. Auch Klugheit ist eine christliche Tugend, mein lieber Alter, vor Mutlosigkeit hingegen möchte ich, mit Vergunst, Dich in aller Freundschaft gewarnt haben.

Dein wohlmeinender
Anton Gamsinger.
Vikar zu St. Nikolai i. B."

Am 27. April 1889.

Christi Himmelfahrt.

Ich glaube, er war schon lange. Ich glaube sicher, ihn schon vor Jahren gesehen zu haben. Das kommt bei Mauerwerken oft vor und sie stehen noch Jahrhunderte lang.

Hat heute nach der Vesper der Karl meine Hand genommen und mich zum Altar des heiligen Joachim geführt. Rechts deutet er an die Wand hin. — Nun, was da zu sehen wäre? — Zeigt er mir ein schwarzes scharfes Schricklein, das vom Fenster gegen den Boden herabgeht, ein ganz dünner, feiner Sprung.

„Geh' mir weg!“ rufe ich aus, „solche giebt's in jedem Mauerwerk, im Pfarrhof und überall.“

„Wollt's auch nur zeigen,“ meint der Karl.

Dann bin ich in allen Winkeln des Pfarrhofs herumgekrochen, überall Sprünge. Ich gehe zum Neuwirt, dort auch. Und hübsch große. Er sehe sie schon seit seiner Kindheit, sagt der Wirt. Und diese Häuser stehen gar nicht einmal auf dem Kirchenriegel.

In der Nacht habe ich ruhig geschlafen.

Einen Tag später.

Heute habe ich mir den Sprung in der Kirche noch einmal besehen. Es giebt ihrer auch neben dem Taufbecken und am Turme. Es ist Staub in den Rissen, es nisten Käferlein drinnen. Das ist nicht von heute und nicht von gestern. Es hat keine Gefahr. — Wenn ich nur wüßte, welche Ursache solche Sprünge haben!

Habe ich mich ein wenig in den Schatten gesetzt am heiligen Josef, seitwärts hinter den Fichten, auf dem Holzstock. Dort will ich mein Brevier beten. Das Denken und Grübeln über Gott und alles Unendliche habe ich mir längst abgewöhnt. Der Frieden kommt nur im Beten.

Diesmal ist's aber nicht so gewesen, durchaus nicht. — Wie ich so sitze, kommt mein Mädel geschlichen mit Blumen, steigt auf das Kniepult und schmückt den Josef. Und steht weiter hinten der junge Ritter und schaut ihr zu bei der zärtlichen Arbeit. Wie sie zurück will, tritt er ihr entgegen und sagt Worte, die ich nicht verstehe, es müssen scherzhafte gewesen sein, denn sie lacht. Ich, in meinem Versteck, spitze die Ohren aufs äußerste.

„Mein Namensbruder ist zu beneiden," sagt der junge Herr. „Wenn unsereiner einmal so glücklich wäre!"

„Der Heilige ist angenagelt," sagt die Schalkin, „der kann nicht umhergehen, sich Blumen zu pflücken."

„Aber ich, meinst du, könnte so umhergehen und mir Blumen pflücken!"

„Wenn der Herr Blumen haben will, so wird's schier am besten sein . . . ."

„. . . . er pflückt sie selbst? Willst du nicht so sagen?"

Sie will sich abwenden. Da legt er ihr eine Hand aufs Haar, schaut ihr in die Augen und spricht fast feierlich: „Du bist wie eine Blume . . . .!"

Sie ist davongelaufen. Aber bevor sie davongelaufen ist, hat er sie fest bei der Hand genommen, hat sie an sich gezogen, ganz bis an die Brust und hat sie fast schon geküßt. — Geschehen hätte sie's lassen, da habe ich gehustet.

Er bleibt stehen, blickt ihr nach und ist betroffen, als ich vortrete.

„Herr!“ sage ich, „das ist mir nicht lieb! Das ist mir nicht lieb!“ Sonst kann ich nichts hervorbringen. „Das Mädel ist noch unschuldig.“

„Ja, lieber Herr Pfarrer, eben deswegen!“ spricht er schier zärtlich. Da ist mir aber warm geworden und habe ihm meine Meinung gesagt. Die Stimme, glaube ich, hat mir nur so kurz herausgezittert, und kein rechter Brustton, weil mir der Atem immer stockt, wenn ich erregt bin. Er hört gelassen zu; hübsch lange muß er zuhören und wie ich schließlich fertig bin und fort will, hält er mich fast gewaltsam am Arm und sagt: „Ich begreife Ihren Zorn vollkommen, Herr Pfarrer. Allein, wenn es so wäre, wie Sie anzunehmen scheinen, dann wäre dieser Zorn noch viel zu geringe, dann müßten alle Wetter herniederfahren über dieses Haupt und der Blitz zerschmelzen mein armes Herz, das doch endlich einmal glücklich sein möchte.“ — Ich weiß gar eine Weile nicht, wie das gemeint ist. Er fährt fort, und seine Stimme ist herb: „Halten Sie denn auch mich für so einen? Oh gewiß, Hochwürden, auch ich werde Ihnen Sünden zu beichten haben. Wenn es aber ist, daß ich die Unschuld habe verführt, dann mögen Sie den Fluch aller Patriarchen und Propheten über mich ausschütten! —“

„Ihr habet dem Mädel einen Kuß gegeben!“

Wie ich dieses Wort sage, hebt sich seine Brust, und er spricht leise und langsam: „Ich habe mein künftiges Weib geküßt.“

„Lasset mich!“ rufe ich aus. „Haltet mich nicht so fest. Ich will Euch nicht mehr vor Augen haben!“

„An dem Tage, wenn Sie Ihr Heiland gesegnet hat, wenn Sie mit frommer Liebe gedenken Ihrer Eltern, da werde ich zu Ihnen hintreten und das Mädchen mir zum Weibe begehren.“

„Es kann keine Rede sein!“ rufe ich aus und eile hinab gegen die Häuser.

In meiner Stube bin ich still gestanden, wie in den Boden gebohrt und habe gesagt: „Also das ist es!“ —

Am nächsten Tag nach der Messe, wie das Mädel mir das Frühstück auftischt und dann wieder hinausgehen will, sage ich: „Bleib' ein wenig da, Ottilie. — Ich will dir was sagen. Du mußt jetzt wieder heim zu deinen Eltern in den Rauhgraben.“

Sie antwortet nicht und geht hinaus. Wie ich nachher wahrnehme, daß sie bei ihrem Kasten umthut und anfängt ihre Sachen zusammenzupacken, steigt mir ein bitterer Groll auf darüber, daß sie mich verlassen will. Wie ein Wahnsinniger stürze ich auf sie zu: „Und du bringst es übers Herz? Und kannst mich verlassen dieses schlechten Buben wegen?!“

Sie hat just ein paar Kleidungsstücke in der Hand, die hängt sie jetzt über die Lehne eines Stuhles, stellt sich vor mich hin, ganz gerade auf und sagt das Folgende: „Es wird wohl des Herrn von Yark wegen sein, daß ich fort muß. Den Kopf möchte ich mir herabreißen, daß ich's nicht gleich gesagt habe, und der Herr Pfarrer jetzt meint, ich hätte Heimlichkeiten. Ich weiß es ja, daß es nicht recht ist, aber wenn er mich nimmt .... Wenn wir heiraten ....“

„Dummes Zeug. Der reiche Herr dich! Der Weltmann, der Fremde! Dieser fremde Mensch dich! Wo es

kein Verstehen giebt und geben kann, kein Zusammenleben und kein Verstehen! Hat er dich denn schon ganz bethört?"

Sie hebt ihr blaues Schürzlein vors Gesicht und weint. Ich weiß meines Leides kein Ende.

„Kind, Kind!" sage ich und habe sie dabei gestreichelt an der Wange, daß ich ihr die Tropfen hätte mögen trocknen: „Der lieb' Herrgott dürfte mir dein Glück nicht feilen, ich gäbe zu viel dafür, ich gäbe meine arme Seele! Aber ich sage dir, wenn alles sonst gut wäre, kein Ständeunterschied wäre, kein Bildungsunterschied, kein weltliches Vorurteil. Ganz umsonst! Keine Seele und keine Seligkeit kann's machen. Das Gesetz, das Kirchengebot steht dagegen!"

Darauf läßt sie das Tuch sinken und sagt zu meinem Staunen: „Der Herr Pfarrer thut gerade, als ob wir nahe Blutsverwandte wären."

„Es ist noch unmöglicher!" rufe ich aus, „es ist noch viel unmöglicher, als ob ihr Bruder und Schwester wäret! Du weißt es, du mußt es wissen, daß es zwischen der christlichen und der mosaischen Religion kein Ehebündnis giebt."

„Er ist ja doch kein Jude!" lacht sie auf. —

Jetzt habe ich aber doch die Hände zusammengeschlagen. — Und habe es ihr gesagt. „Du siehst also, meine Ottilie, daß nicht der Gedanke sein kann an eine solche Verbindung, und daß da kein Mensch helfen kann, ja ich möchte fast sagen, nicht einmal Gott. Der Herr kann nur dein Herz erleuchten, daß du den Unrechten überwindest und den Richtigen erlangest. Ich will recht für dich beten."

Während der Rede habe ich empfunden, wie wohlfeil

solche Worte sind, und daß sie weder den erleichtern, der sie spricht, noch den, der sie hört. Das Mädel ist dann langsam hinausgegangen, hat leise die Thür hinter sich zugezogen.

Später hat sie ihren Kasten wieder eingeräumt, hat ihre Arbeiten verrichtet wie immer und hat nichts gesagt. Aber die Blüten sind von ihren Wangen gefallen an diesem Tage ....

Den Schmiedehammer höre ich die ganze Nacht. Er ist ja doch gestorben, der Simon Eschgartner. Oder ist er wieder zurückgekommen? Kommen denn alle wieder zurück?

Die Ottilie sagt's auch, daß er gestorben ist. Nach der Messe gehe ich selber hinab. Die Schmiede ist zugesperrt. Auf dem Schornstein wächst der Hollunder.

Ich will stark sein. Ich habe mein Amt, ich habe meinen Gott. Darf mich nicht verwirren lassen von krankhaften Träumen. Lisch nicht aus, mein zitterndes Lichtlein im Gehirn! Verlaß mich nicht, o heiliger Geist!

Im Juni.

Vor einigen Tagen hat die Arbeiterschaft an den Werksherrn eine Abordnung gesandt, um ihm ihre Wünsche vorzutragen. Der Ritter hat die Abordnung nicht vorgelassen und ist noch an demselben Tage nach Pest abgereist. Sie sagen, er solle nur fahren, der Apfel sei reif und würde in wenigen Tagen vom Baum fallen.

Bei den Arbeitern geht schon lange die Rede um von einem „Weißen“, der nach Torwald kommen soll. Der „Weiße“, das sei ein Arbeiterpfaffe, sagt der Hüttenverwalter, so nennt er die sozialdemokratischen Agitatoren. Warum er aber der Weiße heißt und nicht der Rote? Rot sind sie ja alle. Die Arbeiter scheinen große Stücke auf ihn zu halten und treffen Anstalten zu seinem Empfange.

Vor einiger Zeit erhielt das hiesige Gemeindeamt ein Schreiben aus Wien mit der Frage nach einem gewissen Mathias Glockner, genannt Hies im Grund. Vor zwei Tagen nun ist eine große Sendung an den Genannten eingelangt, die ihm zu übergeben ich ersucht worden bin. So habe ich den Hies rufen lassen, und er möchte auch zwei Zeugen mitbringen. Anfangs hat sich der Mann geweigert in der Meinung, es werde etwas Gerichtliches sein. Endlich ist er doch mit zwei anderen Arbeitern in den Pfarrhof gekommen. Nicht ohne Behagen habe ich seinen fadenscheinigen Rock angesehen, es ist sein bester, hoffentlich wird er bald sein schlechtester sein.

„Setzet euch nieder,“ sage ich, „du, Hies, mußt dich in den weichen Sessel setzen, du wirst es jetzt 'fürnehm geben wollen. Du bekommst heute einen großen Brief von mir. Es geschieht dir schon recht. Kannst du lesen? Nicht, na, dann werde ich dir die Dinge verständlich machen. Brauchst nicht zu erschrecken. Siehst du, was der Brief für Augen macht!“ Er ist nämlich mit fünf roten Siegeln zugemacht gewesen.

Und der Brief lautet:

„An den hochwürdigen Herrn Pfarrer Wolfgang Wieser zu Sankt Maria im Torwald.

Ehrwürdiger Herr! Im Jahre 1880 sind in der sogenannten Laudamushöhle der Hohen Rauh sieben junge Leute tagelang in großer Lebensgefahr gewesen und endlich durch wackere Landleute gerettet worden. Ein Bauer, namens Mathias Glockner, vulgo Hies im Grund, mußte bei dieser Begebenheit leider seinen Besitz einbüßen. Einer der Geretteten wurde mittlerweile mit Glücksgütern gesegnet und erlaubt sich derselbe, dankbar der wunderbaren Rettung gedenkend, genanntem Manne seinen Schaden zu ersetzen, soweit es etwa noch möglich ist. Er bittet Euer Hochwürden, dem Mathias Glockner den beiliegenden Betrag von dreitausend Gulden übergeben und den bezeugten Empfangsschein an nachstehende Firma zurückgehen lassen zu wollen.

Aillingen & Comp.

Wien, den 8. Juni 1889."

Nun aber habe ich mir einmal meinen Hies angesehen.

„Geht, Pfarrer, wer will mich denn foppen?" ruft er.

„Der Kleine, damals, kannst du dich erinnern, Hies? Ein Kommis glaube ich, war es. Von dem wird's kommen."

Der Hies starrt drein und dabei ist sein Gesicht so rot wie nach einem Schrecken. Als ich ihm das Geld — drei nagelneue Tausender — auf den Tisch lege, so hübsch einen neben den andern, da zucken seine Arme, da zittern seine Hände, da springt er auf und schöpft nach Luft.

„Bevor du das Märchenwunder in die Hand nimmst,“ sage ich, „mußt du hier deinen Namen zeichnen, und die zwei Zeugen sind auch dazu gebeten.“

Diese zwei Zeugen, ein paar ruppige Gesellen, gröhlen auf, und der eine sagt: „Keinen Besseren hätte sich das Glück nicht aussuchen können, als unseren Hies. Der ist ja Sozialdemokrat, der teilt mit uns!“

„Wenn's mein gehört, so gehört's mein!“ ruft der Hies, tastet nach den Noten, nimmt sie fäustlings und steckt sie in den Hosensack.

Das empört die beiden anderen, sie wollen nicht unterschreiben und suchen ihm das Geld aus der Faust zu winden. Ich habe große Mühe, eine Gewaltthätigkeit zu verhindern, und der Hies flüchtet durch die Hinterthür.

Bis zu diesem Augenblicke soll er sich noch nicht gezeigt haben im Eisenwerke. Die Arbeiter fahnden nach ihm, um ihn zur Liebe zu zwingen. War es doch immer der Hies, der von den Kapitalisten Teilung des Besitzes verlangt hatte. Jetzt ist er selbst Kapitalist. — Und jetzt ist der Herr Mathias Glockner wahrscheinlich ins Holland gereist.

Der Verwalter hat ein schnelles Telegramm nach Pest geschickt, daß die Anwesenheit der Herrschaft im Torwald dringend notwendig sei. Auch der junge Herr ist gegenwärtig abwesend, und die Beamten verlieren den Kopf. In das Kurhaus, wo Geräte, Glas und viel gesägtes Zirmholz aufbewahrt sind, ist heute früh durch das Fenster eine Bombe geworfen worden. Ein Teil der Glashüttenwaren ist zerstört, in die Wand ist ein Loch gerissen worden, daß man mit einem Heuwagen durchfahren könnte. Ein

Teil der Arbeiter ist ausständig und rottet sich zusammen. Die Gendarmerie ist noch nicht ausgerückt. Das danke ich Gott. Der erste Schuß ist unser Unglück.

Mit Viergespann hat sich der Ritter vom Bahnhofe abholen lassen. Er will seine Würde zeigen. Die Arbeiter waren in großen Mengen auf dem Bahnhof. Als die Herrschaft ausgestiegen, haben sie sich murrend verhalten, einen jüngeren Mann, der mit demselben Zuge ankam, haben sie mit großem Geschrei empfangen. Es soll der „Weiße" sein, den sie schon seit Wochen erwarteten. Die Arbeiter tragen rote Fahnen und rote Halsbinden; so ziehen sie johlend durch die Gassen, und manch ein Ausruf ist zu hören, der einem das Blut könnte erstarren machen in den Adern.

Der alte Herr hat dem Verwalter heftige Vorwürfe gemacht, daß er ihn herbeigerufen in einer so kritischen Lage. Und er ist mit seinem Viergespann durch eine Seitengasse ins Haus gefahren. Eine Gruppe von Arbeiterweibern soll unter sich gesagt haben: „Der wäre sicherlich im Ungarland geblieben, wenn er einen Schutzengel hätte!"

Und als man schrieb das Jahr 1889 nach der Geburt Jesu Christi, da ist ein großer Wahnsinn gekommen über die Menschen im Torwald. Sie haben nicht mehr arbeiten wollen, haben ihre gewaltthätige Hand ausgestreckt nach des Nächsten Gut. Und es war kein Gesetz.

Künftige Geschlechter, die diese Chronik lesen, werden es nicht glauben, und es ist doch geschehen.

In der Zeit hat mich der Werksherr eingeladen, den Abend in seinem Hause zuzubringen. Er hat auch den Gemeindevorstand geladen, und wie ich anfangs nicht recht wollte, so ging ich zuletzt doch, weil ich glaubte, es wären Beratungen zu halten wegen der drohenden Unruhen.

Es ist ein regenschwerer Abend, der Wind rauscht in den Bäumen. Der Rauch der Fabriken schlägt nieder auf die rostbraunen Wege. Unterwegs sehe ich, wie sie schon anfangen, thalseits den Kirchenwald zu fällen, es ist der letzte Schachen zu Sankt Maria, es ist — wollte ich gerne sagen — der grüne Mantel unserer lieben Frau. — Aber heute haben die Holzarbeiter Feierabend gemacht vor der bestimmten Stunde. — Im Wagen des Gutsherrn komme ich angefahren, der junge Herr Josef begrüßt mich an der Thür, als wie wenn nichts gewesen wäre zwischen uns. Er begleitet mich hinauf über die Teppiche der Treppe. Oben in den schönen Räumen empfängt mich der alte Herr mit großer Artigkeit und so heiter, daß ich mir denke, der kann doch kein schlechtes Gewissen haben. Der Zaunstiegelhofer ist auch schon da in seiner Zwittertracht, halb Herr und halb Bauer. Er ist Großfuhrmann geworden und man muß Herr Achenberger zu ihm sagen. Mit mir hat er seine Not im Gespräche, denn ich weiß alles so unrichtig. Was die Herren sagen, damit ist der Vorstand einverstanden. Heute bemerkt er, daß das Land eine spottschlechte Volksvertretung habe, und er gedenkt sich in den Landtag wählen zu lassen. — Dieweilen sie um das Volkswohl besorgt sind, betrachte ich die Zimmer. Eine wahre Pracht! Eine Flucht von Gemächern mit den kostbarsten Kästen und Schränken. Teppiche liegen und hängen herum, die Wände getäfelt, mit Meisterbildern aus der Tier-

und Jägerwelt geschmückt, goldene Kronleuchter, kunstvoll geschnitzte Sessel. Die Fensterläden sind verschlossen, so daß der düstere Abend draußen unsere lichten Räume nicht letzen kann. Der Tisch, an dem wir essen, ist voller Lichter, Blumen und Silber; eine fast nackte Frauensperson aus Gold schwingt ein Füllhorn, aus welchem duftende Rosen quellen. Der Gärtner und der Jägerbursche sind heute in schwarzem Frack und weißen Handschuhen. Sie bedienen uns Tafelnde schweigend, die Herren erzählen drollige Anekdoten. Der alte Herr weiß ihrer allerhand und ist zu meiner Verwunderung voller Lustigkeit, und von den Arbeitern kein Wort.

Das Essen wird ausgezeichnet gewesen sein, ich verstehe davon nicht viel. Ich esse mein Stück Braten, trinke mein Glas Wein und denke: dann kannst du gehen. — Beugt sich auf einmal einer der Aufwärter zum Herrn Josef und flüstert ihm etwas ins Ohr. Dieser steht auf und geht hinaus, der alte Herr folgt ihm sogleich. Der Vorstand und ich, wir schauen uns an, da hören wir ein hohles Getöse von außen. Kommt schon der junge Ritter zurück: „Meine Herren, die Arbeiter scheinen uns einen Fackelzug bringen zu wollen." Wir öffnen einen Laden, da schlägt uns rotes Licht entgegen. Ein dröhnendes Wogen von dunklen Wesen über den ganzen Platz vor dem Hause und unzählige Pechfackeln, deren Flammen der Wind in Fetzen davonreißt, während die rostbraunen Wuchten des Rauches über die Dächer fliegen.

Der alte Herr stürzt herein, jetzt hat er ein anderes Gesicht wie früher. „Die Lichter auslöschen!" ruft er. „Franz! Anton! Die Thüren schließen, alle Thüren! Das Gesindel ist da!" Der Jägerbursche sagt etwas von

Schußgewehren. Der Alte krallt die Hände zusammen: „Nur das nicht, Franz! Nur sie nicht noch reizen! Die Lichter aus!“

Die Lichter aus, aber es wird nicht dunkel. Die Scheiben, die Balken fliegen schmetternd in Scherben, mit einem Walgbaum rennen sie die Fenster ein, und jetzt zucken die roten Tafeln der draußen sich kreuzenden Fackeln an den vergoldeten Wänden der Zimmer und der Rauch bricht herein in die Pracht des Hauses. Der alte Herr kniet nieder vor mir, faßt mein Gewand und beschwört mich, die Gefahr abzuwenden: „Halten Sie ihnen das Wort Gottes vor, hochwürdiger Herr!“ — Jetzt stellt sich der junge Ritter ans Fenster und ruft mit aller Macht seiner Stimme hinaus: „Arbeiter! was wollt ihr von uns?“

Entgegnet von unten einer: „Wir wollen, daß uns das Thor aufgethan werde. Wir haben der Herrschaft eine geziemende Einladung zu machen. Wir Arbeiter begehen heute ein großes Fest, und da sollen unsere Arbeitgeber auch dabei sein.“

Wendet sich der Josef zum alten Herrn: „Hörst du, Papa! Es ist ja nichts. Sie wünschen, daß wir der Volksversammlung beiwohnen!“

„Nicht um alles, mein Sohn! Nicht um alles!“ wimmert der Herr. „Verbirg mich im Keller, wo das Feuer nicht hin kann, verbirg mich! — Reden Sie doch, Pfarrer! Glauben sie denn nicht an Gott, diese Bestien? Daß sie plündern und morden gehen unschuldige Leute, gute Leute, die so viel gethan haben für diese Gegend. Sprechen Sie doch, Pfarrer!“

Da kommen schwere Schritte die Treppe herauf, das Thor ist erbrochen. Vier oder fünf Männer stehen da in

Arbeiterkitteln; in der einen Hand halten sie den abgezogenen Hut, in der andern den Revolver. Ein großer, rotbärtiger Geselle tritt vor zu dem in den Lehnsessel niedergebrochenen Werksherrn und spricht: „Wenn uns freiwillig aufgemacht worden wäre, so hätten wir die Unhöflichkeit nicht begangen. Wir sind anständige Leute, und dieses vornehme Haus, das wir gebaut haben, wollen wir auch beschützen, wenn die Herrschaft uns Freund ist. Wir wünschen, daß der gnädige Herr jetzt mit uns in die Versammlung gehe, dort werden wir sagen, was wir wollen, und es soll kein Wort den Herrn beleidigen." Als der Mensch so gesprochen, fassen zwei Männer den alten Herrn an, einer am rechten und einer am linken Arm. Aber an der Thür steht der Josef mit der Waffe in der Hand. „Arbeiter!" sagt er mit heiserer Stimme, „ihr wisset, was ihr euerem Stande schuldig seid. Euer Ehrenwort, daß ihr diesem alten Manne kein Haar krümmt!"

„Unser Ehrenwort!" rufen sie alle. Einer erblickt den Eiszuber mit den Sektflaschen, er faßt ein paar der Flaschen an, dann steckt er eine zu sich. Und hernach haben sie den Ritter, den armen zitternden Mann, hinausgeführt aus seinem Palaste. Der junge Herr und ich, wir sind ihnen gefolgt.

Als wir ins Freie treten, hängen sie ihrem Gefangenen einen alten Mantel um, stülpen ihm einen Hut auf, und so werden wir unter brüllenden Fackeln und knatternden Fahnen wie im Siegeszuge hinabgeführt gegen die Werke. Es ist ein fast feierlicher Zug, er wendet sich der großen Eisenhütte zu, wo sonst an dreihundert Schmiede arbeiten. Aus dem weitoffenen Thor leuchtet trübrother Feuerschein, es lohen alle Essen, und bei solchem

Scheine stehen die wuchtigen Amboße und Hämmer und Walzen und Maschinen schier gespenstig da. Schwarz ist der unebene Erdboden, schwarz sind die Öfen und Wände, finster ist das hohe Dachgebälke, blutig rot aber ragen und liegen und hängen die eisernen Zangen, Hacken, Hämmer und anderes Werkzeug im Scheine der Essen. Es ist, als ob man alles durch ein trübrotes Glas sähe, auch die Gesichter. Die Leute, Männer und Weiber, setzen sich lärmend auf die Feuerherde, Amboße, auf die Hammerbäume und überall hin, wo Platz ist, andere machen sich hoch im Gebälke bequem, so daß allerwärts alles lebendig ist und man doch keine klaren Umrisse sieht. Sie bringen Bier, Brot, Branntwein, Tabak herein, das findet raschen Absatz, und es ist ein derbes Hinundherschreien und Lachen, und man hört Böhmisch, Italienisch und Deutsch durcheinander. — Für den Werkherrn ist in der Nähe eines riesigen Amboßes ein Lehnstuhl bereitet, er wird eingeladen, darauf Platz zu nehmen, und sie entschuldigen sich, daß sie keinen schöneren Festsaal hätten. Jetzt kommt der mit der Sektflasche und stellt sie von hinten unter den Sessel hin. Weil auch der junge Herr und ich mitgekommen sind, so werden bald noch zwei Stühle herbeigebracht, auf die wir uns niederlassen müssen.

Was wird jetzt werden? denke ich, und als ob ein alter Arbeiter, der neben mir steht, den Gedanken erraten hätte, sagt er: „Jetzt wird der Weiße kommen, und der wird sprechen. Und der wird es den Herrschaften sagen." Daher erwarte ich nun einen wilden Recken mit pechschwarzem Haar und totenblassem Gesichte. — So hat er nicht ausgesehen. Ein fast schmuckes, bartloses Bürschlein, das einen schneeweißen Hemdkragen trägt und eine rote

Schleife dran, das graue Röcklein ist an den Ärmeln etwas zu kurz, mit langen Beinen und im Auge Zorn, so tritt er rasch hinter einem großen Schwungrade hervor, springt auf den Riesenblock und vor sich den Amboß wie einen Tisch, so steht er vor uns. Und wer ist das? Das ist der Luzian.

Der Luzian Stelzenbacher, davongelaufener Theologe, jetzt sozialdemokratischer Agent. Und da hätten wir ihn.

Anfangs habe ich ein ganzes Firmament von tanzenden Sternen gesehen vor meinen Augen, so bin ich erschrocken, so hat's gehämmert in meinen Schläfen. Ich will hinausgehen, bleibe aber sitzen wie angeschmiedet. Er schaut keck in den roten düsteren Raum, er sieht mich nicht. — Ein Ruf geht ihm voraus, zwei große Arbeiterparteien sollen sich um ihn gespalten haben. — Nun, so soll ich ihn jetzt predigen hören, ihn, der einst oben im Rauhgraben die Ziegen gehütet und den Schafen gepredigt hat. — Den Beifallslärm, der sich bei seinem Erscheinen erhoben hat, winkt er kurz ab, den einen Ellbogen stützt er auf den Amboß, die andere Hand hat er in der Hosentasche, den Kopf vorgestreckt, so beginnt er zu sprechen. Seine Stimme ist hochtönig und rasch, nachdem, wie es manchmal leidenschaftlich hervorsprudelt, merkt man, daß vieles aus den Tiefen kommt. Aber nicht alles, es ist auch Studiertes dabei. Und formlos, fast zusammenhanglos und kraus hingeworfen.

Was er gesagt, das mag ungefähr so gewesen sein: „Die Menschheit ist eine Kompagnie von armen Teufeln. Aufs Rad geflochten, wie ein Verbrecher im Mittelalter. Wildnis und Kultur, Arbeit und Erschöpfung kommt im Kreise an die Reihe, und wer heute hier ist, wird morgen dort sein. Hier das

rote Elend und dort das schwarze. Genossen! Unsere Väter waren Bauern, unsere Söhne sollen Bürger sein. Aber der Bürger wird Kapitalist, und der Kapitalist wird Lump. Und unser Enkel wird gerichtet werden, wie heute wir den Geldmann richten."

Ei, wie philosophisch! denke ich, sie werden ihn gleich auspfeifen. Er aber fährt fort: „Sind wir Feinde der Gesellschaft, weil wir Feinde der Müßiggänger sind? Wir sind Feinde der Ungerechtigkeit. Unsere Besitzlosigkeit macht uns nicht arm, wir brauchen ja nichts als Arbeit und Nahrung für Leib und Seele. Aber ihr Reichtum macht uns arm, ihr unverdienter. Ihr Bevorzugtsein, ihr Schlemmen verdrießt uns, weil es auf unsere Kosten geschieht. Wie der Reichtum die Nichtbesitzenden arm macht, so macht er die Besitzenden schlecht. Uns entsittlicht er, sie entmarkt er."

Jetzt jubeln sie ihm zu. Weil der alte Herr ganz erbarmungswürdig dasitzt in seinem Sessel, eingeknickt und angstvoll, so langt ein rußiger Geselle nach der Sektflasche, schlägt ihr mit einem Hammer den Kopf ab und hält sie dem Werksherrn hin, daß er sich labe. Der junge Herr sieht den Hohn, entreißt dem Arbeiter die Flasche und schleudert sie zu Boden.

Der Redner fährt fort: „Wolthätig sind sie, aber mit den Mitteln, die *wir* geschaffen haben. Wohlthätig sein, heißt *wohlthun*, nicht wohlgeben. Geben ist leicht, wenn man's hat. Persönliche Opfer bringen, um das Leben des Arbeiters zu verbessern, zu verschönern und zu veredeln, das verlangen wir. Die Besitzenden sind hart. Und sie sind selbst betrogen. Ihr Reichtum, der ihre Seele verdirbt, ist ein falscher. Er ist ein falscher, weil er nicht

wahr ist, weil er oft nur Schein ist. Er ist Schein und besteht in Scheinen. Das Wertpapier! Es stiehlt unsere Leistung und trägt sie in alle Welt und feilscht sie aus und wendet Lohn und Gewinn unserer Arbeit dem zu, der die Coupons abschneidet. Das sind falsche Schuldscheine und nichts anderes!"

Von einem ungeheueren Beifallssturm wird er unterbrochen. Die Werkzeuge klirren, der große Hammer, auf dessen Gründelbaum Leute sitzen, selbst scheint sich bewegen zu wollen, um auf dem Amboß seinen ehernen Beifall zu klatschen. Der alte Herr knickt immer tiefer ein, der junge Herr wird immer unruhiger, und ich denke bei mir, nun kommt der Tag des Gerichtes.

Der unbeschreiblich dreiste Luzian fährt fort: „Aber gebt acht, Genossen! Das Wertpapier in seiner gegenwärtigen Wesenheit ist ein Phantom. So lange man den Teufel glaubt, so lange ist er. Wenn die Leute das Papiergeld nicht mehr glauben, dann ist es nicht. Das Wertpapier ist nur dann wert, wenn es das Verdienst dem lohnt, der es hat. — Genossen im Torwald! Ihr wollt Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Arbeitszeit. Das nützt euch nichts. Freie Zeit kostet Geld. Kostet mehr Geld, als was der erhöhte Lohn ausmacht. Verlangt etwas besseres, Genossen! Werdet Aktionäre euerer eigenen Leistungen. Arbeitet auf Gewinnanteil! Arbeitet für mäßigen Lohn und einen Anteilschein für die Person. Die Arbeitgeber mögen für ihre geistigen Leistungen, für Gründung, Leitung, Vertrieb und Gefahr den entsprechenden Anteil haben am Gewinn —"

Weiter konnte er nicht sprechen, denn es erhoben sich schallende Stimmen: das sei wieder die alte Kappe! Und

wie einfältig! Anteilscheine! Als ob sich der Fabriksherr von einem Arbeiter je in die Geschäftsbücher gucken lassen würde. Vertrauen? Wo? Wann? Wie? Die alte Kappe sei es.

Und der Luzian: „Die alte Kappe ist's freilich, weil ohne Arbeit kein Verdienst und kein Gewinnst sein kann. Wenn sie sagen: genießen sollen alle, so sage ich: verdienen sollen alle! Ich mache keine schönen Worte, ich sage nur, was euch rettet, Genossen, was euch stark und frei macht, was euch zum Sieger machen wird über euere jetzigen Herren. Das ist die Bildung und die Arbeit und die Sparsamkeit."

„Das ist Verrat!" So wird er unterbrochen. „Für solche Phrasen bezieht er Sold! Das ist ein Skandal!"

„Ausreden lassen!" verlangen einige.

„Jagt ihn vom Amboß, den grünen Jungen!"

Die Gährung nimmt zu, ein kleiner, affenbehendiger Kerl springt auf den Feuerherd, von Funken der brüllenden Esse umsprüht, schreit er grell in den Hüttenraum hinein: „Anteilscheine! Sparen! Das ist ein bezahlter Schurke, der so spricht. Daß wir selber mitgeschädigt wären, wenn die Fabriken niederbrennen und die Paläste in die Luft fliegen! — Die Anteilscheine, die wir verlangen, sollen anders aussehen. Genossen! Auf, ins Herrenhaus!"

Und jetzt ist die Bestie ledig. Ein Wirbel erhebt sich in der ganzen Hütte, die Leute springen herab von ihren Maschinen, Balken und Wänden, die Werkzeuge, die Räder und Hämmer werden lebendig, ein unerhörtes Schrillen und Pochen, ein Schreien und Pfeifen wüthet. Hundert Arme, Fäuste heben sich gegen den „Weißen", aber der

Luzian ist weg von seinem Amboß. Nach dem „Yark“ schreien sie, nicht mehr Herr, nicht mehr Ritter, nicht mehr Werksherr! Doch gottlob, die beiden Herren sind verschwunden, dem Josef scheint es gelungen zu sein, in der Verwirrung mit dem Vater zu entkommen. Zwar rufen mehrere Arbeiter in die tobende Menge, dem Yark wäre bei Ehrenwort persönliche Sicherheit versprochen worden! Dagegen lärmen andere, der Yark hätte auch sein Wort gebrochen, und die Weiber — das sind noch die allerwildesten — zetern dazwischen: „Ins Herrenhaus! Einmal ist er schon gehabert worden, heute habern wir ihn wieder!“ — Ich bin zu Boden getreten worden, berge mein Haupt unter einer Wasserrinne, während die wilde Jagd über mich wegstürmt hinaus in die Nacht. —

Wie ich zu meinem Pfarrhof heraufgekommen bin, ich weiß es selber nicht. Die Ottilie schläft in ihrer süßen Ruhe, ich lasse sie schlummern. Zu uns kommen sie wohl kaum. Uns können sie nichts nehmen und nichts geben. Nehmen sie uns das zeitliche Leben, so geben sie uns dafür das ewige, auf das wir hoffen. — Vom Fenster aus höre ich noch den Lärm, doch möchte ich den Verlauf dieser Nacht weiter mit Augen verfolgen. Da fällt mir das neue Türmchen ein auf dem Pfarrhof. Der Ritter, wie er es zur Verschönerung des Kurortes anbringen ließ, dürfte wohl nicht gedacht haben, wozu es einmal gut sein wird. Es sollte dazu gut sein, um von ihm aus zu sehen, wie das Herrenhaus brennt.

So ist es geschehen.

Es war die Mitternacht vorbei, ich hatte schon Hoffnung, das Äußerste würde nicht geschehen, da wurden die Fenster des Herrenhauses licht, und aus dem Dache

brachen die Flammen. Der rote Schein und der qualmende Rauch, der früher gewesen in der Eisenhütte, jetzt erfüllt er das ganze Thal. Die Kirche steht oben in einer stillen, feierlichen Glut, die Felswand, die hoch über dem Walde ragt, steht wie ein ungeheures Fanal. Furchtbar wild brandet die Riesenfeuergarbe auf über dem Herrenhause in der wetterstürmischen Nacht. — Man hört Schüsse. Die Leute des Dorfes stehen an ihren Häusern mit Leitern und Löschgeräten bereit, fast starr und stumm vor Schreck. Jeder Hausbesitzer fragt sich bange: Werden sie auch zu mir kommen?

Am frühen Morgen kommt die Ottilie in das Zimmer, sie wisse nicht, was das für ein Geruch sei heute überall. Und in der Luft so ein Rauch. Dann sieht sie mein unberührtes Bett: „Was ist denn das? Hat der Herr Pfarrer nicht geschlafen? Und wie er ausschaut. Maria und Josef, Blut. Was ist denn geschehen, Herr Pfarrer, um Gotteswillen!"

Habe es selbst gar nicht bemerkt, daß an mir so viele Spuren sind vom Abende her. Ich schaue zum Fenster hinaus, da sehe ich vor dem Hause jemanden stehen. „Der steht schon immer draußen vor der Thür," sagt das Mädel, „er geht nicht herein und er geht nicht fort."

„Geh' du jetzt in deine Küche, Ottilie, der Rupert soll heute zu Hause bleiben und die Kuh nicht aus dem Stall lassen. Ich werde die Messe erst später lesen." Darauf bin ich hinabgestiegen zu dem, der vor dem Hausthore stand.

„Sage mir nur, Luzian, ist jemand verletzt? Wo ist die Herrschaft?"

„Sie ist abgereist," antwortet er, „mir ist es in der Nacht gelungen, die beiden Herren in einem Kohlenkarren nach Unterschuttbach zu bringen, auf den Bahnhof. Vor dem Herrenhaus sind die Arbeiter gegeneinander geraten, die einen wollten das Haus schützen, die andern wollten es stürmen. Zuerst sind die Weiber hineingekommen, in allen Zimmern herumgehuscht, haben die Kästen geplündert und das Silberzeug fortgeschleppt. Als die Gendarmerie anrückt, steht das Haus schon in Flammen. Zwei Schmiede sind verwundet, ein Glashüttenarbeiter soll tot sein."

Der vorbeieilende Knecht des Neuwirtes schreit herüber: „Sie arbeiten schon wieder. Weil die Herren von Spieß da sind! Die Schlote rauchen wie alle Tage! Just sind auch die Bergknappen eingefahren."

Ist das möglich? — Als ob nichts geschehen wäre? Kann auch die Menge Wahnsinnsanfälle haben? Und am nächsten Tage weiß sie nichts davon? — —

Ich schaue dem Luzian ins Gesicht und sage: „Das war eine Nacht!"

Er thut einen Schritt gegen mich, blickt aber nicht auf, betrachtet seine Fingernägel und sagt leise: „Was — wird der Herr Pfarrer von mir denken!"

„Luzian, komm in die Stube hinauf. Komm!"

Er ist mir zögernd gefolgt. In der Stube bleibt er vor mir stehen, ich setze mich.

„Ich habe deine gestrige Rede gehört, Luzian!"

„So haben Sie gesehen, wie ich bestrebt war, die aufgeregte Arbeiterschaft auf einen anderen Weg zu lenken."

„Und du hast gesehen, was dabei herauskommt! — Luzian! Luzian! Was hast du gemacht?! Uns so davonzulaufen! Unter dieses Volk zu gehen. Einer, der

mit diesen Leuten fertig wird, muß ein bissel anders ausschauen wie du! Du bist ein dummer Bub'! — Na, gieb mir die Hand! Daß du nur endlich da bist!"

Er fällt mir an die Brust und hebt an zu schluchzen.

„Das laß jetzt sein, Kind. Da ist Wasser, daß du dich waschen kannst, dann rufe ich die Ottilie herein."

Aber die Ottilie hat ihren Bruder ordentlich vorgenommen! Das ist ein resches Mädel! Heute habe ich sie erst kennen gelernt. Nach der leidenschaftlichen Liebkosung stößt sie ihn mit beiden Fäusten von sich: „Mögen thu' ich dich mein Lebtag nimmer! Hundert Jahr Fegefeuer kann dir's nicht von der Seel' brennen, was du uns hast angethan!" Der Luzian will sich damit verteidigen, daß er sich der Unterdrückten annehmen wollte, er spricht das Wort Nächstenliebe aus, und damit kommt er ihr recht. „Wenn ich nur wüßt'," sagt sie, „wo bei dir die Nächstenliebe anhebt, bei weltfremden Leuten oder bei Vater und Mutter! — Mir scheint, Luzian, du weißt gar nicht, wie schlecht du bist! Daß du Geistlicher nicht willst werden, in Gottesnamen, dazu sind die meisten Leut' nicht würdig. Aber in der weiten Welt um wie ein Vagabund! Und nichts von dir! Seit fünf Jahren! — Luzian, unser Vater jauchzet nimmer! Die Mutter ist krank! Und wenn du auf deinen Knien in den Rauhgraben rutschest, du bist nicht im stande, es ihnen abzubitten!"

Ist er wohl wie ein armer Sünder dagestanden. Ich trachte dann, daß er was Warmes ißt, und wie sie so vor meiner jetzt beisammensitzen, da kann ich nur denken: „Gott Lob und Dank, daß er daheim ist!"

Der Wahnsinn ist aber noch nicht vorüber! Durchaus nicht. Vormittags kommt die Post, ein alter Arbeiter

vom Werke sagt's: Der Weiße sollt' sich eilends davon machen, sie wollten ihn haben, ein Rudel durchsuche schon alle Häuser nach dem Luzian Stelzenbacher, sie nennten ihn einen Hochverräter und wollten den alten Mark von ihm zurückhaben.

Dem Rupert sein Sonntagsgewand her! Und gleich hinauf in den Wald. Über die Grießelalm in den Rauhgraben! — Das Mädel hat es ausgesprochen, und so haben wir den Luzian wieder müssen ziehen lassen. Nicht eine halbe Stunde darauf, und sie sind schon dagewesen, ihrer acht oder zehn Männer, noch wilder als gestern. Einer setzt mir das Messer an die Brust: „Pfaff, du weißt, wo er ist!" Ein anderer schwingt den Strick: „Dieses Ehrenbandel ist für den Weißen!" Die Ottilie hat der Rupert unter Strohschaube versteckt in der Scheune. Mir haben die Wütriche das Bild des Heilands von der Wand gerissen, vor die Augen gezuckt, ob ich nicht wüßte, daß Christus es mit den Armen gehalten? Ich aber ließe mir von Kapitalisten den Bauch stopfen! Sie wären heute wohl das erste Mal im Pfarrhofe, aber nicht das letzte Mal . . .! Mit solcher Drohung sind sie abgezogen. — Und von der Brandstätte her kriecht der Rauch.

Das ist geschehen am 23. und 24. Juli 1889.

Bei dem Schneewetter am Tage der Himmelfahrt Christi ist es gewesen, daß im Rauhgraben das Weib des Steinhansels von der Thür bis zum Ziegenstall den Schnee wegschaufelte, und dabei plötzlich in Ohnmacht zusammenfiel. Der Hansel war mit den Söhnen schon auf dem Kirchwege, da merkte er es, daß er keinen Rosenkranz in

der Tasche habe, er kehrte um, daß er einen hole und fand das Weib vor dem Hause liegen. Seither ist sie im Bette, kann den rechten Arm und Fuß nicht bewegen und nicht mehr deutlich sprechen. Traumhaft redet sie zuweilen von ihrem Luzian, der schon gar lange in Rom beim Papst sei. Wenn die Ottilie einmal heirate, oder der Friedel, oder der Steff, da werde er schon kommen und sie zusammensegnen. — Mit solchen Vorstellungen unterhält sie sich wohlgemut manche Stunde. Ich habe sie zweimal besucht und auch versehen, sie ist voller Ergebung in den Willen Gottes, hat mich nur gebeten, es dem Luzian zu schreiben, daß er einmal eine Messe lese für ihre arme Seele.

Als der Luzian sich flüchten mußte, da ist er über die Alm glücklich in den Rauhgraben gekommen. Die Ottilie ist, vom Rupert begleitet, dann auch hinaufgegangen, daß sie die Kranke vorbereite. Der alte Franzl soll bei der Ankunft seines Sohnes nichts gesagt haben als: „Rast' ein bissel ab, Luzian."

Die Mutter sieht ihn und sagt zur Ottilie: „Ein Holzknecht ist dort, der wird hungrig sein. Gieb ihm ein Reindel Milch von der scheckigen Gaiß."

Die Ottilie aber hat zur Kranken gesagt: „Mutter, dieser Mensch kennt den Luzian."

„So," antwortet sie unter geschlossenen Augen, „wie geht's ihm denn?"

„Er wird bald kommen. Diese Woche noch. Es kann sein, daß er morgen kommt und wenn das Gewitter die Stege nicht zerrissen hat, kann er heute schon da sein."

„Mußt ihm ein gutes Bett herrichten, beim warmen

Ofen," lallt die Kranke. Nach einer Weile hat sie die Augen aufgethan, den Burschen scharf angeschaut, ihm die Hand hingehalten und ganz ruhig gesagt: „Grüß' dich Gott, Luzian!"

Der Franzel hält die Kranke eine Weile an der Hand, um ihren Puls zu fühlen und sagt heimlich zu uns: „Er schlägt den Totenmarsch."

Da ist der Luzian hinausgegangen, und unter den Lärchen soll er laut gebrüllt haben vor Herzeleid.

Das kranke Weib hat von dieser Stunde an nicht mehr viel gesprochen, hat immer geschlummert, und der Heimgekehrte ist neben ihrem Bette gesessen. Gegen Abend ist's, daß sie sich aufrichtet, ihr Sonntagsgewand verlangt und die neuen Schuhe. Sie müsse in die Kirche, man läute schon zusammen. Sie wolle zu Luzians Ehrmesse gehen. — Eine Viertelstunde nachher ist's vorbei gewesen.

Am 27. Juli.

Heute haben wir sie bestattet. Kranzjungfrauen haben den Sarg getragen vom Rauhgraben heraus. Alles weiß und in Kränzen und Blumen, so daß ich mir gedacht habe, bei den lustigen Steinfranzelleuten blüht sogar der Tod wie die Maien. — Unten an der Erzbahn hat der Zug stehen bleiben und warten müssen, so sind die Hunde gefahren in ununterbrochener Reihe vom Stollen her gegen die Hochöfen. Die Mauern des Herrenhauses haben mit ihren Fensterhöhlen öde herübergestarrt, und dahinter steigt noch hie und da ein blaues Rauchbändchen auf.

Auch den Altar in der Kirche haben sie mit Rosen geschmückt. Wie ein Frohnleichnamszug kommen sie herauf mit

dem Sarg aus weißen Tannenbrettern und die Glocken hätten bei einer Primiz nicht feierlicher klingen können, als jetzt. Diese Leute aus den Bergen herab sind voller Andacht, und es ist fast wie eine Himmelfahrt, du gutes Weib, nach deinem hochgemuten Leben, nach deinem seligen Sterben!

Der Franzel in seinem schneeweißen Haar, er juchezt zwar nicht, aber er klagt auch nicht, einen betrübten ruhigen Blick legt er hinab ins Grab. Auch die Ottilie hält sich tapfer, wir wissen doch, daß ein Wiedersehen verheißen ist. — Aber der arme Luzian!

Nicht achtend die Gefahr wegen der Arbeiter ist er der Mutter gefolgt herab aus dem Gebirg. Aus seinem rasenden Schmerze habe ich gesehen, wie sehr in ihm der Glaube muß Schaden gelitten haben auf seiner weltlichen Wanderschaft.

Wie ich im Gebet für die Verstorbene noch Weihwasser hinabsprenge auf den Sarg, da habe ich etwas Grauenhaftes gesehen. Der Sarg bewegt sich ganz von selber und sinkt tiefer hinab zwischen den Schollen und sachte fallen die Grabwände ein und der Sarg verschwindet ganz. — Was ist denn das, du heiliger Gott! —

Am Nachmittage sind wir selbander hinaufgegangen in den Rauhgraben, die Ottilie und der Luzian haben den Vater begleitet. Ich habe auch mitgehen müssen und mit ihnen ruhig reden, damit es dem Alten nicht gleich in der ersten Stunde allzu hart in die Seele schlägt, wer im Hause fehlt.

Um alle ein wenig zu zerstreuen, habe ich den Luzian veranlaßt, daß er uns seine Erlebnisse erzähle. 's ist doch

noch der treuherzige Knabe, und ich habe es ja geahnt, daß man vieles wird entschuldigen können. — Im Stifte, meint er, wären im letzten Jahre seine Lehrer nicht gerade mit ihm zufrieden gewesen. Da ist er einmal auf einem Spaziergange nach Sankt Johann mit Fremden zusammengetroffen, und die haben ihm so vieles erzählt von der weiten Welt, daß er ganz unruhig geworden ist. Einer hat immer von der höllischen Ungerechtigkeit gesprochen, die zwischen Armen und Reichen herrscht und daß ein Weltbrand entstehen wird, der die Menschheit wieder reinigt, und daß jeder Christ mitthun muß, um die Unterdrückten zu befreien. Was sich der Junge oft heimlich bei sich gedacht, das war hier ausgesprochen worden, denn das hat mir der Luzian vertraut: der Geistliche hätte nach seiner Meinung heutzutage mehr zu thun, als beten und messelesen, er müsse auch predigen und zwar nicht in der Kirche allein, dahin kommen die Schlimmsten nicht, sondern auch im Wirtshause, auf den Straßen und in den Werkstätten. Und hat sich's geoffenbart, daß mein Luzian im Stifte heimlich Bücher gelesen aus der Bibliothek, die ihn auf solche Sachen gebracht haben. Als darauf die Hauptprüfung nicht glücklich ausfällt und keine rechte Sicherheit ist, wer die künftigen Studien bestreiten soll, da entschließt er sich und springt aus. Nach einem kurzen Besuch im Rauhgraben geht er in die Fremde. Als Bettelstudent über die Alpen, in die Schweiz, den Rhein entlang, durch das deutsche Reich nach Böhmen, wo er zu Reichenberg in einer Tuchhandlung eine Weile Warenträger gewesen ist und dann in einem Comptoir gearbeitet hat. Dort hat er auch seine erste Arbeiterrede gehalten. Später zu Brünn in einer chemischen Fabrik. Hat sich Geld verdient und

erspart und will es seinen Eltern schicken, doch säumt er mit dem Schreiben, bis er etwas Gutes zu melden hätte. Dann erzählt der Luzian offenherzig von einem jungen Weibe. Bei einer Arbeiterversammlung nach einer heftigen Rede, die er gehalten, hat sie ihn angesprochen: „Stelzenbacher, du gefallst mir. Willst mit mir halten?“ Sie sind eine Weile miteinander gegangen, und wenn er als Redner großen Beifall gehabt, hat sie allemal gesagt: „Ja, mein Mann, der wird Hauptmann, wenn's los geht.“ Auf einmal heißt es, in Wien wäre gute Arbeit, und die beiden verabreden sich, nach Wien zu reisen. Am Tage der Abreise kommt er in ihre Wohnung, um sie abzuholen, und er begeht eine Dummheit. Ist ganz jäh ein wildbärtiger Mensch da, packt den dummen Jungen am Halse und sagt, er könne ihn jetzt erwürgen, wolle ihn aber als guter Kamerad leben lassen; nur müsse er zur Buße dafür, daß er seine Frau besucht, das Geld da lassen. — Ein arbeitsloser Steinmetz ist's gewesen (und sie die Metze), und der junge Tölpel hat noch froh sein müssen, heil aus der Höhle zu kommen. Dann hat er das Militärjahr gemacht. Nach demselben ist nirgends Arbeit zu finden, und jetzt nimmt er das Erbieten einer Arbeiterpartei an, als sozialdemokratischer Agitator zu reisen. Um zur Not leben zu können, ist er in den Arbeiterbezirken umhergekommen und hat gesprochen, wie ihm ums Herz gewesen. Wenn er dann auf seinem Lager manchmal darüber nachgedacht, ist sein Gewissen unruhig geworden. Wenn er zahm und gemäßigt spricht, so drohen sie ihm mit Entziehung der „Gage“. Wenn er heftig und leidenschaftlich auftritt, so kommt die Polizei mit dem Arrest, der ihm öfter als einmal passiert ist. Das Sitzen hat ihn in der Achtung der Arbeiterschaft

stets sehr gehoben. Den Weißen haben sie ihn genannt, weil er grundsätzlich keine Schulden gemacht und weil er immer weiße Wäsche getragen hat. So wird er auch in den Torwald geladen. Zuerst widerstrebt's ihm, in seiner Heimat als Wanderprediger aufzutreten, dann erfährt er, daß die Arbeiterschaft dieses Bezirkes eine sehr bedenkliche Richtung einschlägt, vielleicht — so meint er — könne er beruhigend wirken. Er will einmal für die Vernunft predigen und nicht, wie sie am liebsten hören möchten, für die Faust. Dann sollen auch seine Heimatsgenossen — besonders der Pfarrer — sehen, wie es mit ihm steht. Er ist sich seiner Sache zwar noch immer nicht sicher, doch hat er guten Mut und denkt, im Torwald ist der neue Geist eingezogen, der ist verwirrt, und da heißt es kühn auftreten. „Nun," so schließt der Luzian seinen Bericht, „ist es umgekehrt gekommen, anstatt daß ich die Arbeiterschaft im Torwald belehrt, hat sie mich bekehrt. Gleich wie ich die liebe Gegend wiedersehe und mich erinnere an die alten Zeiten, ist mir der Unterschied aufgefallen zwischen der zufriedenen Tüchtigkeit damals und den Bestrebungen der Sozialdemokraten. Auf der Heimatserde habe ich Kraft gefunden, so zu sprechen, wie es mein Gewissen will und sehe ich endlich klar. — Während meiner Rede in der Eisenhütte bin ich noch ein Halber gewesen, nun weiß ich's besser. Nun weiß ich, daß mit diesem Volke nichts zu machen ist. Sie haben meine Absage. Ich habe mich geirrt, ich kehre zu meinem Ideal zurück, zum geistlichen Stande."

Nimmt ihn auf diese Rede der alte Franzel bei der Hand und sagt: „Luzian, meiner! — Wenn die Mutter noch leben thät!"

Ein wenig später habe ich mich mit dem „Weißen“ zusammen unter die Lärche hingesetzt, und habe das Folgende zu ihm gesprochen: „Daß du dich geirrt hast, Luzian, das kommt mir schier selber so vor. Wenn du aber glaubst, als Geistlicher deinem Ideal leben zu können, so irrst du dich wieder. Kein Mensch kann heutzutage so schlimm enttäuscht werden, als ein Weltpriester, der Ideale hat. Glaube das mir, mein Sohn. Vor Jahren, als dein Absagebrief ankam, war ich — darf dir's wohl sagen — empört über dich! Was mir jener Brief weh gethan hat —! Na, 's ist auch vorbei. Heute willst du doch wieder in den Priesterstand, und heute will ich dich davor warnen. Thue es nicht. Luzian, schau auf mich. Mit welcher Zuversicht bin ich nach Sankt Maria gekommen, daß ich meine Pfarrkinder führe durch ein zufriedenes Erdenleben zur ewigen Seligkeit. Und nun stehe ich da wie ein Hirte, dem am Abende die Wölfe in die Herde gebrochen sind ....“

Weil ich nicht vermag, weiter zu reden, so sind wir nebeneinander schweigend dagesessen, einer trauriger als der andere. Endlich sage ich noch: „Und wie mir, so geht es in diesen Zeiten wohl auch anderen meiner Amtsbrüder. Viele sehen es freilich nicht, verrichten ihre Berufsgeschäfte, spielen Karten und Kegel und leben neben dem Atheismus gemütlich dahin im Angesichte eines untergehenden Volkes. — Nein, Luzian, so einer willst du nicht werden. — Wer es aber ernst nimmt, der geht einen Kreuzweg, wie es kaum einen zweiten giebt in dieser leidensreichen Welt. — Ich sage es dir, junger Mensch, wenn alle Sünder Gnade finden am jüngsten Tage, wir Priester finden keine. Uns sind die Seelen zur Hut ge-

wesen, wir haben sie verloren. Uns ist das Licht gegeben gewesen, und wir sind dumm geworden."

„Pfarrer!" ruft der Luzian. „Reden Sie nicht so, das kann ich nicht hören. Auf Sie paßt es nicht!"

Lege ich ihm meine Hand auf die Achsel und sage: „Einen guten Weg weiß ich noch. Dort ist das Licht. Höre mir zu. Oben im Gebirge lebt ein Mann, nur um wenige Jahre älter als du. Sohn des verstorbenen Simon Eschgartner. Früher ist er Holzarbeiter gewesen, jetzt ist er Hirtner auf der Grießelalm. In unserem Thale scheint ihm die Sonne nicht hell genug. Sein Name ist Rolf. Lasse dir von ihm erzählen, und wenn du einmal nicht mehr weißt, was Christentum ist, dann gehe hinauf zu ihm."

„Herr Pfarrer," sagt der Luzian zu mir. „Wo wüßte ich einen besseren Christen, als den Mann, der mein und meiner Familie größter Wohlthäter geworden ist! Nun bin ich da und weiß nicht, was ich soll und bitte Sie von Herzen, daß Sie mich weisen."

„Ich kann dir keinen Rat mehr geben. Gehe hinauf zum Rolf."

Heute tritt mich ein fremder Herr an, und ob ich nicht der Pfarrer Kneipp wäre? Verwechselt er mich mit dem schwäbischen Naturarzt, den er vor etlichen Jahren gesehen hat, und der jetzt so viel Gutes thun soll. „Er irrt sich," habe ich gesagt, „ich bin der Wolfgang Wieser, und was hilft es, wenn man einem tüchtigen Mann ähnlich sieht, wenn man's nicht ist!"

Mein Gott, wie glücklich sind manche Menschen, sie leben nicht umsonst. Mit gutem Beispiel allein, das einer

giebt, ist nichts gethan. Bin ich friedfertig, so sind sie streitsüchtig. Bin ich freigebig, so sind sie geizig. Bin ich genügsam, so sind sie gefräßig. Man leistet mit den Tugenden nur ihren Lastern Vorschub. Oder ist meine Demut Hoffart? Was ist es denn, daß mein Mühen im Weingarten des Herrn ohne Segen bleibt?

Mein lieber Thomas von Kempen will mich auch verlassen. Sein Zuspruch ist sonst wie Öl auf brennende Wunden. Aber nicht auf solche! Was sind des Heilandes fünf Wunden gegen die meinigen? Ich opfere mein Leben auf, und die Menschen werden verdammt!

Ich werde doch wissen, was ich höre! Sensen schmiedet er. Habe auch mit ihm gesprochen. Neunhundert Sensen schmiedet er, und der Hammer klappert Tag und Nacht.

Es kommt die große Mahd. Das Gras steht hoch auf allen Wiesen.

Im August.

Aus Pest ist eine ernste Nachricht eingetroffen. Es wird uns allen angezeigt, daß Herr Isidor Ritter von Yark gestorben ist. Der Schreck und die Angst in jener Julinacht haben ihm den Tod gegeben.

Mir ist ein Paket Zeitungen geschickt worden und Geld. In den Zeitungen wird erzählt, was Ritter von Yark für ein bedeutender und edler Mensch gewesen ist. Gute Thaten zu Dutzenden werden aufgezählt, die größte darunter, daß dieser seltene Mann im Hochgebirge eine Wildnis urbar gemacht habe, in welcher vor wenigen Jahrzehnten noch ganz wilde

Tiere und halbwilde Menschen gehaust hätten, heute aber ein von Fremden viel besuchter, moderner Kurort sei und eine große Industrie zum Segen der Einwohner. In einem der Blätter wird rührend erzählt, wie der Mann trotz mancher Gegnerschaften Tag und Nacht bestrebt war, Großes zu leisten, und daß er der aufreibenden Thätigkeit leider viel zu früh erlegen ist.

Für das Geld werden Seelenmessen gewünscht und gelegentlich eine kleine Gedenkrede, damit Torwald auch erfahre, wie gut der nun Selige es mit ihm gemeint. — Die Seelenmessen sollen gelesen werden, für den Verstorbenen will ich beten lassen in dem Sinne, wie es unser Heiland geboten hat.

Das Geld wollte ich an arme Arbeiter verteilen, habe damit aber kein besonderes Glück gehabt. Einem heruntergekommenen, halb siechen Knappen gab ich etwas, damit er seinen Hunger stillen könne. „Hunger habe ich keinen," sagt er, „aber Durst. Und für Durst ist das ein sehr mäßiger Beitrag, ein sehr mäßiger!"

Ein Arbeiterweib mit drei kleinen Kindern, das ich von der Spende beteilen wollte, schrie mir ins Gesicht: Was das für einen Millionär wäre, sieben Gulden! Das wäre ein Spott. Sie lasse sich aber nicht spotten! — Hat mir das Geld aus der Hand gerissen und in ihren tiefen Kittelsack gesteckt.

Schlecht geht es dem Arbeiter Grulin. Er hat in der Julinacht einen Schuß in den Arm bekommen und liegt noch immer auf dem Stroh. Seine Zuhälterin ist davongelaufen und hat ihm vier Kinder hinterlassen. Auch dem habe ich etwas Geld geboten und ihn gebeten, mir ein oder zwei Kinder anzuvertrauen, ich fände vielleicht gute Men-

schen, die für sie sorgen wollten. „O Pfaff!“ sagt er lachend, „mich köderst du nicht. Meine Kinder werden zu Sozialdemokraten erzogen. Das Geld kannst übrigens hergeben, danke schön. Und du gehe nur zu deinen Bauern.“

Sie nehmen mich nicht an. Mein geringes Werk nicht und das Wort Gottes nicht von mir. — Zu meinen Bauern! Wo sind sie denn? Vielleicht in den Schluchten oben, an den Wänden, im Eise. Mit der Laterne möchte ich sie suchen. Wie man verlorne Seelen sucht, so möchte ich sie suchen alle Stund' bis zum jüngsten Tag.

Vom Ritter Josef ist dieser Tage an den Verwalter der hiesigen Gewerkschaften ein Schreiben eingelangt, welches eine große Veränderung hervorrufen wird im Torwald. Alle Arbeiter, welche nicht hierher zuständig sind, werden sofort entlassen. Im Betriebe bleibt nur die kleine Eisenhütte und das Bergwerk.

Mein Gott, auch das Bergwerk! Wenn er noch einmal herkäme, ich wollte ihn kniefällig bitten. — Der junge Herr wird wohl nicht mehr oft nach Torwald kommen, und das ist auch gut.

Wenn es nur reden wollte, das Mädel! Daß man sie doch wenigstens auszanken könnte! — Sie denkt noch an ihn. Und da sie ihr Geheimnis vor mir verhüllen zu müssen glaubt, so wird sie allmählich anfangen, mich zu hassen. Und weiß es doch so gut wie ich, daß es nicht sein kann. — Es ist wohl ein hartes Kreuz mit der Liebe!

Er ist ja gar nicht zuständig hierher, dieser Mathias Spatzel, genannt der Holz-Hoisel. Warum geht er denn nicht? Andere der Entlassenen haben sich bereits verzogen, der Hoisel streicht noch umher im Thale. Einer Andeutung nach merke ich, daß er dem Mädel wieder nachstellt. Mancher schlimme Geselle ist umgegangen zu Sankt Maria, so unheimlich wie dieser ist mir keiner gewesen.

Er soll geäußert haben, der Hirtner Rolf, sein Nebenbuhler, würde übers Jahr aus der Erde grünen.

Am Stege steht das arme Weib. Ich reiche ihr im Vorübergehen flüchtig die Hand: „Grüß Gott, Mutter, auf Wiedersehen morgen!“ Und das ist nicht wahr, morgen reise ich in die Hauptstadt, um Domherr zu werden. Und jetzt habe ich nicht Zeit, die Mutter über den Steg zu führen, weil ich in die Kirche hinauf will, um zu beten. Sie steht zitternd und tastend auf dem schwanken Brett. Das Wasser rollt schwer darunter hin. Ich gehe vorwärts, um den Schöpfer zu grüßen am Altare. Wie ich wieder umschaue, ist die Mutter verschwunden ....

Wer so träumen kann, der steht nicht mehr in der Gnade Gottes.

All meiner Tage bin ich nicht krank gewesen und weiß nicht, was das jetzt ist. Zum Ersticken ist mir manchmal, als ob die Lunge bersten wollte. Wie mit eisernen Reifen ist die Brust umklammert, aus allen Poren dringt der Schweiß, die Glieder zittern und sind schwach zum Umfallen. — Und dann ist's wieder vorüber.

Wie süß wäre das Heimgehen mit dem Bewußtsein, das irdische Tagwerk erfüllt zu haben! —

Bim, bim, bim, bim!

Hämmern thut's Tag und Nacht in der Schmiede, und sie hören nichts. Der Simon hat mir's anvertraut. Die Sensen sind bald fertig. Die Männer kommen. Sie kommen von allen Seiten.

Am 1. September.

Heute ist der junge Herr von Yark auf einmal vor mir gestanden im Pfarrhofe, nach dem Gottesdienst. Er trägt ein schwarzes Kleid und schwarze Handschuhe. Zuerst glaube ich, es ist der Abschiedsbesuch. Das ist umgekehrt. Er ist nun Herr der Besitzungen im Torwald und will dableiben für immer. Das Herrenhaus will er wieder aufbauen lassen. Er spricht so nebenbei davon, als ob es ein Geringes wäre. Auch von den Arbeitern spricht er, aber mit einer unglaublichen Gelassenheit, als ob sie ein seelenloses Element wären, nicht seine Feinde bis aufs Messer. So viele Unbefangenheit und Selbstüberwindung hätte ich ihm nicht zugetraut. Gerade, als ob es mit dem Brennen und Plündern seine Richtigkeit hätte, wie mit Sturm, Hagel und Überschwemmung. Dann redet er von seinem Vater, aber ohne jede Anspielung auf die Julinacht. Dann steht er vom Sitze auf und sagt, er habe mir etwas abzubitten, es sei eine große Taktlosigkeit begangen worden, aber ohne sein Wissen. Die Zeitungen mit den Nekrologen — ich möchte nicht an sie denken. Er wolle gut machen so viel als möglich.

An seinem guten Willen wird man nicht zweifeln dürfen, er ist in vielem das Gegenteil von seinem Vater. Diese Rasse bringt so merkwürdige Gegensätze hervor, sie hat der Menschheit den größten Fluch gebracht und den größten Segen.

Wie er endlich fortgehen will, bleibt er immer noch stehen und geht nicht. Schon legt er die Hand an die Thürschnalle und zieht sie wieder zurück, dann streicht er mit zitternder Hand sein Bärtlein und bittet mich um etwas. Und bittet mich um etwas Großes — um die Taufe.

„Gehet zu Johannes in der Wüste!"

Es ist aber sein heiliger Ernst. „Für andere Vorteile," sagt er, „habe er sie abgelehnt, doch für diesen Preis ...."

„Gewiß, gewiß, Herr," sage ich gleich, „für den Himmel ist kein Preis zu hoch. Aber wollet Ihr das Sakrament nicht lieber in Alpenzell empfangen? Der Prälat wird sich die Ehre nicht gerne entgehen lassen wollen."

„Herr Pfarrer," spricht er darauf, „wir beide sind von leeren Höflichkeiten nie ein Freund gewesen. Ich will ein Pfarrkind von Sankt Maria werden, und Sie sollen mir die Taufe spenden. Ich bitte darum. Ich bitte darum von ganzem Herzen."

Am 8. September.

Taufpate ist der Oberlehrer Sandor Uilaky. Die Leute machen ihren Spaß. Der Schulmeister, sagen sie, sei doch noch immer der Stärkste im Torwald, weil er den Millionen schweren Herrn von Yark aus der Taufe heben kann.

Die Gemeinde hat ein Taufgeschenk bekommen, und zwar das Kurhaus mit viel Grund und Boden und Fonds als Stiftung für eine zu errichtende Landwirtschaftsschule. Viele Menschen sind anwesend, und es ist eine große Freude.

Und so habe ich ihn getauft in unserer ehrwürdigen Pfarrkirche am Festtage Maria Geburt, um sechs Uhr Abends. Und ist ein Erdbeben gewesen, daß alle Fenster klirren, und die Scheiben sind zersprungen. Mörtel ist herabgefallen von den Wänden. Die Ampel mit dem ewigen Licht hat lange hin und her geschwungen und hat nimmer wollen zur Ruhe kommen.

Wir gehen herab durch den Wald, wir gehen Arm in Arm, der Josef und ich, wir sind ja Brüder geworden. Und schreit es auf einmal hinter dem Fichtenbaum: „Wasch' dich, wie du willst, du bleibst doch, wer du bist!" Kracht ein Schuß, und zuckt mein Josef ein wenig zusammen.

Den Thäter hat man auf der Stelle abgefangen.

Beim Neuwirt ist der Josef vier Tage lang gelegen. Am fünften ist er zu mir gekommen, der rechte Arm ist noch verbunden. Er ist aufgeräumt, aber feierlich, daß ich erschrecke.

„Jetzt, mein lieber Pfarrer," sagt er, „jetzt will ich zu dieser rechten Hand, die geblutet hat, um die Braut werben. Jetzt bin ich arm, denn mir ist das Haus niedergebrannt, jetzt bin ich krank, denn mir ist der Arm durchschossen, jetzt bin ich des gleichen Glaubens mit dir und meiner Ottilie."

„Des Weibes wegen hast du dich taufen lassen? Wehe dir, dann bist du kein Christ.“

„Heißt es nicht in der Schrift: Wer getauft ist?“

„Es heißt, wer glaubt und getauft ist.“

„Kann der Glaube nicht durch die Liebe ersetzt werden?“

„Durch die Nächstenliebe etwa? Durch die Liebe zum Weib nie.“

Da wird er zornig und ruft aus, er habe nun alles gethan, was Gesetz und Kirche verlange und was in seiner Macht stehe, und wer denn jetzt noch das Recht hätte, sich zwischen zwei Menschen zu stellen, die beisammen sein wollen! Wenn es dem Vater recht ist und den Geschwistern?

„Und denen ist es recht?“

„Der alte Franzel hat mir die Hand auf dieses Haupt gelegt. — Und du bist immer noch dagegen, Pfarrer? Da ist nicht mehr eine harte Satzung Schuld, da ist es ein hartes Herz.“

Weil er es in großer Leidenschaft hervorstößt, so sage ich: „Wenn du Christ bist, so bekenne es in deinen Werken. Sei sanftmütig.“

Und habe ihn stehen gelassen und bin in die andere Stube gegangen und habe mir die Lippe zerbissen vor Schmerz, daß ich meine Ottilie nun sollte verlieren müssen. Dieses junge, treue, unschuldige Menschenkind — die einzige Freude, die dem alten Wolfgang noch geblieben ist.

Wenn du ein katholischer Christ willst sein! Einfältiger Pfarrer, trage dein Herz hinauf zur unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Maria!

Sie rotten sich wieder zusammen, die Arbeiter. Im Wirtshause zu Sankt Johann ist ihr Standquartier, von dem aus sie mit großen Massen in Verbindung stehen. Es soll das Wort gefallen sein, in der Alpenzelle (sie meinen das Stift) wolle man einmal den Honig ausheben und denen vom Torwald müsse demnächst ein großes Nachtlicht angezündet werden.

Beeile dich, Schmied. Bim, bim, bim, bim! —

Nur zu stark mußt du nicht hämmern, sonst stürzen die Berge ein. Weißt du was? Ein gülden Ringlein, wenn du schmieden wolltest . . .

Es war ein goldhaarig Mägdelein,
Das hatt' einen schwarzen Buhlen . . .

Heute ist ein gar hoher Herr bei mir gewesen. Mein seliger Bischof. In Purpur und goldener Kette steht er vor mir.

„Wie kann denn das sein?" frage ich ihn, „Excellenz sind ja schon gestorben."

„Eben darum, mein lieber Wolfgang," antwortet er, „im Leben habe ich's leider versäumt, heraufzukommen . . ."

Ist da ein Gendarm und fordert Seine Gnaden auf: „Einfahren!"

Sagt mein Bischof zu mir: „Was kann ich machen. Hab' Weib und Kind . . ."

Und fährt ins Bergwerk.

Jetzt habe ich sie. Am Ampelstrick hat sie genagt! Den Ampelstrick hat sie wollen abbeißen! Da hat ihr der

Karl eine Falle gestellt und sie ist hineingegangen. Jetzt hockt sie da in der Drahthaube und spitzt den Kopf und guckt mich mit ihren Äuglein neugierig an, was ich mit ihr wohl machen werde. — Was soll ich denn machen mit dir? Dein Unrecht will ich dir vorhalten. Daß es dich so nach dem heiligen Öl dürstet! Es wäre ja schön, aber ich glaub' dir's nicht. Dir geht's nicht um das Seelenbrot. Dein Wamstlein willst du mästen. Und dafür ist auch Speck gut. Da hast einen. Speck so viel du willst, aber das arme Kirchenlichtlein laß uns in Frieden.

Wie? Die Torwaldleute willst du glücklich machen? Dumme Maus.

Ich glaube es nicht. Sie sagen, daß es der Holz-Hoisel gewesen wäre, und sie sagen, daß ihm der junge Ritter die Hand gereicht hätte. Unser Christi-Heiland hat's zwar so geboten, aber kann man's denn glauben? Kann man so was denn glauben, heutzutage, wo es als die fürnehmste Tugend gehalten wird, den Feind zu vernichten!

Mein Gott, wie glückselig, wenn noch einmal die Liebe käme zu den Menschen, bevor ich muß schlafen gehen!

Ist der Josef in den Arrest gegangen, um den Übelthäter zu sehen. Hat ihn gefragt: „Mensch, was habe ich dir gethan, daß du auf mich geschossen hast?"

Fängt der Hoisel an zu beteuern, er wisse nicht warum, er sei wahnsinnig, des Pfarrers Mädel habe ihn wahnsinnig gemacht, denn sie laufe vor seiner davon, sie laufe den vornehmen Herren nach und darüber habe er vor lauter Zorn so gezittert, daß das Gewehr losgegangen ist.

Und sagt der Josef: „Also aus Eifersucht ist es geschehen. Ich verstehe das. Im Zorn hast du gezittert, und da ist das Gewehr losgegangen und jetzt wollen sie dich richten. Nein, Freund, das sollen sie nicht. Was kannst du für die Liebe! Was der Mensch aus Liebe fehlt, das soll man ihm nicht aufmessen. Siehst du, mein Arm ist schon so weit heil, daß ich dir die Hand reichen kann. — Willst du auswandern, so gebe ich dir gerne die Mittel dazu, denn in dieser Gegend wirst du jetzt nicht mehr bleiben wollen."

Auf dieses gute Wort sagt der andere: „Wenn sich der Herr vor mir fürchtet, so soll er gehen. Ich bleibe da."

„Thue wie du willst," spricht der Josef. Und an diesem Tage ist der Mathias Spatzel freigelassen worden.

In der Beichte hat der nicht können losgesprochen werden, und jetzt ist er losgesprochen worden ohne Beichte. Vom Mosaiten.

Bin ich zu ihm gegangen: „Josef, du weißt, daß mir die Taufe allein nicht genügt hat. Jetzt ist es anders, Josef. Ich habe gesehen, daß du wahrhaftig ein Christ bist, denn du hast gelernt zu verzeihen. — In des lieben Gottes Namen, nimm sie zu deinem Weibe."

Das ist gewesen am Tage des heiligen Apostels Matthäus 1889.

In ihr ist etwas! Mit ihren Vorderbranklein greift sie manchmal ans Drahtgitter und schaut zwischen den Drähten heraus. Sie pfeift und ich verstehe sie recht wohl. „Bin doch fleißig in die Kirche gegangen!" sagt sie, „und jetzt will man mich habern. Schützen Sie mich, Pfarrer! Halten Sie ihnen doch das Wort Gottes vor!"

Wen höre ich denn?

Ganz allein bin ich in diesem alten Hause und fürchte mich vor den Mäusen.

Es war ein goldhaarig Mägdelein,
Das hatt' einen schwarzen Buhlen,
Der hat sie um Vater und Mutter gebracht
Und ihr die Lieb gestohlen.

Der hat sie auf schwarzem, feurigem Roß
Ins Morgenland getragen.
Aufs Jahr that im steinigen Kidronthal
Ein einsamer Hügel ragen.

Zu Hohenmauth hat einmal ein alter Kaplan gelebt, von dem gesagt wurde, daß er bei der Messe die Hostie nicht habe heben können. Immer hub er das Gebet an, immer beugte er das Knie und wollte die Arme heben und versuchte es, und hat nicht können. Die Glieder haben ihm gezittert, der Schweiß ist ihm gestanden im Angesicht, und endlich hat er mit Seufzen und Stöhnen die Last des heiligen Brotes gehoben. — Eine schwere Sünde soll er auf der Seele gehabt haben, sagten die Leute.

Gestern bei der Messe ist mir ein Ähnliches begegnet. Als ich das Heiligste in der Hand halte, um es emporzuheben, gleichwie sie den Herrn mit dem Kreuze einst gehoben haben, da höre ich wieder den Simon hämmern, und sind mir die Arme lahm. Ich kniee nieder, ich bete, ich versuche es noch einmal und weiß nicht, wo ich bin. Der Karl hat mich in die Sakristei geführt, da ist mir ein Schaudern durch den Leib gegangen.

Erbarme dich meiner, o allmächtiger Gott!

Ich kann nicht mehr Messe lesen, es krachen die Wände. Das arme Mäuslein hat er gefangen, und die schwarzen Vögel läßt er herumflattern in der Kirche. Durch die Spalten fliegen sie herein und löschen das Licht aus. Die Liebe kommt nimmermehr und es wird eine große Finsternis sein auf Erden.

Dominus vobiscum!

Sitze ich oben beim heiligen Josef und höre zu, was sie machen drinnen im Berge. Pochen und rollen und donnern, ganz hohl, ganz hohl, und es zittert der Erdboden.

Und steht der Hoisel da, jählings aus dem Busch gesprungen und taumelt gegen mich her. Und schreit mich an: „Warum hast du dem Juden das Mädel gegeben? Du bist kein Pfarrer, du bist der Judas Iskariot. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, wenn ich auch die Alte umgebracht habe, und die andern auf der Alm oben, und den jungen Herrn. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, du Judas!"

Und ruft hinter dem Baum eine Kinderstimme: „Dem Juden hast das unschuldige Blut verraten!" Und rufen viele Stimmen von oben und von unten her: „Das Mädel hast verthan, das Christenkind! Pfarrer willst sein, und giebst deine Seelen den Juden hin. Die Seelen und die Leiber. — Hörst du es brüllen in der Erden! Da drinnen sind sie alle beisammen und warten deiner! In die ewige Hölle wirst fahren mitsamt deiner Kirche!"

Sie sind hinter mir, ich gehe wie gehetzt herum, sie sind hinter mir. — Simon, bist du fertig? Heerscharen

mit Fahnen und Sensen, kein Mensch kann sie zählen, so viele! Und halten Gericht über uns alle! — — Mädel, und du flichst den Myrtenkranz, und du kannst so lustig sein! Freilich lustig sein, wenn morgen Hochzeit ist!

Kornstock! Unsterbliche Künstler, wir zwei! Du das Hemd des Glücklichen, ich Herzklopfen und Hammerschläge. Der Kimpelschmied soll den Dudelsack blasen. Bläst er? — Drei Burschen, die zogen zum Jahrmarkt hinaus, juchhe!

Mein Vater ist ein Gärtner gewesen. Den möchte ich doch einmal fragen, ob sie ihm auch in den Garten gestoßen sind.

Am Tage des jüngsten Gerichts.

Hilferuf an meinen Bischof.

Zu Euch, zu Gott und allen lieben Heiligen rufe ich um Hilfe in meiner Not. Ihr habt mich allein gelassen, und es herrscht ein Schrecken im Torwald, wie er vor diesem Tage nie gewesen ist.

Sie haben mich verfolgt mit Fluch und Feuer, mit dem Interdikt. Weil ich ein Verräter bin, sie sagen es — richtet Ihr mich! Ich bin geflohen in die Kirche, sie haben ans Thor gepocht mit Hammerschlägen, ich bin heraufgestiegen in den Turm, wo die metallenen Glocken sind, die nimmer läuten dürfen. Ich schaue zu den Turmfenstern hinab in das Thal. Die Männer ziehen mit ihren Fahnen, mit ihren Flammen, mit ihren Sensen, mit ihrer Gier umher, sie legen Zunder in die Hütten und werfen Bomben in die Gebäude, daß sie krachend auseinander sprühen. Die

Weiber huschen halb gebückt dahin, hasten in die Häuser, zuerst scheu, vorsichtig, dann in heißem Hunger nach Raub, brechen mit klingendem Eisen Kisten und Kästen auf, bis der schwarze Rauch und das rote Feuer sie verscheucht. Es ist Nacht geworden, und die Nacht will nimmer enden. Das alte Schmiedhaus, es brennt lichterloh ohne viel Krachen nieder, und mitten im Feuer hämmert der Hammer. Der Neuwirt treibt seine Knechte vergebens mit dem Revolver an, Wasser auf die Dächer zu tragen. Das Kurhaus ist ein brüllender Pfuhl, seine Schindeln fliegen wie feurige Schwalben über die Dächer hinweg, und eines um das andere flammt jählings auf wie von selber. In Unterschuttbach blühen bis zum Firmament riesige Rosen auf, in Oberschuttbach steigt eine einzige Feuersäule gegen Himmel, sie ist groß wie das flammende Schwert Michaels, des Erzengels im Paradiese. Alles im Feuer, die Felsen leuchten in greller Glut herab, unermeßlicher Rauch qualmt wie ein rotes Gewölbe. Und die Wahnsinnigen rasen im Thale auf und ab, ein helles Siegesgeschrei tragen sie her über ihren Häuptern. So sehr zittern die heißen Lüfte, daß meine drei Glocken leise klingen in ihren Reifen. Rauchwirbeln dringen zu den Fenstern herein und prasselnde Funken. Ich eile niederwärts in das schützende Kirchengewölbe; die Heiligen stehen alle in rotem Schein; in meiner unendlichen Angst knie ich nieder vor dem Bildnis Mariens mit dem Kinde Jesu. Dieses ist sonst immer aus dem Bilde gleichsam auf mich zugegangen mit dem Kreuze und liebreich lächelnd — heute zuckt der kleine Heiland wie erschrocken zusammen und wendet sich ab vor dem, der ein unschuldiges Christenkind hingegeben hat an einen von jenen, die ihn gekreuzigt haben . . .

Da klingen hell die Glocken, am Ampelstrick laufen Mäuslein auf und nieder, in den Fenstern blühen die Rosen des Morgens, das Kirchenthor öffnet sich weit und unter jauchzendem Spiele reigt ein Hochzeitszug herein. — Die ganze Gemeinde ist da und die roten Hochzeitsbänder an ihrem Gewande sprühen Funken wie lohendes Eisen. Der Rolf hat ein Kleid von eitel Sonnenstrahlen, und die Ottilie schwebt wie ein weißes Wölklein herein neben ihrem Bräutigam, dem Josef. Schwarze Engel mit Fledermausflügeln halten in silbernen Schalen zwei goldene Ringe, um das Paar zu binden mit solchen Ketten. Tanzet, tanzet, ihr Englein alle, ihr lustigen Gäste, ihr Leuchter auf dem Altare — und du Kruzifix vor dem Tabernakel. Vom Gewölbe fällt Erde, aus den Tiefen krachen die Wetter. Die Toten, die im Thale auf Hunden aus dem Erzberg gefahren, sie rollen auf Hunden hier zum Thore herein in langen Reihen und tanzen mit uns. Die Steinplatten bersten unter den Füßen, die Wände krachen und wanken, aus Spalten des Bodens lodern Flammen und aufthut sich der Rachen in den feurigen Grund. Im Sturz faßt die Ottilie meinen Arm: „Ich bin dem Fremden gefolgt, so folge du mir!“ und reißt mich mit sich hinab. Im offenen Sarg sitzt ein Weib, mit unbeschreiblichem Vorwurf fragt sie nach ihren Kindern, die sie mir anvertraut. Aus anderem Sarge schreit der Kimpelschmied: „So hast du gewacht, o Seelsorger zu Sankt Maria, daß sie die Grundfesten unserer Kirche haben untergraben!“ Dort auf feurigem Erzflötz tanzt ein munteres Paar, das ist der Lehrer mit der Madame Gortschakoff. Der Ritter von habernden Höllenhunden gehetzt, reitet über zuckende Menschenglieder hin und rumpflose

Köpfe stöhnen: „Verloren, verloren!“ Der krump Christl schürt mit dreispießiger Gabel das Feuer, der Hoisel fleht: „Ich hab's ja gebeichtet!“ und der Peter Heissel wimmert: „Ich werde es nicht wieder thun!“ Abseits am sinkenden Denkstein hockt der Kornstock, klimpert und klappert mit seinen Knochen und singt: „Ich bin ein großer Herre. Wann thun sie wieder juchhezen im Torwald?“ „Nach hundert Jahren!“ lacht die Gralin hervor aus ihrer Truhe und kollert hinab. Und hinab und alles hinab, der Altar, der Taufstein, die Kanzel, die Glocken — alles hinab in den grenzenlosen Pfuhl, in die finstere Ewigkeit ...

Herr Bischof, bist du noch da? Hast du kein Licht? — Laß dir melden, o Herr, zu Sankt Maria im Torwald ist die Kirche versunken. Die Kirche mitsamt der Gemeinde, den Lebendigen und den Toten. — Aus dem Schlunde steigt ein stiller Rauch, aus dem Schlunde fliegt ein weißes Vögelein ... Einen Mann mit der Ampel sehe ich wandeln. Ist's der Karl? Ist's der Josef? Oder der Luzian? Ich kann es nicht sehen. — Wie ein roter Stern schwebt das Licht hinauf. Ich folge ihm zagend nach — immer höher in die Wildnis, ins Gebirge mit dem Nordlichtschein. — „Ist's der Rolf?“ rufe ich ihm nach. „Mein Rolf, es ist Nacht, leuchte einem verirrten Mann!“

„Seid Ihr's, Pfarrer? Geht Ihr nicht in die Kirche?“

„Mein Rolf, die Kirche ist versunken.“

„Und Gott lebt noch. Komm, Wolfgang, wir gehen zu ihm.“

„Und die andern, Rolf, die andern? ...“

So endet das Tagebuch des Pfarrers zu Sankt Maria im Torwald.

Die letzten auf Briefpapier geschriebenen Blätter sind aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende Oktober 1889 entstanden. Schon vorher wollte man an dem Pfarrer eine auffallende Veränderung bemerkt haben. Im September brach er eine Sonntagspredigt mitten ab, indem er noch ausrief: „Was hilft mein Bitten, die es angeht, sind ja nicht da." Dann zeigte er sich beim Messelesen manchmal verloren und verwirrt, hielt oft plötzlich in der heiligen Handlung inne, kehrte sich wohl auch um, starrte die Wände an und horchte. Immer glaubte er, ein Hämmern zu hören. Am ersten Sonntage im Oktober, als er während der Ceremonie den Kelch in der Hand hatte, stieg er mit demselben die Altarsstufen herab und flüsterte dem Kirchendiener zu, daß er es den Leuten sage, sie sollten eilends hinausgehen, der Simon sei schon fertig. Von diesem Tage ging er nicht mehr hinauf zur Kirche. Es war ihm sonst nicht viel anzumerken, nur sprach er davon, daß er leidend sei und bald in ein Versorgungshaus gehen werde. Abgemagert und müde sah er aus.

Der Gutsherr nahm sich jetzt sofort seiner an und wollte ihn zum Gebrauch einer ärztlichen Hilfe veranlassen. Ihm fehle halt ein bischen zu viel, war seine Antwort. Bald darauf war der gute Wolfgang fortgegangen. Er hatte den Pfarrhof verlassen, war gesehen worden auf den Wiesen von Unterschuttbach, am Damme der Eisenbahn,

am Gartenraine des Kurhauses, an der Brandstätte des Herrenhauses. Dann wieder drüben an den Schlackenhügeln der Gewerkschaft und auf den Schutthalden von Oberschuttbach. Er ging an seinem Stabe langsam umher, schaute zu Boden, schaute in die Büsche, in die Wässer, als ob er etwas suchte. Wenn man ihn grüßte oder anredete, schaute er betroffen auf, gab keine Antwort und ging weiter. Nächtlicherweile war er gesehen worden in den höher gelegenen Waldungen, wie er mit einer Laterne umherstieg zwischen dem Gestämme. Fast unheimlich soll es gewesen sein, wie der Greis mit dem Licht unter den dunklen Bäumen dahinschwankte immer höher hinauf in die Wildnisse. Der Gutsherr schickte Leute nach ihm aus, sie fanden ihn nicht, sahen nur manchmal von Ferne das Sternlein der Laterne flimmern. Aber ein Kräutermann war ihm begegnet, und den soll er gefragt haben, ob er keine Seelen gesehen hätte, er suche verlorene Seelen.

Und eines Morgens hoch oben auf der Grießelalm. Als der Hirtner Rolf früh morgens aufstand, um an den Hütten die letzten Einwinterungsarbeiten zu machen, und als er noch in der Dämmerung zur Quelle hinüberging, sah er unter den Wettertannen ein Licht brennen. Eine Laterne stand auf dem Erdboden und neben auf dem Steine saß der Pfarrer. Die beiden Hände auf den Stab gestützt, das Kinn auf die Hände, den breiten Hut tief in der Stirne, so ist er dagesessen wie einer, der gerade ein wenig einnickt. — Der Hirtner denkt: da ist er ja wieder! will ihn weiter nicht beunruhigen und schöpft leise sein Wasser. Als die Sonne aufgeht und allmählich emporsteigt über das weite Alpenrund, und der Pfarrer immer noch dasitzt und schläft, und am Stamme ein Eichhörnchen

herabkommt, über die Achseln des Ruhenden läuft wie über einen Baumstrunk, und der Pfarrer immer noch schläft, da wird dem Rolf bange. Er tritt hin und sieht daß der liebe Pfarrer Wolfgang gestorben ist. —

— — — — — — — — — — — —

Zu Sankt Maria, am Kirchhofsthore rechts ist das Grab des Mannes, der im Angesichte einer untergehenden Welt gestorben ist am gebrochenen Herzen. Ein steinernes Kreuz ist ihm gesetzt, an dessen Fuß man eingemeißelt eine hängende Ampel sieht als Sinnbild wahren Priestertumes. Am Sockel des Kreuzes stehen die Worte: „Die Liebe ist das ewige Licht.“



Peter Rosegger;
Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

2. Auflage.

(6.—10. Tausend)

broschiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.
in feinem Liebhaberhalbfranzbd. M. 5.50.

Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von Alfred Mailick.

2. Auflage.

(7.—10. Tausend)

broschiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.
in feinem Liebhaberhalbfranzbd. M. 5.50.

Einige Urteile der Presse:

Die Gegenwart: . . . Es ist recht erfreulich, daß der steirische Dichter, seitdem er seine neuen Schriften in einem reichsdeutschen Verlag erscheinen läßt, auch bei uns ein immer größeres Publikum findet. Es ist das kernhafte Alpenvolk, das uns aus diesen Novellen und Skizzen leibhaftig entgegentritt. Ein so vorzüglicher Erzähler wie Rosegger weiß sein dichterisches Gold dem taubsten Gestein zu entlocken, und gerade bei den unbedeutendsten Stoffen bewundert man seine Alles erklärende Kunst. . . .

Kunstwart: . . . Neues über R'. Alpengeschichten zu sagen, geht schwer an; ist auch nicht nötig. — Es bleibt eben dabei, ein besserer Volksdichter als Rosegger lebt zwischen uns nicht.

Universum: . . . Man wird nicht müde, dem trefflichen Erzähler zuzuhören. Als wir den Band aus der Hand legten, hatten wir nur den einen Wunsch: möchte der Autor recht bald wieder zum Waldvogel gehen und noch mehr solche prächtige Geschichten hervorbringen.

Straßburger Post: . . . Das ganze Buch bietet eine solche Fülle von Herzerhebendem und Befreiendem, daß dieser neue Band Rosegger wieder eine Perle des Bücherschrankes bildet.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.







